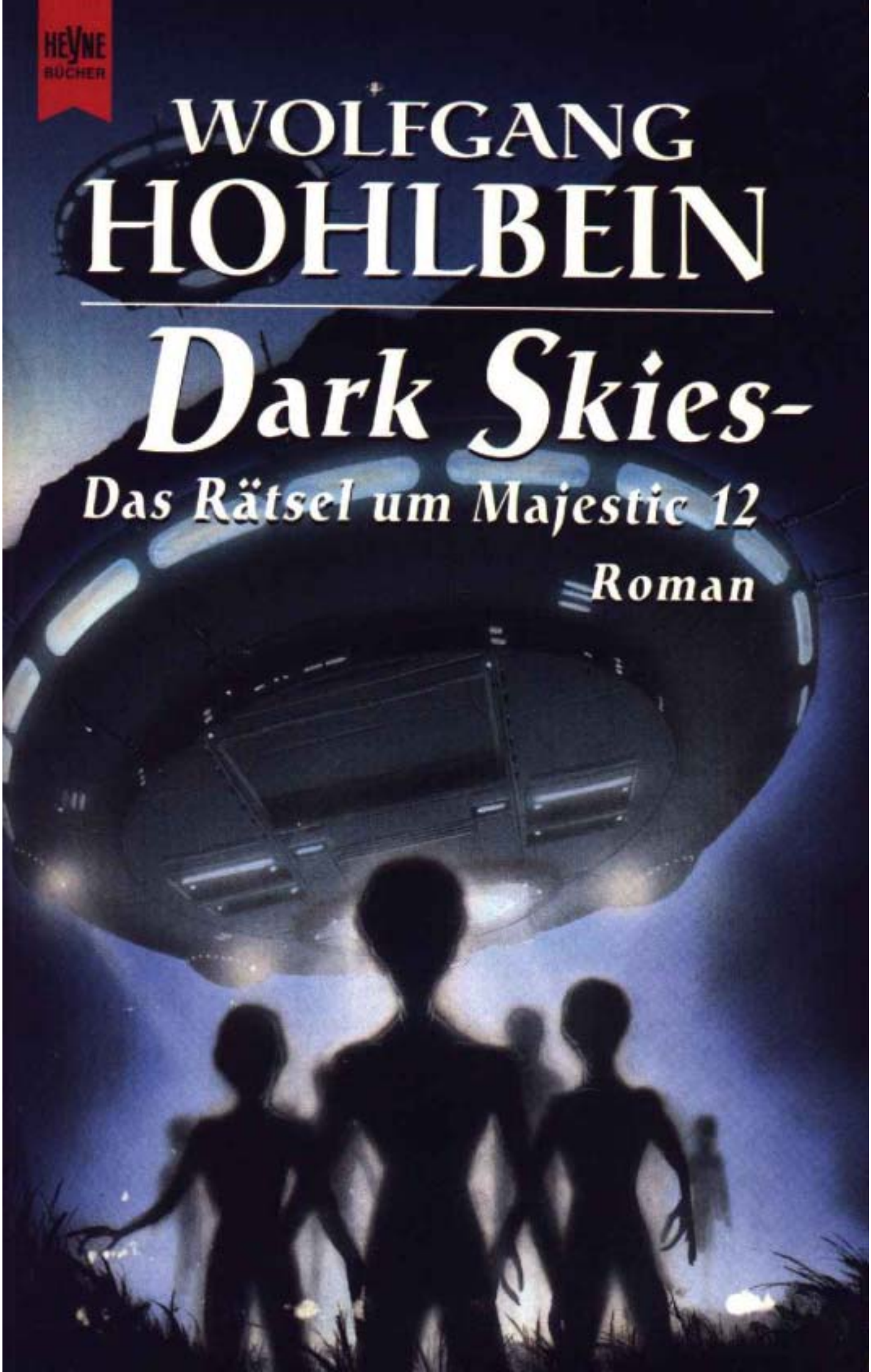
HEYNE BÜCHER

WOLFGANG HOHLBEIN

# Dark Skies-

## Das Rätsel um Majestic 12

Roman



WOLFGANG HOHLBEIN

# DARK SKIES - DAS RÄTSEL UM MAJESTIC 12

Roman

Nach dem Originaldrehbuch von
Bryce Zabel und Brent V. Friedman

Auf Basis der Fernsehserie »dark skies«
von Bryce Zabel und Brent V. Friedman

**Ebook by »Zerwas«**

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

# Prolog

In der unterirdischen Zentrale von Majestic 12 herrschte gespanntes Schweigen. In dem großen, tief unter dem gewachsenen Granitfundament Washingtons gelegenen Raum war es meist unnatürlich still; die Geräte und Apparaturen entsprachen dem neusten Stand der Technik und arbeiteten größtenteils elektronisch und somit nahezu lautlos. Es gab hier keine hektisch tickenden Fernschreiber, keine klingelnden Telefone, kein Türenschlagen oder das Trappeln von Schritten auf dem Flur. Selbst die Männer und Frauen, die hier in dem arbeiteten, was Bach manchmal das Allerheiligste nannte, senkten instinktiv ihre Stimmen, sobald sie diesen Raum betraten. Vielleicht, weil an diesem Ort zwei seltene Faktoren zusammenkamen: das fast körperliche Begreifen der vielen hunderttausend Tonnen Felsgestein, die sich über dem halbrunden Raum türmten und ihm zugleich etwas fast Heiliges wie auch Bedrückendes gaben, und das Bewusstsein, sich an einem Ort konzentrierter Macht zu befinden.

Mit alledem hatte das atemlose Schweigen, das sich jetzt in dem abgedunkelten Raum ausbreitete, jedoch nichts zu tun. Das für einen Außenstehenden sinnverwirrende Durcheinander von Linien, Ziffern, kryptischen Buchstabenkombinationen und blinkenden Punkten auf dem zwei Meter großen Wandschirm unterschied sich in nichts von dem, was an einem normalen Tag darauf zu sehen gewesen wäre. Das große Leuchtschild an der Wand neben dem Bildschirm signalisierte ein beruhigendes DEFCON 5, und auch das rote Telefon auf dem Pult vor Bach war stumm geblieben.

Trotzdem, dachte Bach, war es gut möglich, dass dieser Raum in den nächsten Minuten zu etwas wurde, das sich seine Erbauer niemals hätten träumen lassen: nämlich zur Bühne, auf der sich das Schicksal der Welt entschied. Und er zum Regisseur, der den Ablauf bestimmte.
»Lieutenant Powers!« Die Stimme des jungen Mannes am Funkgerät riss Bach aus seinen Gedanken. In dem atemlosen Schweigen, das sich in den vergangenen Minuten hier ausgebreitet hatte, klang sie unangenehm laut, und eine Spur von Nervosität schwang in ihr mit. Alle hier waren nervös.
»Lieutenant Powers!« sagte der junge Mann noch einmal. »Sie haben keine Erlaubnis, ich wiederhole: keine Erlaubnis, die Verfolgung über die Grenze hinaus fortzusetzen. Bestätigen!«
Wie immer, wenn Bach unter Anspannung stand, glitt seine linke Hand in einer unbewussten Geste nach oben und tastete nach dem rechteckigen Amulett, das er an einer dünnen Kette um den Hals trug, sicher verborgen unter seiner Uniform, metallisch kalt und trotzdem beruhigend auf der nackten Haut.
Heute beruhigte es ihn nicht.
Bachs Gesichtsausdruck blieb so undurchschaubar und versteinert wie immer, aber hinter seiner Stirn jagten sich die Gedanken. Der sichtlich überforderte junge Mann am Funkgerät war nicht der Einzige hier, der nervös war. Sie alle waren nervös, aber er, Bach, hatte regelrecht Angst. Vielleicht zum ersten Mal, seit all dies begonnen hatte, spürte er eine tief bohrende Angst in sich. Er musste eine Entscheidung treffen, und er wusste einfach nicht, was richtig war, und was falsch. Dies war - vielleicht - der Moment, auf den

sie alle so lange gewartet hatten, und nun, als er da war, wusste er einfach nicht, was er tun sollte. Wenn er einen Fehler beging, konnten die Folgen katastrophal sein; im wortwörtlichen Sinn.
»Lieutenant Powers!« sagte der Mann am Funkgerät noch einmal. Seine Stimme bebte vor Anspannung. »Brechen Sie ab. Ich wiederhole ...«
Bach hatte seine Entscheidung getroffen. Mit einem raschen Schritt trat er neben den jungen Mann, nahm ihm das Mikrofon aus der Hand und sagte: »Lieutenant Powers? Hier Bach.«
Powers' Antwort drang erst nach zwei oder drei Sekunden aus den Lautsprechern, leise, verrauscht und auf eine sonderbare Art verzerrt, was nur zu einem geringen Teil daran lag, dass sie den halben Erdball umrundet hatte. Zusätzlich wurde das Gespräch über ein kompliziertes System von Verzerrern, Zerhackern und anderen Codierungsmaschinen geleitet, die jeden Versuch, es abzuhören, zum Scheitern verurteilten.
»Majestic? Hier Lieutenant Powers. Ich nähere mich dem sowjetischen Luftraum.«
»Kontakt zum Zielobjekt?« fragte Bach.
»Positiv«, antwortete Powers. »Aber ich weiß, zum Teufel noch mal, noch immer nicht, was es ist. Das Ding ist schnell.«
»Wie ist Ihre genaue Position?« fragte Bach. Sein Blick wanderte zum Monitor und versuchte den blinkenden Leuchtpunkt zu identifizieren, der Powers' Maschine darstellte. Es gelang ihm nicht, aber im Grunde war dieser Blick ebenso überflüssig wie seine Frage. Er wusste nur zu gut, wo sich Powers befand.

»Westpakistan«, antwortete Powers. »Noch zwanzig Sekunden bis zum sowjetischen Luftraum. Was soll ich hin? Abbrechen?«
»Negativ«, antwortete Bach. »Sie haben die Erlaubnis, die Verfolgung fortzusetzen.«
Nicht nur der junge Mann am Funkgerät riss überrascht die Augen auf und starrte Bach an. Jedermann in der unterirdischen Zentrale starrte ungläubig oder erschrocken in seine Richtung. Auf dem einen oder anderen Gesicht glaubte Bach auch echtes Entsetzen zu erkennen. Er konnte dieses Gefühl verstehen. Der Befehl, den er gerade erteilt hatte, hatte durchaus das Potential, einen Krieg auszulösen. Trotzdem fuhr er fort: »Sie haben Ihre Befehle, Lieutenant. Befolgen Sie sie.«
»Roger, Sir«, antwortete Powers. »Noch zehn Sekunden, bevor ich den sowjetischen Luftraum verletze.«
Der letzte Satz war überflüssig und entsprach ganz und gar nicht dem militärischen Protokoll. Wahrscheinlich hatte Powers ihn nur gesagt, um sich selbst abzusichern; vielleicht auch, um ihm noch eine letzte Chance zu geben, seinen Befehl zu überdenken und zurückzunehmen.
Stattdessen sagte er: »Können Sie den Kontakt sehen, Lieutenant?«
»Nein«, antwortete Powers, verbesserte sich aber praktisch in der gleichen Sekunde selbst: »Doch. Es ist ... großer Gott! Es ist unglaublich schnell!«
»Bleiben Sie dran, Lieutenant«, sagte Bach. »Ganz egal, was geschieht, Ihre Mission hat Vorrang.«
»Vorrang vor was?« fragte eine Stimme aus Richtung Tür.
Bach widerstand dem Impuls, sich zur Tür herumzudrehen. Er wusste auch so, wer hereingekommen war. Er erkannte

die Stimme ebenso wie den typischen, schweren Schritt Gouverneur Humphreys. Er wusste sogar, welchen Anblick Humphrey in diesem Moment bieten würde: Er stürmte mit leicht nach vorne gebeugten Schultern heran, den linken Arm angewinkelt, um entweder seine Aktentasche oder den Trenchcoat zu halten, ohne den er niemals das Haus verließ, unabhängig von Witterung und Jahreszeit. Und in der rechten Hand hielt er gewiss die schwere Hornbrille. Bach bezweifelte, dass Humphrey überhaupt eine Brille brauchte. Sie war nichts als ein Utensil, das er im passenden Moment auf- oder absetzte, um Wirkung zu erzielen. Humphrey war ein Idiot, aber gefährlich.

Bach verscheuchte den Gedanken und rief sich seine eigenen Worte in Erinnerung: Ihre Mission hatte Vorrang.

»Sichtkontakt!« meldete Powers. »Es ist ... o mein Gott!«

»Was ist los?« fragte Bach. »Powers!«

Powers schwieg gerade lange genug, um Bachs Sorge einen spürbaren Schub zu versetzen. Als er schließlich antwortete, waren Schrecken und Überraschung aus seiner Stimme verschwunden. Aber sie hatten nur einer erzwungenen Ruhe Platz gemacht, die fast noch schlimmer war.

»Majestic, Sie hatten recht«, sagte er. »Identifizierung eindeutig positiv. Ich wiederhole: Es handelt sich zweifelsfrei um einen positiven Kontakt. Führe die Verfolgung fort.«

»Wer verfolgt was?« fragte Humphrey. Er war neben Bach getreten und wedelte erwartungsgemäß mit seiner Brille herum, während er den Bildschirm ansah und sich redliche Mühe gab, so zu tun, als verstünde er tatsächlich, was er da sah.

»Lieutenant Gary Powers«, antwortete Bach. »U2-Aufklä-

rungsflug. Er hat einen.«
Humphrey riss ungläubig die Augen auf, und aus dem Lautsprecher drang Powers' jetzt wieder aufgeregte Stimme: »Diese Manövrierfähigkeit ist unvorstellbar! Er fliegt doppelt so schnell wie ich, und ... großer Gott! Aber das ... im rechten Winkel!«
»Definitiv«, murmelte Bach. »Wir haben ihn!«
»Wo?« fragte Humphrey.
»Im Osten«, antwortete Bach widerwillig. Offenbar hatte Humphrey auf dem Monitor doch mehr erkannt, als ihm lieb war.
»Wo?« fragte Humphrey noch einmal.
»Tausend Meilen jenseits der sowjetischen Grenze«, sagte Bach. »In der Nähe von Sverdlowsk.«
Humphrey fuhr auf dem Absatz herum und setzte mit einem Ruck seine Brille auf. »Wie bitte?!«
»Sie waren nicht hier, Gouverneur«, sagte Bach kühl. »Ich musste eine Entscheidung treffen.«
»Sind Sie wahnsinnig geworden?« keuchte Humphrey. »Wissen Sie eigentlich, was ...«
Aus dem Lautsprecher des Funkgeräts drang ein Laut, der wie eine Mischung aus einem Keuchen und einem Schrei klang, dann Powers' aufgeregte Stimme: »Es hat angehalten! Es kommt auf mich zu! Das Licht ...«
Der Rest seiner Worte wurde von einem unheimlichen Heulen und Brausen verschluckt, das plötzlich aus den Lautsprechern des Funkgerätes drang, binnen Sekunden an Lautstärke zunahm und dann ebenso plötzlich, wie es entstanden war, wieder abbrach.
»Powers!« schrie Bach. Er drückte die Sprechtaste des Mikrofons so fest, dass das Blut aus seinen Fingern wich.

»Lieutenant! Melden Sie sich!«
Powers antwortete nicht. Aus den Lautsprechern drang nur noch monotones statisches Rauschen, und nach einigen weiteren Sekunden sagte einer der anderen Männer leise: »Kontakt verloren. U2 ist nicht mehr auf dem Schirm, Sir.«
Bach schloss für einen Moment die Augen. Er fühlte ... im allerersten Moment nichts. Kaum mehr als eine tiefe, saugende Leere, an deren Grund eine Enttäuschung lauerte, die ihn hätte aufschreien lassen, hätte er sie schon jetzt in ihrem vollen Umfang gespürt.
Vorbei. Fünfzehn Jahre Arbeit. Fünfzehn Jahre, in denen er sich auf diesen einen, entscheidenden Moment vorbereitet hatte, und jetzt war es vorbei, in einem einzigen, kurzen Moment. Sie waren so nahe daran gewesen! So verdammt nahe!
»Sie sind ein verdammter Dummkopf, Bach«, sagte Humphrey. »Wie konnten Sie es wagen, den Piloten ...«
»Halten Sie den Mund!« unterbrach ihn Bach.
Humphrey riss ungläubig die Augen auf. Ganz gleich, wer Bach auch sein mochte, ein solcher Ton stand ihm einem Gouverneur der Vereinigten Staaten von Amerika gegenüber einfach nicht zu. Niemand konnte ihn zwingen, sein Gegenüber zu respektieren, wohl aber dessen Amt. Doch Humphrey schien auch zu spüren, was in diesem Moment in ihm vorging, denn er sagte nichts, sondern nahm nur mit einer langsamen Bewegung die Brille wieder ab und schüttelte den Kopf. Er sah müde aus. Auf seine Weise musste er ebenso enttäuscht sein wie Bach. Sie waren oft über ihre Methoden uneins, aber sie verfolgten die gleichen Ziele.
Plötzlich drang ein Schwall knisternder Stör- und Statikgeräusche aus den Lautsprechern des Funkpults, und dann

wieder Powers' Stimme: »Majestic? Majestic, empfangen Sie mich?«
Bach verschwendete keine Zeit dafür, den Piloten nach seinem Befinden zu fragen oder sich zu erkundigen, was geschehen war. Er fragte nur knapp: »Wo sind Sie?«
»Wir steigen«, antwortete Powers. Seine Stimme war jetzt viel undeutlicher als zuvor, als störe etwas die Verbindung. Oder als entferne er sich rasend schnell. »Irgendwie hat er mich ... mitgenommen.«
Bach warf einen raschen Blick zum Radar, aber der Mann, der das Gerät bediente, schüttelte nur den Kopf. Weder Powers noch das Objekt, dem er gefolgt war, waren auf dem Schirm zu sehen.
»Höhe?« fragte Bach.
»Fünfzigtausend Fuß, rasch steigend«, antwortete Powers. »Jetzt fast sechzig. Ich kann nicht viel sehen. Über mir ist ein sehr helles Licht.«
Bach biss sich auf die Unterlippe. Die U2 war für Flüge in extremer Höhe gebaut, aber selbst diese Wundermaschine kannte Grenzen. Wenn Powers sich weiter so schnell nach oben bewegte, würde er in wenigen Augenblicken die Erdatmosphäre verlassen und den russischen Sputniks Gesellschaft leisten.
»Fünfundsechzigtausend Fuß«, meldete Powers. »Weiter steigend. Das Licht ist immer noch da ... halt. Jetzt kann ich etwas erkennen ... Jesus!«
»Was ist los, Lieutenant?« fragte Bach. »Was sehen Sie?«
»Majestic«, antwortete Powers, »wir haben ein großes Problem hier oben.«
Bach und Humphrey tauschten einen nervösen Blick. Viel schlimmer als das, was Powers gesagt hatte, war der Ton in

seiner Stimme gewesen. »Was meinen Sie damit, Lieutenant?« fragte Bach. »Reden Sie Klartext. Es spielt keine Rolle, wenn jemand mithört.«
»Es ist gigantisch!« flüsterte Powers.
»Was ist gigantisch?« schrie Bach. »Lieutenant!«
Und plötzlich war das Heulen wieder da, lauter und irgendwie ... zorniger als zuvor. Powers begann zu schreien. »Das Licht! Mein Gott, sämtliche Instrumente spielen verrückt! Die Maschine bricht auseinander!«
»Lieutenant!« rief Bach. »Meldung! Was haben Sie gesehen?!«
Für zwei oder drei Sekunden drang nur dieses furchtbare Heulen und Brausen aus den Lautsprechern, aber dann hörten sie noch einmal Powers schrille, sich fast überschlagende Stimme: »Ich stürze ab! Triebwerk und sämtliche anderen Geräte ausgefallen! Ich betätige den Schleudersitz!«
Das Pfeifen und Heulen erlosch. Für eine halbe Sekunde drang noch ein schwaches, statisches Rauschen aus den Lautsprechern, dann verstummte auch dieses letzte Geräusch.
Ganz langsam stellte Bach das Mikrofon auf das Pult zurück, schloss für eine Sekunde die Augen und wandte sich dann wieder zu Humphrey. Der Gouverneur hatte seine Brille wieder aufgesetzt, und er sah sehr bleich aus und sehr erschrocken. Bach fragte sich, was er wohl empfand: vielleicht Entsetzen über das Gehörte, vielleicht auch Bedauern bei dem Gedanken an den jungen Piloten, der dort oben vermutlich gerade den Tod gefunden hatte, und garantiert dachte er mit einem Teil seines verdrehten Politikerhirns bereits darüber nach, wie er aus Bachs Eigenmächtigkeit am meisten Kapital schlagen konnte.

Bach dachte an nichts von alledem. Er konnte an nichts anderes denken als an jenen einen Satz, den Powers geflüstert hatte:
»Es ist gigantisch!«

Mein Name ist John Loengard, und ich habe ein Geheimnis. Natürlich bin ich nicht der einzige Mensch auf der Welt, der ein Geheimnis hat. Fast jedermann hat Geheimnisse: große, kleine, harmlose oder auch furchterregende Geheimnisse, Geheimnisse, die Auswirkungen auf das eigene oder auch auf das Leben anderer haben. Mein Geheimnis jedoch, die Geschichte, die ich Ihnen erzählen werde, ist vollkommen anderer Natur. Ich will nicht behaupten, dass es Auswirkungen auf Ihrer aller Leben haben könnte, denn das wäre nicht wahr. Tatsache ist, es hat bereits Auswirkungen auf Ihrer aller Leben gehabt, und es hat sie noch.
Die Geschichte, die ich Ihnen erzählen werde, erstreckt sich über einen Zeitraum von beinahe vierzig Jahren; fast ein ganzes Menschenleben. Ich war noch ein Kind, als sie ihren Anfang nahm, und ein junger Mann, als ich das erste Mal davon hörte. Heute bin ich alt. Nicht so alt, dass ich nichts mehr zu verlieren hätte, oder mir mein Leben nichts mehr wert wäre, aber doch alt genug, um den Tod nicht mehr zu fürchten. Ich erzähle Ihnen diese Geschichte in Form einer Fiktion; nicht, um mich selbst zu schützen, sondern um all jene nicht in Gefahr zu bringen, die gleich mir Jahre um Jahre im Verborgenen gelebt und Widerstand geleistet haben. Die meisten von denen, über die ich berichten werde, sind schon lange nicht mehr am Leben. Manche wurden

getötet, andere starben eines natürlichen Todes oder verschwanden einfach. Aber der Feind, gegen den wir kämpfen, hat das Wort Rache in leuchtenden Buchstaben auf seine Fahne geschrieben. Es gehört zu seiner Taktik, die Söhne für die Sünden der Väter bezahlen zu lassen; vielleicht die subtilste Art, Druck auszuüben, aber auch eine sehr wirkungsvolle. Ich habe Menschen zu schützen, deren Namen ich niemals zuvor gehört habe, und Existenzen vor der Vernichtung zu bewahren, die so wenig von mir wissen wie ich von ihnen. So habe ich - mit einigen wenigen Ausnahmen - Namen geändert und Örtlichkeiten ausgetauscht oder auch bewusst falsch beschrieben. Ich überlasse es Ihnen, zu entscheiden, welche reale Person sich hinter welchem Pseudonym verbirgt, welcher Ort sich hinter welcher Beschreibung, welches wirkliche Geschehen hinter welcher Geschichte. Die eigentliche Geschichte jedoch, von der ich berichten werde, die ungeheuerliche Bedrohung, die seit einem halben Jahrhundert über unser aller Häupter schwebt, ist wahr. Wenn Sie diese Geschichte zu Ende gelesen haben, werden Sie wissen, dass es so ist, denn das Geheimnis, von dem ich rede, verbirgt sich hinter dem Offensichtlichen. Das große Bild ist nicht verborgen, aber aufgeteilt in Millionen einzelner Puzzleteile, für jedermann sichtbar und zugänglich. Das Geheimnis ist nicht das Bild, es ist der Plan, nach dem seine einzelnen Teile zusammengesetzt werden müssen.

Als es begann, war ich ein junger Mann, der glaubte, die Welt aus den Angeln heben zu können und alles zu wissen. Nun, wo es bald endet, bin ich ein alter Mann, der weiß, dass die Welt vielleicht wirklich kurz davor steht, über uns allen zusammenzustürzen, und der trotz allem noch immer

so gut wie nichts weiß ...

Kimberley und ich erreichten Washington D.C. in den frühen Morgenstunden des dritten Oktober 1961. Trotz all der Zeit, die seither vergangen ist, erinnere ich mich so gut an jenen Tag, als wäre es gestern gewesen. Vielleicht, weil es nicht nur der erste Tag unseres neuen gemeinsamen Lebens war, sondern auch zugleich der letzte Tag unserer Jugend, der unwiderruflich letzte Tag, an dem wir noch unschuldig und vor allem unwissend waren, und der so unendlich kostbaren Illusion erlagen, die schlimmsten Bedrohungen, denen wir uns gegenübersehen konnten, wären russische Atomraketen, das Finanzamt und Geschwindigkeitskontrollen auf dem Highway.
Was letzteres anging, so hatten wir allerdings in den vergangenen vier Tagen nichts zu befürchten gehabt. Der altersschwache Chevy, mit dem Kim und ich uns auf die annähernd tausend Meilen lange Reise nach Washington gemacht hatten, hatte seine liebe Mühe, die erlaubten fünfundfünfzig Meilen Höchstgeschwindigkeit zu erreichen, und ich hatte mich gehütet, den Wagen übermäßig zu strapazieren. Unsere Reisekasse hätte eine größere Reparatur ebenso wenig verkraftet wie unser Terminplan eine längere Verzögerung. Beides war knapp kalkuliert; nicht aufs Äußerste, aber eng.
Dieser Tag jedoch gehörte noch ganz allein uns.
Wir hatten in einem kleinen Motel fünfzig Meilen vor der Stadt übernachtet, vor Sonnenaufgang gefrühstückt und waren mit dem ersten Grau der Dämmerung aufgebrochen. Weder Kimberley noch ich waren am vergangenen Abend besonders müde gewesen, aber keinem von uns war es in

den Sinn gekommen, die letzten fünfzig Meilen - selbst mit dem altersschwachen Chevy kaum anderthalb Stunden - noch durchzufahren und in der Stadt zu übernachten. In Washington anzukommen, bedeutete für uns beide, in der Morgendämmerung auf dem Highway hereinzurollen wie in den unendlich vielen Filmszenen, die den triumphalen Einzug in eine Stadt romantisch verklärten.
Natürlich war diese Vorstellung naiv. Sie war durch und durch romantisch, sie war ein bisschen kindisch, und sie war eindeutig mehr als ein bisschen kitschig - kurz: Dieser Tag wurde zu einem der wunderbarsten, die Kim und ich zusammen verbracht hatten.
Wir absolvierten das ganze Programm: das Weiße Haus, Capitol Hill, Washington Memorial ... Sie können die Strecke, die wir damals abfuhren, noch heute in jedem Zwei-Dollar-Reiseführer nachlesen, oder sie auch für fünf Dollar auf einer Sightseeing-Tour nachvollziehen. Natürlich machten wir auch das obligate Foto auf den Stufen des Capitol Hills. Es steht noch heute auf dem Kaminsims in meinem Arbeitszimmer, ein vergilbtes, nicht ganz scharfes Foto in jenen leicht braunstichigen Farben, die typisch für die ersten Kodak-Farbfilme waren, und das ein junges Paar Anfang der Zwanziger zeigt, das Arm in Arm dasteht und mit seinem fröhlichen Lächeln die ganze Welt herauszufordern scheint. In Wahrheit lächelten wir nur dem Passanten zu, dem ich meine Kamera in die Hand gedrückt und ihn gebeten hatte, ein Foto von uns zu machen. Aber es ist ein hübscher Gedanke. Wenn man zwanzig ist, hat man keinerlei Bedenken, die ganze Welt herauszufordern.
Natürlich erwartet man auch nicht, dass die Welt diese Herausforderung annehmen könnte.

Die einzige Herausforderung, der wir an diesem Tag mit gemischten Gefühlen entgegensahen, war die, ein Dach über dem Kopf zu finden. Man darf nicht vergessen, dass die sechziger Jahre mit ihrer liberalen Lebensweise gerade erst begonnen hatten. Die Beatles tourten bereits durch Europa, aber ihre Texte hatten gerade erst begonnen, ihre Saat in die Köpfe einer Generation zu pflanzen, die in frühestens zehn Jahren das Sagen haben würde, und Woodstock war noch ein bedeutungsloser Fleck auf der Landkarte. Und Kim und ich waren nicht verheiratet.

Damals war das ein Problem; weniger für uns, aber durchaus für die ersten drei Hausmeister, bei denen wir vorstellig wurden, um uns eine Wohnung anzusehen. Zu den wenigen Einzelheiten dieses dritten Oktobers, die ich vergessen habe, gehörten die fadenscheinigen Ausreden, mit denen die Wohnungen, die noch am Morgen als zu vermieten in der Zeitung gestanden hatten, nun doch nicht mehr frei waren.

Schließlich aber endete dieser Tag, wie er begonnen hatte: Mit dem ersten wirklich klaren Licht der Sonne waren wir in Washington angekommen, mit dem letzten hellen Sonnenlicht traten wir hinter einem knapp fünfzigjährigen, leicht übergewichtigen Italo-Amerikaner mit einem gutmütigen Lächeln in ein möbliertes Drei-Zimmer-Apartment, das für die nächsten zwei Jahre unser Zuhause werden sollte.

»Es ist nicht direkt das Capitol«, sagte Minetti mit einem entschuldigenden Achselzucken, »aber Sie haben zumindest einen Blick darauf. Wenigstens manchmal ... wenn das Gartenamt jemanden schickt, der die Bäume stutzt.«

Kim und ich tauschten einen fragenden Blick. Das Wohnzimmer hatte nur ein einziges, allerdings sehr großes Fen-

ster, das tatsächlich nach Norden und damit zum Capitol hinausging. Offensichtlich war das Gartenamt gerade dagewesen, denn in den länger werdenden Schatten des Tages blitzte das strahlende Weiß der Kuppel des Kongressgebäudes durch die Baumwipfel.
»Gefällt es Ihnen?« Minetti machte einen Schritt zur Seite und wedelte auffordernd mit der Hand. Kim und ich waren unter der Tür stehen geblieben, und offensichtlich deutete er unser Zögern falsch. Kimberley überwand ihre Hemmung als Erste. Sie trat mit zwei schnellen Schritten an Minetti vorbei bis in die Mitte des Zimmers, drehte sich anderthalbmal um ihre Achse, und als sie mich danach ansah und ich das glückliche Funkeln in ihren Augen erblickte, wusste ich, dass die Entscheidung gefallen war. Das Apartment war weitaus kleiner, als wir es uns vorgestellt hatten. Die Einrichtung war noch nicht schäbig, stand aber dicht an der Grenze dazu, und die Miete überstieg eindeutig unseren Etat - aber Kim hatte ihr Zuhause gefunden.
»Doch, sicher«, sagte ich hastig. »Es ist nur ...«
»Wenn es um die Miete geht, da kann ich nichts machen«, sagte Minetti. Das Bedauern in seiner Stimme klang echt. »Das Haus gehört mir nicht, wissen Sie? Ich verwalte es nur. Wenn Sie mich fragen, ist die Wohnung viel zu teuer. Das ist wohl auch der Grund, aus dem sie schon so lange leer steht. Ich könnte verstehen, wenn Sie sie nicht wollen.«
Ich sah nicht einmal in ihre Richtung, aber ich konnte Kims Blicke deutlich spüren. »O nein, Mister Minetti. Die Miete ist vollkommen in Ordnung. Es ist nur ...«
»Ich mache Ihnen einen Vorschlag«, unterbrach mich Minetti. »Ich lasse Sie und Ihre entzückende Verlobte einen Moment allein, und Sie können sich die Wohnung in aller

Ruhe ansehen. Wenn Sie möchten, bereite ich schon einmal die Papiere vor. Welche Namen darf ich in den Mietvertrag einsetzen? Mister ...?«
»Loengard«, antwortete ich überrascht. »John Loengard.«
»John.« Minetti nickte. »Und Misses ...?«
»Sayers«, sagte Kim. »Kimberley Sayers.«
»Kim und John. Das klingt gut, finde ich.« Minetti blinzelte Kim zu, drehte sich herum und zog die Tür hinter sich ins Schloss. Kim und ich blieben einen Moment lang vollkommen fassungslos zurück.
»Was ... war das?« murmelte ich.
»Ich glaube, wir haben gerade eine Wohnung gefunden«, antwortete Kim. Sie klang mindestens so überrascht wie ich, aber wie meistens überwand sie ihre Überraschung schneller. Noch bevor ich etwas sagen konnte, fiel sie mir um den Hals, wirbelte mich herum und küsste mich so stürmisch, dass ich um ein Haar das Gleichgewicht verloren hätte.
»Eine Wohnung«, jubelte sie. »Unser erstes eigenes Zuhause! Und ich hatte die Hoffnung schon fast aufgegeben!«
»He, he, Moment! Nicht so schnell!« Ich befreite mich mit einiger Mühe aus ihrer Umarmung und versuchte zumindest, ihr zu widersprechen; wider besseres Wissen und im Grunde nur, um das Gesicht zu wahren. »Noch habe ich nicht ja gesagt. Diese Wohnung ist winzig! Außerdem können wir sie uns nicht leisten!«
»Unsinn!« widersprach Kimberley. »Wir sparen eine Menge Geld an Vorhängen und Tapeten, weil sie so klein ist. Und ich werde mich einschränken.«
»So?« fragte ich.
»Ich gebe das Rauchen auf und werde weniger trinken«,

sagte Kim mit todernster Miene. Sie hatte in ihrem ganzen Leben noch nie geraucht, und das einzige Mal, dass ich sie hatte Alkohol trinken sehen, war auf dem Abschlussball der Oberstufe gewesen. Nach dem zweiten Punsch hatte ich sie praktisch nach Hause tragen müssen.
»Und ich könnte versuchen, etwas weniger Geld für Frauen auszugeben«, fügte ich hinzu, fuhr aber praktisch sofort und in jetzt wirklich ernsthaftem Ton fort: »Im Ernst: Ich weiß nicht, ob wir sie uns leisten können. Du weißt, dass ich am Anfang noch nicht so viel verdiene.«
Kimberley zuckte mit den Schultern. »Dann bleiben dir nur zwei Möglichkeiten«, sagte sie. »Du musst entweder eine Blitzkarriere machen, oder du bittest Simonson, dich auf einen Posten zu setzen, auf dem du genug Bestechungsgelder kassieren kannst.«
Damit war die Sache entschieden. Letztlich wussten wir beide, dass wir keine andere Wohnung finden würden; nicht ohne einen Trauschein vorzuzeigen oder eine Miete zu zahlen, die zur Hälfte aus Schweigegeld bestand. Wie gesagt: Es waren die frühen Sechziger. Außerdem hatte sie zumindest in einem Punkt Recht: Wir konnten ein wenig einsparen, wenn ich morgens zu Fuß zur Arbeit ging, statt mit dem Wagen zu fahren oder die U-Bahn zu nehmen. Wenigstens in dieser Hinsicht war das Apartment ideal.
»Deine Mutter wird entsetzt sein, wenn sie uns besucht und sieht, in was für einem Loch wir hausen«, sagte ich; ein ebenso hilf- wie sinnloses Rückzugsgefecht, das schon verloren war, bevor es begonnen hatte. Ich habe Kimberley niemals etwas abschlagen können, was sie sich wirklich in den Kopf setzte. Ich schätze, niemandem ist das jemals gelungen.

»Meine Mutter wird uns nicht besuchen«, sagte sie überzeugt. »Sie würde es niemals zugeben, aber sie hasst dich aus tiefstem Herzen.«
»Weil ich mit ihrer einzigen Tochter in Sünde lebe?« fragte ich mit gespieltem Entsetzen.
»Weil du sie um eine große Hochzeitsfeier gebracht hast«, antwortete Kimberley mit ebenso perfekt gespieltem Ernst. »Du weißt doch, wie Mutter ist. Ein großes Fest. Hunderte von Gästen, eine Hochzeitstorte, Kerzen, Musik, all das ...« Sie machte eine Handbewegung, die deutlich werden ließ, dass sie diese Aufzählung noch praktisch unbegrenzt hätte fortführen können, und verdrehte die Augen. »Ich glaube, sie hat im Geist bereits angefangen, meine Hochzeitsfeier zu planen, als ich noch in den Windeln lag.«
»Und dann kommt so ein junger Schnösel wie ich, frisch von der Hochschule und ohne den mindesten Anstand, und stiehlt ihr einfach den Traum ihres Lebens«, seufzte ich. »Die arme Frau. Es wird ihr das Herz brechen.«
»Mit Sicherheit«, sagte Kimberley. »Das Einzige, was ihr noch die Kraft zum Weiterleben gibt, ist die Hoffnung, dass wir doch noch heiraten.«
»Das werden wir«, versprach ich.
Kimberley blinzelte. »Wann?«
»Sobald ich Gouverneur bin. Spätestens, wenn ich für das Amt des Präsidenten kandidiere. Du weißt, die Leute sind altmodisch. Einen Präsidenten, der mit einer Frau zusammenlebt, ohne mit ihr verheiratet zu sein, würden sie niemals wählen. Du wirst dich also noch zwei oder drei Jahre gedulden müssen.«
»So lange?«
»Du erwartest doch nicht von mir, dass ich gegen Kennedy

antrete?« sagte ich. »Ich bitte dich, Schatz. Der Mann hat Familie! Das kann ich ihm auf keinen Fall antun!«
Und das war der Moment, in dem wir beide mit unserer Beherrschung am Ende waren. Lauthals lachend fielen wir uns in die Arme, küssten uns, lachten wieder, kicherten und alberten so lautstark und ausgelassen herum wie zwei Kinder, die von ihren Eltern zum ersten Mal in ein Sommercamp geschickt worden waren.
So weit ich mich erinnere, war es das letzte Mal für sehr, sehr lange Zeit, dass einer von uns so ausgelassen und fröhlich lachen konnte.
Vielleicht sogar für immer.
Man sagt, jeder Mensch sei seines eigenen Glückes Schmied. Ich habe nie viel von solchen »Volksweisheiten« gehalten, aber wenn sie stimmt, so gilt sie vermutlich auch anders herum: Jeder ist seines eigenen Unglückes Schmied. In den nächsten beiden Wochen jedenfalls begann ich allmählich an diese Version zu glauben.
Kim und ich waren natürlich nicht unglücklich; jedenfalls nicht so sehr, dass wir es uns selbst gegenüber - oder gar dem jeweils anderen - zugegeben hätten. Ganz im Gegenteil. Der Vorrat an Euphorie, den wir uns in dem guten halben Jahr zugelegt hatten, das zwischen unserem Entschluss nach Washington zu gehen und unserem tatsächlichen Aufbruch vergangen war, war so groß, dass wir vermutlich dann noch optimistisch in die Zukunft geblickt hätten, wenn uns der Himmel auf den Kopf gefallen wäre.
Jedenfalls abends und an den Wochenenden, in den wenigen Stunden, die wir für uns hatten.
Die Wirklichkeit sah leider etwas ernüchternder aus.
Kim und ich hatten unseren Umzug nach Washington

sorgfältig geplant. Wir waren jung, wir waren optimistisch, und natürlich waren wir begeisterte Anhänger des Kennedy-Clans und vor allem des Geistes, den John F. und Bobby verkörperten. Wir waren schon während unserer College-Zeit in die New Frontier eingetreten, und die Jahre, in denen wir - unentgeltlich, dafür aber mit um so größerer Begeisterung - Plakate geklebt, Flugblätter verteilt, Spruchbänder geschwenkt und Klappstühle in Turnhallen aufgestellt hatten, zahlten sich am Ende doch aus: Kim hatte einen Job im Washingtoner Büro von Women's Lib. bekommen. Eigentlich nichts Besonderes - wenn ich den euphorischen Klang ihrer Stimme außer Acht ließ, in dem sie von ihrer Arbeit erzählte, und nicht vergaß, dass das begeisterte Leuchten in ihren Augen eher ein Kredit war, den sie auf die Zukunft aufgenommen hatte, dann blieb wenig mehr als ein ganz normaler Bürojob übrig: Telefon, Ablage, und dazwischen Briefe auf einer Schreibmaschine tippen, von der sie argwöhnte, dass sie noch auf der MAYFLOWER mit ins Land gekommen war. Das Ganze natürlich im Dienste einer guten Sache, dafür aber für etwas weniger als die Hälfte der Summe, die dieser Job in der freien Wirtschaft eingebracht hätte. Alles konnte man schließlich nicht haben.

Verglichen mit ihr hatte ich geradezu das große Los gezogen. Ich verdiente zwar nicht nennenswert mehr als sie, aber ich hatte einen Job im Capitol - nicht im übertragenen, sondern im wortwörtlichen Sinne: Ich war der persönliche Assistent eines leibhaftigen Kongressabgeordneten. Kein Zweifel, dass ich in spätestens zwei Jahren auf seinem Stuhl sitzen und nach spätestens einem weiteren Jahr für das Amt des Gouverneurs kandidieren würde.

Der einzige Wermutstropfen war vielleicht, dass Congressman Pratt ungefähr fünfzig persönliche Assistenten hatte, und die meisten davon mindestens genauso ehrgeizig waren wie ich, aber schon etliche Jahre länger dabei. Ich gab es Kimberley gegenüber nicht zu - wenigstens am Anfang nicht -, aber meine Arbeit bestand zum allergrößten Teil darin, Kaffee zu holen, Sandwiches und Donuts zu besorgen und Verbindungen aus Flug- und Amtrak-Plänen herauszusuchen.
Zumindest mein Büro war imposant. Es hatte gute hundert Quadratmeter, holzvertäfelte Wände und eine beeindrukkende Aussicht über halb Washington, und es lag nicht nur auf dem gleichen Flur, sondern direkt gegenüber von Pratts Büro. Unglücklicherweise musste ich es mir mit ungefähr dreißig anderen persönlichen Assistenten des Kongressabgeordneten teilen, aber, wie gesagt: Alles konnte man schließlich nicht haben. Ich ließ mir weder Kim, noch einem meiner Kollegen oder gar mir selbst gegenüber irgendetwas von der Enttäuschung anmerken, die sich im Laufe der folgenden Wochen in mir breit machte, sondern wartete auf meine Chance.

Sie kam an einem Tag im Spätherbst, und auf eine so harmlose und beiläufige Art, dass ich sie fast nicht erkannt hätte. Im Grunde war es ein Zufall, eine belanglose Kleinigkeit, über die ich mich im ersten Moment nur ärgerte. Aber es sind oft die scheinbar belanglosen Nebensächlichkeiten, die den Stein ins Rollen bringen, der sich später zu einer gewaltigen Lawine auswächst. Was man oft erst im Nachhinein begreift. In meinem Fall war dieser Stein eine Kombination aus der Bewegung einer Pendeltür und meiner eigenen Un-

aufmerksamkeit, und die Lawine war ein Schwall brühheißen Kaffees, der sich über meinen rechten Arm, die Jacke und meine Weste ergoss und auch noch gerade eben ausreichte, meiner Hose ein Ticket für die nächste chinesische Wäscherei zu besorgen. Einige Sekunden lang stand ich einfach nur missmutig da und starrte an mir herab. Ich war nicht sicher, was ich schlimmer finden sollte: den brennenden Schmerz auf meinem Handrücken (der Kaffee war wirklich heiß gewesen) oder der Gedanke an Kimberleys vorwurfsvolle Blicke am Abend, wenn ich ihr den verdorbenen Anzug präsentierte. Unser Haushaltsetat war knapp kalkuliert. Mehr als eine Wäschereirechnung pro Woche war einfach nicht darin vorgesehen.

»Probleme, John?«

Ich musste mich nicht herumdrehen, um Simonsons schadenfrohes Grinsen zu sehen. Ich konnte es regelrecht hören. Simonson war ein netter Kerl; einer der wenigen meiner Kollegen - wenn nicht der Einzige -, der sich vielleicht einmal zu so etwas wie einem Freund entwickeln konnte. Ich schätze, umgekehrt ging es ihm ähnlich. Er war gute zehn Jahre älter als ich; nicht alt genug, um mein Vater zu sein, aber vermutlich, um so etwas wie einen Beschützerinstinkt zu entwickeln. Ein naiver junger Bursche wie ich, der geradewegs aus der Provinz kam und den Kopf voller Flausen hatte und den er unter seine Fittiche nehmen konnte, war anscheinend genau das, was er schon lange gesucht hatte, um sein Ego aufzupolieren. Trotzdem war er wirklich ein netter Kerl - wenn er nicht einen so übertriebenen Hang zur Schadenfreude gehabt hätte.

Jedenfalls kam er mir im Moment entschieden übertrieben vor.

Ich starrte ihn so finster an, wie ich nur konnte, schüttelte aber trotzdem den Kopf und sagte so gelassen wie möglich: »Nein. Wie kommst du darauf? Ich habe mir die Hand verbrüht, und Kim wird mich umbringen, wenn sie meinen Anzug sieht.« Ich hob den Kaffeebecher und trank die anderthalb Schlucke, die sich noch darin befanden, in einem Zug. »Und außerdem ist dieser Kaffee absolut scheußlich. Was sollte ich also für Probleme haben?«

Simonson lachte, aber diesmal klang es nicht schadenfroh, nicht einmal mehr echt. Die Art, auf die er mich ansah, wirkte sogar ein ganz kleines bisschen besorgt. Dann fragte er geradeheraus: »Was ist los mit dir?«

»Was soll los sein? Ich habe mir einen Becher Kaffee über den Anzug geschüttet. Nun ja ... immerhin etwas Aufregendes.«

»Na, dann koch ihn doch heute Abend aus.« Simonson grinste, wurde aber sofort wieder ernst. »Wenn du eine Schulter zum Ausweinen brauchst, stelle ich mich gerne zur Verfügung. Wie wär's, wenn wir heute Abend zusammen ein Bier trinken gehen - auf meine Kosten natürlich.«

»Das ist nicht ...«

»Es muss dir nicht peinlich sein«, unterbrach mich Simonson. »Glaubst du, ich kenne das nicht? Ich war auch einmal neu in dieser Stadt. Ich war auch einmal jung, und ich habe auch einmal eine Familie gegründet und von der großen Karriere geträumt. Washington ist ein teures Pflaster.«

Seine Worte waren mir peinlich. Nicht einmal, weil er offenbar so mühelos durch mich hindurchsah wie durch die Gläser seiner altmodischen Hornbrille, sondern weil sie eine Vertrautheit verströmten, die ihm allerhöchstens zugestanden hätte, wenn er wirklich mein Vater gewesen wäre

oder aber mein zehn Jahre älterer Bruder.
»Das ist es nicht«, antwortete ich, ganz bewusst eine Spur schärfer, als nötig gewesen wäre, aber Simonson fuhr so vollkommen unbeeindruckt fort, als hätte ich gar nichts gesagt: »Ich weiß, wie du dich fühlst. Der große Katzenjammer, stammt's? Den kriegt jeder, früher oder später. Es ist ein mieser Job, er wird schlecht bezahlt, und man hat das Gefühl, auf der Stelle zu treten.« Er zuckte mit den Schultern. »Da musst du durch. Es ist gar nicht so schlecht. Früher oder später bekommt jeder eine Chance.«
»Aber darum geht es gar nicht«, widersprach ich. »Ich bin jetzt seit fast drei Monaten hier, und alles, was ich tue, ist Kaffee holen, Fahrpläne wälzen und Briefe frankieren!«
Simonson widersprach nicht. Aber das lag wohl weniger an meinem scharfen Ton als vielmehr daran, dass ich ihm mit jedem Wort Recht gegeben hatte; wenn auch, ohne es zu wollen. Aber verdammt, er hatte Recht! Ich war nach Washington gekommen, um die Welt zu verändern, nicht um zu lernen, wie man Zehn- oder Zwanzig-Cent-Briefmarken am Geschmack unterschied!
»Warum ...«, begann Simonson, unterbrach sich mit einem erschrockenen Laut und schaffte es mit einem schnellen Schritt zur Seite gerade noch, einer weiteren Attacke der Schwingtür auszuweichen, der gerade mein Kaffee und mein Anzug zum Opfer gefallen waren. Niemand anderes als Congressman Pratt stürmte hindurch - wie üblich in Eile, wie üblich gerade eine Spur schlampiger gekleidet, als man es von einem Mann in seiner Position eigentlich erwartete, und wie üblich mit einem Gesichtsausdruck, der zwischen gehetzter Eile und beginnendem Zorn schwankte. Ich hatte Pratt in den vergangenen Wochen buchstäblich

unzählige Male gesehen, aber ich war mir bis zu diesem Moment nicht klar geworden, ob ich ihn nun sympathisch fand oder nicht. Aber das war nebensächlich: Er war mein Chef.

Pratt stockte mitten im Schritt. Sein Stirnrunzeln vertiefte sich für eine Sekunde, als er die braunen Flecken auf meinem Hemd und meinem Anzug bemerkte, und vielleicht war jetzt der Moment gekommen, in dem er zum ersten Mal Notiz von mir nehmen würde. Ich bezweifelte, dass er überhaupt wusste, dass es mich gab. Dann aber schien er zu dem Schluss zu kommen, dass der Aufwand nicht lohnte: Er deutete ein Achselzucken an, drehte sich mit einer gekonnten Bewegung auf dem Absatz herum und wandte sich in kühlem Ton und mit einem vermutlich jahrelang geübten Muss-ich-denn-eigentlich-alles-selbst-machen-Blick an Simonson:

»Marc, da sind Sie ja! Haben Sie sich um diesen Brief vom Rechnungshof gekümmert, um den ich Sie gestern gebeten habe?«

Simonson fuhr sichtlich zusammen und sah plötzlich gar nicht mehr väterlich-überlegen aus. »Noch nicht, Sir«, sagte er, »aber ...«

»Marc.« Pratt seufzte, schüttelte strafend den Kopf und begann, einen gepolsterten braunen Briefumschlag zu schwenken, den er in der rechten Hand hielt. »Ich habe hier schon wieder einen Brief dieser Leute. Ich weiß, was Sie jetzt sagen wollen, und Sie haben hundertprozentig Recht, mit jedem Wort. Diese Leute sind eine Pest. Unglückseligerweise haben sie jedoch eine Menge Freunde, und was erschwerend hinzukommt: Einige von ihnen haben unglückseligerweise eine Menge Geld für meinen letzten

Wahlkampf gespendet.« Er hob seinen Umschlag und pikste damit wie mit einer Waffe nach Simonsons Brust. »Und ich möchte, dass es so bleibt. Haben wir uns verstanden, Marc?«
Simonson nickte nervös. »Sicher, Herr Abgeordneter. Es ist nur ...«
Ich sah das warnende Funkeln in Pratts Augen und beschloss, etwas zu tun, bevor Simonson sich um Kopf und Kragen reden konnte. Pratt war für eine Menge bekannt, aber eindeutig nicht für seine Geduld. Also raffte ich all meinen Mut zusammen, nahm Pratt den Umschlag aus der Hand und sagte: »Vielleicht kann ich ja helfen.«
Simonson wurde kreidebleich, während Pratt mich geschlagene zwei Sekunden lang wortlos anstarrte - und dann zu meiner eigenen Überraschung mit den Schultern zuckte und antwortete: »Es ist mir vollkommen gleich, wer es macht, und wie. Aber schafft mir diese Aasgeier vom Hals. Ich brauche etwas, das ich ihnen zum Fraß vorwerfen kann!«
Und damit ging er.
Simonson blickte ihm vollkommen fassungslos nach, dann sog er hörbar die Luft zwischen den Zähnen ein und starrte mich finster an. »Vielleicht sollte ich ein bisschen besser aufpassen, was ich sage«, grollte er. »Ganz so war das mit der Chance nicht gemeint. Du solltest sie ergreifen, nicht einem anderen aus der Hand reißen!«
Ich machte ein gebührend bedauerndes Gesicht, antwortete jedoch: »He, Marc - komm schon! Ich weiß doch, dass du in Arbeit erstickst, und ich langweile mich zu Tode!«
»Und jetzt glaubst du, du könntest mit diesem kleinen Husarenstück deiner Karriere zu einem Blitzstart verhelfen?«
Simonson starrte mich noch einen weiteren Moment lang

finster an. Dann schüttelte er den Kopf - und begann plötzlich leise, aber sehr herzhaft zu lachen. »Ganz wie Sie wollen, Mister Loengard. Folgen Sie mir.«
Er stieß die Pendeltür auf - ich war sicher, ganz bestimmt nicht zufällig so, dass ich alle Mühe hatte, nicht schon wieder von dem Ding getroffen zu werden - trat rasch hindurch und ging zu seinem Schreibtisch. Der Lärm des großen Büros, das wir uns mit knapp dreißig anderen »Assistenten« teilten, schlug wie eine akustische Woge über uns zusammen, schien aber zugleich auch eine beruhigende Wirkung auf Simonson auszuüben, denn als er weitersprach, war jede Spur von Unmut aus seiner Stimme verschwunden. Dafür glaubte ich schon wieder, die alte Schadenfreude in seinem Blick zu erkennen.
»Du willst also deine Chance«, sagte er. »Hast du überhaupt eine Ahnung, worauf du dich da einlässt?«
Natürlich hatte ich die nicht; nicht einmal eine Spur davon - was mich aber nicht davon abhielt, voller Enthusiasmus zu nicken.
»Also gut«, sagte er. »Es geht um Folgendes. Unser über alles geliebter Chef muss dem Rechnungshof bis Ende des Jahres ein Opfer bringen. Das Geld ist knapp, die Steuern zu hoch, und die Leute auf der Straße möchten zur Abwechslung einmal in den Zeitungen lesen, dass die Regierung Steuergelder gespart hat, statt sie zu verschwenden.«
Er wedelte mit der linken Hand, grinste und deutete aus der gleichen Bewegung heraus auf den gefütterten Umschlag, den ich noch immer in beiden Händen hielt.
»Glaubst du an UFOs?« fragte er harmlos.
»UFOs?« wiederholte ich verblüfft. Offensichtlich sah man mir mein Erstaunen auch deutlich an, denn Simonson hatte

plötzlich alle Mühe, nicht seine eigenen Ohrläppchen zu verschlucken, so breit wurde sein schadenfrohes Grinsen.
»UFOs«, bestätigte er. »Unidentifizierte Flugobjekte, oder auch fliegende Untertassen genannt.«
»Ich weiß«, sagte ich hastig. »Und natürlich glaube ich nicht daran.«
»Siehst du«, grinste Simonson. »Pratt auch nicht, ebenso wenig wie der überwiegende Teil der Bevölkerung. Auf der anderen Seite gibt das Militär eine Menge Geld dafür aus, nach diesen fliegenden Untertassen zu suchen. Geld, das man an anderen Stellen besser einsetzen könnte.«
»Und ich soll jetzt ...«
»Nur ein paar hieb- und stichfeste Argumente dafür finden, diesem Projekt den Geldhahn abzudrehen«, unterbrach mich Simonson. »Stell dir das nicht so leicht vor. Die Jungs von der Air Force sind vielleicht nicht sehr helle, aber sie können verdammt stur sein.«
Ich blickte ein wenig unglücklich auf den Umschlag in meinen Händen hinab. »Du meinst, ich soll herausfinden, was an diesen UFO-Meldungen wirklich dran ist?«
Simonson schüttelte den Kopf. »Du sollst Argumente finden, die dagegen sprechen«, sagte er betont. »Die Wahrheit interessiert niemanden, Pratt am allerwenigsten. Du hast ihn gehört: Er will dieses Projekt abschießen, um sich die Aasgeier vom Rechnungshof vom Hals zu schaffen. Und du wirst ihm die Munition dafür liefern. Und das Ganze in spätestens drei Monaten. Ach ja, und noch etwas.« Sein Grinsen wurde breiter, als ich es jemals für möglich gehalten hätte. »Dein Bericht sollte nicht länger als maximal drei Seiten sein. Du weißt, Pratt ist ein Farmer. Er liest nicht gerne.«

Natürlich hätte ich es besser wissen müssen. Es war nicht nur das schadenfrohe Glitzern in Simonsons Augen, das mich hätte warnen sollen. Sowohl mein gesunder Menschenverstand als auch die pure Logik hätten mir sagen sollen, dass ich besser die Finger von der Sache lassen sollte. Auch ein Mann wie Simonson schenkte eine Chance auf einen plötzlichen Karriereschub nicht so einfach her, bei allem väterlichen Großmut - dazu waren sie einfach zu selten. Nicht einmal Kim hatte besonders begeistert reagiert, als ich an jenem Abend nach Hause kam und ihr freudestrahlend von meiner ersten richtigen Aufgabe berichtete. Ganz im Gegenteil. Sie hatte - vorsichtig formuliert – massive Bedenken geäußert, zum einen, weil sie befürchtete, dass mein Spezial-Auftrag mit einer Menge Reisen und somit längerer Abwesenheit von zu Hause verbunden sein könnte. Wir kannten uns zwar schon seit Jahren, waren aber noch nicht lange genug zusammen, um eine Trennung für mehr als zwei oder drei Tage ohne bleibenden seelischen Schaden überstehen zu können.

Zumindest mit ihrer zweiten Befürchtung hatte sie nur zu Recht.

Ich verbrachte in den nächsten Wochen entschieden mehr Zeit auf dem Highway, in Eisenbahnabteilen zweiter Klasse, staubigen Archiven und drittklassigen Absteigen als zu Hause. Es war eine mühselige - und vor allem frustrierende - Arbeit. Man glaubt nicht, welche Feindseligkeit und Ablehnung einem entgegenschlägt, wenn die Leute merken, dass man es auf ihr Allerheiligstes abgesehen hat: auf ihre Pfründe. Und ich nahm meine Aufgabe ernst. Ich las Dutzende von so genannten Augenzeugenberichten, durchforstete Hunderte von Zeugenaussagen und kontrollierte (jeden-

falls kam es mir so vor) Tausende von Spesenabrechnungen. Es gab die üblichen, kleinen Betrügereien - ein Essen hier, ein paar Gallonen Benzin dort, die eine oder andere Hotelübernachtung, die nicht gerechtfertigt schien - aber im Grunde nichts Aufregendes. Zwei Dinge jedoch wurden mir im Laufe dieser Wochen hundertprozentig klar: der Grund, aus dem Simonson mich so schadenfroh angesehen hatte - und dass ich wirklich besser auf Kimberley gehört hätte. Was sie als Fliegender-Untertassen-Humbug bezeichnet hatte, war ganz genau das: Fliegender-Untertassen-Humbug. Meine Frist war allerdings auch fast abgelaufen. Weihnachten näherte sich mit Riesenschritten und in seinem Gefolge auch der Tag, an dem Pratt meinen Bericht auf dem Schreibtisch haben wollte. Ich hatte mittlerweile genug Material zusammen, um nicht drei, sondern dreihundert Seiten mit Argumenten füllen zu können, die es Congressman Pratt ermöglichten, im nächsten Jahr keinen Cent mehr für die Suche nach kleinen grünen Männchen vom Mars zu bewilligen.

Ich hatte es fast geschafft. Wright-Patterson Air Force Base in Dayton, Ohio, war einer der letzten Punkte auf meiner Liste. Noch ein oder zwei Tage in muffigen Archiven, noch ein oder zwei Tage voller staubiger Akten, bei denen ich mittlerweile schon husten musste, wenn ich sie nur sah, voller feindseliger Blicke und kleiner Bosheiten, die genau so bemessen waren, dass man eben keinen Grund hatte, sich offiziell zu beschweren ... Schwamm drüber. Wright-Patterson war mein letzter Termin außerhalb Washingtons. Ich hatte die Fahrkarte für den Nachtzug bereits in der Tasche. In wenigen Stunden würde ich in einem Zweiter-Klasse-Abteil sitzen und mich vom Rattern der Räder in den Schlaf

schaukeln lassen.
Dachte ich.
Aber da kannte ich Friend noch nicht.
Wright-Patterson unterschied sich auf den ersten Blick nicht von dem halben Dutzend anderer Luftwaffenstützpunkte: ein weitläufiges, hermetisch abgeriegeltes Gelände, auf dem man auf Schritt und Tritt beobachtet wurde und jedermann mit einem so gewichtigen Gesicht durch die Gegend lief, als stünde das Schicksal der Nation auf dem Spiel. Man hatte mir einen Schreibtisch in einem winzigen, ungeheizten Büro zugewiesen und sogar eine Tasse Kaffee serviert. Sie war kalt. Trotzdem blieb ich ausnehmend guter Laune. Die Aussicht, an diesem Abend nach Hause zu kommen, stimmte mich beinahe euphorisch.
»Brauchen Sie noch etwas, Sir?« Die Stimme des jungen Lieutenant, der mich »betreute«, klang genauso, wie sein Gesicht aussah: ausdruckslos, mit einer Spur von nicht ganz unterdrückter Unfreundlichkeit. In Wahrheit hatte er wohl den Auftrag, auf mich aufzupassen, damit ich keine Staatsgeheimnisse stahl oder einen der drei pedantisch angespitzten Bleistifte verschwinden ließ, die man mir zur Verfügung gestellt hatte.
»Nein«, antwortete ich. »Es sei denn, Sie hätten ...«
Ich kam nicht dazu, meinen Wunsch nach einem heißen Kaffee zu äußern, denn in diesem Moment wurde die Tür auf gestoßen, und ein Mann mittleren Alters in einer dunkelblauen Air-Force-Uniform kam herein. Ich hatte immer Schwierigkeiten damit, mich in dem Wust von Rangabzeichen, Streifen und Sternchen auf Militäruniformen zurechtzufinden, aber dieser Neuankömmling musste ein hochrangiger Offizier sein. Im ersten Augenblick erinnerte er mich

(vor allem angesichts der Jahreszeit) ein bisschen an einen wandelnden Weihnachtsbaum, und der junge Lieutenant trat hastig zwei Schritte zurück und nahm eine Haltung ein, als hätte er den sprichwörtlichen Besenstiel verschluckt.
»Major Friend«, salutierte er und brachte sogar das Kunststück fertig, zu reden, ohne dabei die Lippen zu bewegen. Ich fand, dass Friend trotz seines Namens nicht besonders freundlich aussah; und schon gar nicht wie jemand, den ich zum Freund haben wollte. Der Lieutenant jedenfalls erstarrte regelrecht vor Ehrfurcht, während Friend zuerst ihn und dann mich mit einem so eisigen Blick maß, dass selbst einem Pinguin noch ein kalter Schauer über den Rücken gelaufen wäre.
»Die werden auch jedes Mal jünger«, bemerkte er kopfschüttelnd. Er trat mit zwei raschen Schritten auf mich zu, streckte mir die Hand über den Schreibtisch entgegen und fuhr fort: »Sie müssen Loengard sein. Ich bin Major Robert Friend. Ich leite den Laden hier, und das seit neunzehnhundertneununddreißig.« Damals hast du noch in die Windeln gemacht, Jungchen, fügte sein Blick hinzu. Falls es dich da überhaupt schon gab.
Ich revidierte meine Meinung über Friend. Er war nicht nur jemand, den ich nicht zum Freund haben wollte. Ich war sicher, dass niemand diesen Mann zum Freund haben wollte. Sein Blick war taxierend und durchdringend, und er hatte den Ausdruck eines Mannes, der prinzipiell und immer auf Verteidigung eingestellt ist und hinter jedem freundlichen Lächeln sofort eine Heimtücke wittert. Aber sein Händedruck war kräftig, und er hatte mir immerhin genug Aufmerksamkeit gezollt, um sich meinen Namen zu merken und mich nicht nur als den Kerl aus Washington

abzuhaken, den man möglichst schnell wieder loswerden wollte.
»Sie sind also hier, um nachzusehen, was wir mit Uncle Sams Steuergeldern machen«, sagte er. »Hatten Sie Erfolg?«
Ich war nicht ganz sicher, was ich von dieser Frage halten sollte. »Nun, Sir ...«, begann ich.
»Wissen Sie, Jungchen«, fuhr Friend fort, »ich führe diese Blue Books, seit ich diese Basis übernommen habe. Und ich kenne Leute wie Sie zur Genüge.«
»Sir, ich versichere Ihnen ...«, begann ich, nur, um sofort wieder von Friend unterbrochen zu werden. Offensichtlich gehörte er zu den Menschen, die ihre Gesprächspartner prinzipiell niemals aussprechen ließen.
»Das ist nicht persönlich gemeint, John«, sagte er jovial. »Sie tauchen so regelmäßig auf wie die Jahreszeiten, wissen Sie? Man kann sich fast darauf verlassen. Immer, wenn irgendeine Wahl vor der Tür steht, kommt jemand in Washington auf die Idee, einen armen Kerl wie Sie loszuschikken, der nachschaut, wo ein paar Dollar an Steuergeldern zu sparen sind.«
Er war rücksichtsvoll genug, nicht armes Würstchen zu sagen, aber es stand deutlich genug in seinen Augen geschrieben.
»Nun, Sir ...«, begann ich zum dritten Mal, »ich versichere Ihnen, ich bin nicht hier, um irgendjemandem Schwierigkeiten zu machen. Es ist nur so, dass wir dem Kongress regelmäßig Rechenschaft darüber ablegen müssen, was die einzelnen Abteilungen mit ihrem Etat anfangen.«
Friend lachte. Jedenfalls vermutete ich, dass es ein Lachen sein sollte: ein kurzes, hartes Schnauben, bei dem er die

Luft durch die Nase stieß.
»Haben Sie eine Ahnung, in wie vielen Fällen meine Leute allein im letzten Jahr recherchiert haben?« fragte er.
Hatte ich. Ich hatte meine Hausaufgaben gemacht. »Fünfhundertsiebenundfünfzig«, antwortete ich.
Friend tauschte einen kurzen, überraschten Blick mit seinem Lieutenant, dann beugte er sich leicht vor und fuhr in hörbar schärferem Ton fort: »Geteilt durch exakt drei Männer, die ich für diese Arbeit abgestellt habe. Wenn Sie also der Meinung sind ...«
»Sir«, unterbrach ich ihn, ruhig, aber doch so nachdrücklich, wie es mir möglich war, »ich interessiere mich nur für ganz spezielle Ermittlungen.«
Friend runzelte die Stirn. »Und ... welche?«
»UFOs«, antwortete ich. Ich hätte mich für den halb nervösen, halb fast wie um Entschuldigung bittenden Unterton in meiner Stimme selbst ohrfeigen können. Aber Friend reagierte ganz anders, als ich erwartet hatte.
»UFOs?« wiederholte er.
»Fliegende Untertassen«, fügte ich hastig hinzu. Beinahe hätte ich noch gesagt: Humbug, schluckte die Bemerkung aber im letzten Moment herunter. Irgendetwas an Friends Blick ... irritierte mich. Er sah weder spöttisch aus, noch feindselig, sondern ganz im Gegenteil höchst interessiert.
»Ich weiß, was man darunter versteht«, sagte er. »Unidentifizierte Flugobjekte. Raumschiffe von anderen Planeten. Besuch aus dem Kosmos.« Er machte eine wedelnde Handbewegung. »Sie glauben nicht daran, wie?«
»Das weiß ich nicht, Sir«, antwortete ich.
»Sie wissen es nicht?«
»Nun, ich ... möchte mir ein eigenes Bild machen«, antwor-

tete ich zögernd. Friend irritierte mich mit jeder Sekunde mehr. Noch vor einem Moment hätte er mich am liebsten von seinen Leuten aus dem Stützpunkt werfen lassen, aber ganz plötzlich machte er auf mich vielmehr den Eindruck eines Mannes, der mir ... etwas sagen wollte? Ich wusste es nicht.

»Ein Bild? Sie meinen, Sie suchen nach Argumenten, um diesen ... Unsinn zu beenden?«

Die Art, mit der er das Wort Unsinn betonte, ließ mich hellhörig werden. »Nicht unbedingt«, sagte ich ehrlich. Heute war mein letzter Tag. Außerdem stand Weihnachten vor der Tür. Warum sollte ich nicht ein bisschen freundlich sein. »Am Anfang war es vielleicht sogar so. Aber ich bin auf ein paar Dinge gestoßen, die ... seltsam sind. Wer weiß, vielleicht kann ich den Kongress sogar am Ende überzeugen, weitere Gelder für die Nachforschungen bereitzustellen.«

Natürlich war das nicht wahr. Ich hatte tatsächlich ein paar Dinge gefunden, die auf den ersten Blick zumindest nicht erklärbar erschienen, aber Pratt würde nicht einmal dann mehr Geld bewilligen, wenn ich mit einem leibhaftigen Marsmenschen an der Hand in sein Büro marschierte. Friend jedenfalls glaubte mir kein Wort.

»Reden Sie keinen Unsinn, Junge«, sagte er geradeheraus. »Sie glauben kein Wort von alledem, nicht wahr? Sie halten das alles für Quatsch. Hirngespinste, Wichtigtuerei, Angabe ...«

»Nein, Sir«, antwortete ich unbehaglich. »Es ist nur so, dass ...«

»Lieutenant«, sagte Friend, ohne mich aus den Augen zu lassen, »holen Sie dem Herrn Kongressermittler die Akte

Hill.«
Ich versuchte, halbwegs gelassen auszusehen, und hielt Friends Blick irgendwie stand. Aber mir entging trotzdem nicht, dass der junge Lieutenant heftig zusammenfuhr. »Aber Sir!« entfuhr es ihm. »Sie ...«
»Haben Sie mich verstanden, Lieutenant?« fragte Friend. »Bringen Sie Mister Loengard die Hill-Akte. Wir haben nichts zu verbergen.«
Nach allem, was ich bisher mit dem Militär erlebt hatte, erschien es mir selbst fast unglaublich: Und für eine Sekunde war ich sicher, dass der Lieutenant dem Major widersprechen würde. Doch dann warf Friend dem jungen Soldaten einen einzigen, eisigen Blick aus seinen durchdringenden Augen zu. Der Lieutenant erstarrte für einen kurzen Moment, dann drehte er sich mit einer zackigen Bewegung herum und verließ den Raum.
»Was ist die Akte Hill?« fragte ich.
»Die Hills sind ein wirklich nettes Ehepaar«, antwortete Friend. »Sie würden Ihnen gefallen, schätze ich. Schade nur, dass Sie sie wahrscheinlich nie kennen lernen werden. Sie würden Ihre Meinung danach vielleicht ändern.«
»Meine Meinung - worüber?«
»Über UFOs. Fliegende Untertassen. Massenhysterie ...« Er machte wieder diese vage Handbewegung. »Nennen Sie es, wie Sie wollen. Glauben Sie etwa, Sie wären der erste, der hierherkommt, vor mir auf diesem Stuhl sitzt und mich mit diesem verächtlichen Lächeln ansieht?«
Ich saß gar nicht auf einem Stuhl, sondern stand noch immer auf der anderen Seite des Schreibtischs, aber kam mir mittlerweile vor, als stünde ich als Erstklässler vor meinem Direktor. Friend war nicht der erste hochrangige Soldat, mit

dem ich aneinandergeriet, nicht einmal der höchstrangigste. Aber er war genau die Art von Offizier, vor denen ich mich innerlich immer gefürchtet hatte. Er hatte es nicht nötig, laut zu werden, oder seinen Rang herauszuheben. Der Mann strahlte durch seine bloße Anwesenheit eine Autorität aus, der ich nichts entgegenzusetzen hatte.

Ich versuchte ein letztes Mal, so etwas wie Haltung zu heucheln, indem ich mich möglichst gelassen in meinen Stuhl fallen ließ und das rechte Bein über das linke schlug. Der Versuchung, lässig mit einem Bleistift zu spielen, widerstand ich im letzten Augenblick.

Friend tat etwas, womit ich nun wirklich nicht gerechnet hätte: Er setzte sich in einer wirklich lässigen Bewegung auf die Schreibtischkante, verschränkte die Arme vor der Brust und sah einen Moment lang nachdenklich auf mich herab. Dann seufzte er: »Ich weiß nicht einmal, ob ich Ihnen damit einen Gefallen tue, mein Junge.«

»Womit?« fragte ich.

»Glauben Sie nicht, ich wüsste nicht, was hinter Ihrer Stirn vorgeht, John?« fragte Friend. »Wie lange sind Sie schon mit diesen ... Nachforschungen beschäftigt?«

»Nicht ganz drei Monate, Sir«, antwortete ich.

»Drei Monate.« Friend machte eine Bewegung, die wie eine Mischung aus einem Nicken und einem Kopfschütteln aussah und wahrscheinlich nichts von beidem war. »Nun, mein lieber Junge - ich beschäftige mich mit solchen Dingen schon ein wenig länger. Länger, als Sie schon auf der Welt sind, um genau zu sein.«

»Sir?«

»Ich weiß ziemlich genau, was Sie in den letzten drei Monaten zu hören bekommen haben«, fuhr Friend unbeein-

druckt fort. »Sie sind auf jede Menge Verrückte gestoßen. Auf Angeber, Wichtigtuer, Fanatiker und Besessene. Und dann gibt es da noch die andere Fraktion. Die, die wirklich etwas gesehen haben. Wetterballons, tieffliegende Flugzeuge, Kugelblitze und Nordlichter. Und dann ist da noch ein winziger Rest, den man nicht erklären kann, stimmt's? Diese Leute sind weder verrückt, noch haben sie einen Kinderdrachen gesehen. Und dieser kleine Prozentsatz gibt einem zu denken, nicht wahr?«

»Worauf wollen Sie hinaus, Sir?«

»Ich war genau wie Sie«, sagte Friend, ohne direkt auf meine Frage zu antworten. »Und trotzdem: Denken Sie einfach einmal fünf Minuten lang nicht an all das, was Sie in der Schule gelernt haben, und das, was Ihnen Ihr gesunder Menschenverstand sagt. Vergessen Sie alles, was Sie in Ihren Berichten und Rapports gelesen haben, und fragen Sie sich nur einen Augenblick lang, ob es nicht vielleicht doch so sein könnte.«

»Wie?«

»Dass dort oben etwas ist«, antwortete Friend. »Jemand.«

»Jemand?« wiederholte ich zweifelnd. »Verzeihen Sie, Sir, aber was ... was genau meinen Sie?«

»Dort oben sind Millionen von Sternen«, sagte Friend. »Vielleicht Milliarden. Glauben Sie wirklich, wir wären die einzigen lebenden Wesen im Universum?« Er schüttelte heftig den Kopf. »Ganz bestimmt nicht. Dort oben ist etwas. Jemand. Und sie sind hier. Sie beobachten uns, das ist meine feste Überzeugung.«

Bei jedem anderen hätten diese Worte einfach nur lächerlich geklungen. Nicht so bei Friend. Er hatte es nicht nötig, seine Stimme dramatisch zu heben oder mit theatralischen

Gesten zu untermalen. Er sagte einfach, was er dachte, und vielleicht machte ihn gerade das so überzeugend.
»Es fällt mir schwer, etwas dazu zu sagen, Sir«, sagte ich vorsichtig. »Wenn ich ganz offen sein darf. Sie haben Recht. Bisher ist mir wenig Überzeugendes untergekommen.«
»Und das wird auch so bleiben«, sagte Friend beinahe grimmig. »Wie gesagt: Mir selbst ist es nicht anders ergangen. Bis ich die Hills traf.«
Wie auf ein Stichwort hin kam in diesem Moment der Lieutenant zurück. Er trug einen dick gefüllten Aktendeckel unter dem linken Arm. Ich konnte die Aufschrift nicht erkennen, aber der in verblasstem Rot gehaltene TOP-SECRET-Stempel quer über dem Deckel war nicht zu übersehen.
»Die Akte Hill, Sir«, sagte er steif.
Friend stand mit einer raschen Bewegung wieder auf, nahm die Arme herunter und verwandelte sich im gleichen Augenblick wieder in den unnahbaren, immer auf Verteidigung eingestellten Soldaten zurück, als der er hereingekommen war. »Geben Sie sie Mister Loengard«, sagte er. »Und falls er noch Fragen hat oder weitere Unterlagen benötigt, geben Sie sie ihm ebenfalls. Wie gesagt: Wir haben nichts zu verbergen.«
Und damit ging er. Er machte sich nicht einmal die Mühe, sich zu verabschieden, sondern marschierte mit steifen Schritten, aber sehr schnell, aus dem Raum und ließ mich mit der streng geheimen Akte und einem ziemlich unglücklich dreinblickenden Lieutenant allein zurück.
Zögernd griff ich nach der Akte und begann sie durchzublättern. Sie enthielt im Großen und Ganzen nicht mehr als

das, was ich in einem Dutzend unterschiedlicher Variationen innerhalb der letzten drei Monate immer wieder gehört hatte. Die Hills hatten etwas gesehen, von dem sie beide überzeugt waren, dass es sich um ein außerirdisches Raumschiff handelte. Interessant - aber alles andere als sensationell, oder gar überzeugender als vieles von dem, was ich zuvor gehört hatte. Wahrscheinlich hätte ich die Akte nur flüchtig durchgeblättert und dann wieder zugeklappt, wären nicht zwei Dinge gewesen: der TOP-SECRET-Stempel auf dem Aktendeckel, und die Erinnerung an Friends Worte.

Ich klappte den Deckel zu und sah nachdenklich auf die Adresse, die darauf vermerkt war. »Stimmt diese Adresse noch?« fragte ich.

»Ich denke schon, Sir«, antwortete der Lieutenant.

»Ich kenne mich hier in der Gegend nicht besonders gut aus«, sagte ich, »aber es kann ...«

»Eine knappe halbe Stunde mit dem Wagen«, fiel mir der Lieutenant ins Wort; eine schlechte Angewohnheit, die er wohl von Friend übernommen hatte. »Wenn Sie der Hauptstraße nach Osten folgen, können Sie es gar nicht verfehlen.«

Ich sah auf die Uhr, überlegte einen Moment und sah dann noch einmal auf meine Armbanduhr. Ich hatte noch genug Zeit. Wenn ich mich nicht länger als eine Stunde bei den Hills aufhielt, konnte ich immer noch in aller Ruhe den Mietwagen zurückbringen und meinen Zug erreichen.

»Betty und Barney Hill«, sagte ich nachdenklich. »Kennen Sie diese Leute, Lieutenant?«

Er sah mich so befremdlich an, dass die Antwort eigentlich schon überflüssig war. »Flüchtig. Ich war ... zwei- oder

dreimal bei ihnen.« »Zusammen mit Major Friend?«
Diesmal nickte er nur. Er gab sich keine besondere Mühe, die Tatsache zu verhehlen, dass er mir diese Akte ganz bestimmt nicht gegeben hätte. Aber als ich aufstand und meine Aktentasche zu packen begann, räusperte er sich gekünstelt und sagte: »Mister Loengard. Darf ich ... Ihnen einen privaten Rat geben?« »Selbstverständlich.«
»Sie verschwenden Ihre Zeit«, sagte der Lieutenant. »Die Hills werden Ihnen nichts sagen. Und selbst wenn ... glauben Sie mir: Es ist vernünftiger, wenn Sie das alles vergessen und nach Hause fahren.«
»Major Friend schien nicht dieser Meinung zu sein«, sagte ich.
»Ich weiß«, antwortete der Lieutenant. Er fuhr sich nervös mit der Zungenspitze über die Lippen und wusste plötzlich nicht mehr, wohin mit seinem Blick. Wahrscheinlich tat es ihm längst schon wieder leid, das Thema überhaupt angeschnitten zu haben.
»Keine Sorge«, sagte ich. »Ich werde dem Major gegenüber nichts sagen.«
»Sie dürfen mich nicht falsch verstehen, Mister Loengard«, fuhr der Lieutenant nervös und mit einem hastigen Blick zur Tür fort. »Major Friend ist ... ein wirklich guter Offizier. Er ist ein sehr kluger Mann, und er ist bei allen hier sehr beliebt, auch wenn Sie vielleicht einen anderen Eindruck gewonnen haben. Nur diese ... diese UFO-Geschichte ...«
»Ich verstehe«, sagte ich, als er nicht weitersprach, sondern mich nur unbehaglich ansah. »Jeder hat so seine Marotten, nicht? Sie meinen, er hat vielleicht ein bisschen zu viel in all diesen Akten und Berichten geblättert.«

»Es ist weniger eine Marotte, als vielmehr eine Frage des Glaubens«, sagte der Lieutenant. In seiner Stimme schwang ein sonderbarer Ernst mit, und erst in diesem Moment wurde mir klar, was er mir wirklich zu sagen versuchte. Er hatte mich keineswegs angesprochen, um seinem Vorgesetzten in den Rücken zu fallen, sondern ganz im Gegenteil, um ihn zu beschützen. Er wollte nicht, dass ich nach Washington zurückfuhr und dort erzählte, dass Wright-Patterson von einem Mann geleitet wurde, der an kleine grüne Männchen vom Mars glaubte und nachts den Mond anheulte.
Wenigstens glaubte ich das in diesem Moment.
»Keine Angst«, sagte ich. »Niemand wird etwas erfahren. Ich gehe zu den Hills und rede mit ihnen, aber ich werde Major Friends Namen nicht einmal erwähnen.«
»Wie Sie meinen, Mister Loengard«, antwortete der Lieutenant. Er hatte sich jetzt wieder vollkommen in der Gewalt, so dass seinem Gesicht nicht die mindeste Regung anzusehen war. Trotzdem hatte ich das vage Gefühl, dass er nicht unbedingt das gehört hatte, was er hören wollte. Vielleicht traute er meiner vollmundigen Versprechung nicht. Und wie auch - schließlich war ich ein vollkommen Fremder für ihn.
Ich packte meine Sachen zusammen, notierte mir die Adresse der Hills und ging. Als ich das Büro verließ, griff der Lieutenant zum Telefonhörer und begann eine Nummer zu wählen.

Ich brauchte etwas mehr als die halbe Stunde, die der Lieutenant veranschlagt hatte, um das Haus der Hills zu erreichen, denn ich hatte auf halbem Wege an einer Raststätte Halt gemacht, um einen Kuchen zu kaufen. Als ich es

tat, kam es mir wie eine großartige Idee vor; als ich auf den Klingelknopf drückte und den Schritten lauschte, die sich von drinnen der Tür näherten, kam ich mir - offen gesagt - ziemlich dämlich vor.
Ich fragte mich, was ich eigentlich hier tat. Kimberley wähnte mich jetzt schon auf dem Weg nach Hause, und eigentlich gab es keinen vernünftigen Grund, es nicht zu sein. Die Akte der Hills hatte absolut nichts enthalten, was diesen Umweg rechtfertigte, und auch die Gegend, in der das Haus des Paares lag, war eher ernüchternd: eine typische Vorstadt-Straße voller einfacher, aber gepflegter Einfamilienhäuser, die hinter schmucken Vorgärten mit kiesbestreuten Auffahrten und sorgsam gepflegten Blumenrabatten lagen. Die polierten Mittelklassewagen der Hausbesitzer und die nicht ganz so liebevoll gepflegten Cabrios ihrer Söhne und Töchter flankierten die Straße. Alles, was noch fehlte, um das Viertel auf das Titelblatt des American-Way-Of-Life-Magazins zu bringen, war der Zeitungsjunge, der von Haus zu Haus radelte und Zeitungen gezielt auf Vordächer und in Blumenbeete warf. Eindeutig keine Gegend, in der man UFO-Fanatiker erwartete oder Leute, die einfach alles taten, um einmal auf das Titelblatt des National Enquirer zu kommen.
Aber zu diesem Menschenschlag gehörte Major Friend eindeutig auch nicht.
Mein Blick blieb für einen Moment an einem grauen Buick hängen, der langsam auf der anderen Straßenseite entlangfuhr. Ich war nicht sicher - aber ich glaubte, den Wagen vorhin schon einmal gesehen zu haben, als ich an der Raststätte anhielt, um den Kuchen zu kaufen.
Wahrscheinlich bedeutete es nichts. Ich konnte das Gesicht

des Fahrers nicht erkennen, aber ich sah, dass er den Kopf hin und her bewegte, während er langsam die Straße hinunterfuhr. Der Mann suchte eine bestimmte Adresse, so einfach war das. Ein Zufall.
Die Tür wurde geöffnet, und ich sah mich einer adrett gekleideten, vielleicht vierzigjährigen Frau mit modisch kurzgeschnittenem Haar und freundlichen Augen gegenüber.
»Mrs. Hill?« fragte ich.
»Ja«, antwortete sie. »Was kann ich für Sie tun?«
»Mein Name ist John Loengard«, antwortete ich. »Ich komme gerade von der Wright-Patterson Air Force Base, und ...«
Etwas Falscheres hätte ich in diesem Moment vermutlich gar nicht sagen können. Jede Spur von Freundlichkeit in ihrem Blick erlosch, und ihr Lächeln machte einem Ausdruck Platz, der mich an den Friends erinnerte: eine Mischung aus Misstrauen und Furcht, die einen Grund hatte. Und es gab noch etwas, das sie mit dem Major gemein hatte: Sie ließ mich nicht ausreden.
»Tut mir leid«, unterbrach sie mich. »Wir möchten nicht mehr mit jemandem von der Air Force reden. Wir haben schon alles gesagt, was zu sagen ist.«
Und jedes einzelne Wort davon hundertmal bedauert, fügte ihr Blick hinzu. Ihr Gesichtsausdruck war dem Friends doch nicht so ähnlich, wie ich gedacht hatte. Friends feindseliges Misstrauen war einfach Teil seines Berufs. Dieser Frau war irgendetwas angetan worden, das spürte ich.
»Ich arbeite nicht für die Air Force«, sagte ich rasch.
»Bitte verzeihen Sie meine ungeschickte Formulierung. Ich war nur gerade auf der Basis und habe mit Major Friend gesprochen.«

»Friend? Sie kennen ihn?«
»Nicht besonders gut«, gestand ich. »Ich arbeite für die Regierung. Für den Kongress, um genau zu sein.«
Sie sagte nichts, sondern sah mich nur zweifelnd an. Die Erwähnung meines Arbeitgebers schien sie nicht sonderlich zu beeindrucken - immerhin war sie beinahe alt genug, um meine Mutter sein zu können - aber ich schien ihre Neugier geweckt zu haben.
»Und was haben Sie mit Major Friend zu tun?« fragte sie.
»Eigentlich nichts«, sagte ich. »Aber er gab mir Ihre Adresse und Ihre Akte. Sehen Sie, es geht um ... um das Erlebnis, das Sie und Ihr Mann vor einer Weile hatten.« Ich sah, wie sich ihr Blick schon wieder verdüsterte, und fuhr rasch fort: »Möglicherweise gibt es neue Erkenntnisse. Aber um sicher zu sein, müsste ich noch einmal mit Ihnen und Ihrem Mann reden. Der Bericht allein ... nun, Papier sagt manchmal nicht so viel aus wie ein gesprochenes Wort.«
Ich spürte, dass ich den Bann fast gebrochen hatte, gab mir einen letzten Ruck und reichte ihr den Kuchen, den ich an der Raststätte gekauft hatte. Natürlich erntete ich nur einen verständnislosen Blick - aber immerhin warf sie mir das Ding nicht gleich ins Gesicht.
»Meine Freundin hat ihn für mich gebacken«, log ich. »Ein bisschen viel für mich allein. Und ich habe noch etwas Zeit, bis mein Zug fährt, und da dachte ich, dass wir vielleicht bei einer Tasse Kaffee ...?«
Für einen Moment blieb das misstrauische Funkeln in ihren Augen. Aber dann machte es einem Lächeln Platz, und ich wusste, dass ich gewonnen hatte.
Etwa eine Sekunde lang. Dann wurde die Tür ganz geöffnet, und ein hoch gewachsener, dunkelhaariger Schwarzer

funkelte mich an. Ich war einen Moment lang verwirrt. Aus Friends Akte war weder hervorgegangen, dass Barney Hill ein Farbiger war, noch, dass er zwar zwei Jahre älter als seine Frau war, aber mindestens zehn Jahre jünger aussah.
»Sehr schön, Mister Loengard«, sagte er kühl. »Warum nehmen Sie nicht Ihren Kuchen, Ihre Fragen und Ihre neuen Erkenntnisse und fahren damit zurück zu Ihrer Freundin, um mit ihr zusammen Weihnachten zu feiern? Meine Frau und ich haben nichts mehr zu sagen.«
Er nahm seiner Frau den Kuchen aus der Hand, gab ihn nur mit einer ärgerlichen Bewegung zurück und trat gleichzeitig so zwischen sie und mich, dass er damit den Blickkontakt zwischen uns unterbrach. »Verschwinden Sie. Lassen Sie uns endlich in Ruhe!«
Ich musste mich mit aller Kraft beherrschen, um nicht vor ihm zurückzuweichen. Er hatte nicht einmal die Stimme erhoben, aber die Feindseligkeit in seinen Worten war beinahe greifbar.
»Also gut, Mister Hill«, sagte ich. »Ich will offen zu Ihnen sein. Ich bin wirklich im Auftrag der Regierung hier, aber es gibt keine neuen Erkenntnisse. Ganz im Gegenteil. Mein Auftrag lautet, Beweise dafür zu finden, dass diese ganze Suche nach fliegenden Untertassen und außerirdischem Leben nichts als Geldverschwendung ist.« Ich zögerte einen Moment, dann fügte ich hinzu: »Und diesen Kuchen hat auch nicht meine Freundin gebacken. Ich habe ihn an einer Tankstelle gekauft, nur ein paar Meilen von hier.«
»Ich weiß«, sagte Hill. »Ich halte selbst manchmal dort an, um ihn mitzubringen. Er ist ausgezeichnet.«
Er schien noch mehr sagen zu wollen, unterbrach sich aber dann und starrte für einen winzigen Moment fast erschrok-

ken auf einen Punkt irgendwo hinter mir. Bevor ich mich jedoch herumdrehen und in die gleiche Richtung sehen konnte, fuhr er fort. »Major Friend hat Sie geschickt?«
»Wenigstens indirekt«, antwortete ich. »Er hat mir Ihre Akte gegeben.«
»Das wundert mich«, sagte Hill. »Wir werden Ihnen kaum helfen können, wenn Sie Beweise dafür suchen, dass es sie nicht gibt.«
»Sie?«
Hill sah wieder zu jenem Punkt irgendwo hinter mir, aber er sprach auch jetzt weiter, bevor ich mich herumdrehen konnte. »Wie immer Sie sie nennen wollen, Mister Loengard. Kommen Sie rein.«
Nach der unverhohlenen Feindseligkeit, mit der er mich bis jetzt behandelt hatte, überraschte mich diese Einladung um so mehr; allerdings nicht so sehr, dass ich ihr nicht sofort gefolgt wäre. Nachdem ich zwischen ihm und seiner Frau hindurch ins Haus getreten war, drehte ich mich sofort herum, um einen Blick auf die Straße hinaus zu werfen. Irgendetwas dort draußen schien Hill erschreckt zu haben. Aber er hatte die Tür bereits geschlossen und machte eine einladende Bewegung mit der anderen Hand.
Während ich ihm ins Wohnzimmer folgte, sah ich mich verstohlen um. Das Haus der Hills hielt im Inneren das, was sein Äußeres versprochen hatte: Es war geschmackvoll und solide eingerichtet, nicht auffällig, aber auch alles andere als spießig. An den Wänden hingen gerahmte Kunstdrucke neben gestickten Bildern, die wahrscheinlich Betty Hill angefertigt hatte. Auf dem Wohnzimmertisch lag ein gehäkeltes Spitzendeckchen, und der Kamin im Wohnzimmer war eine gasbetriebene Attrappe. Ich kam zu dem Schluss,

dass meine erste Einschätzung richtig gewesen war: Das waren keine Leute, die ihre Gesichter um jeden Preis auf dem Titelblatt der Boulevardpresse sehen wollten.
»Nehmen Sie Platz, Mister Loengard«, sagte Hill. »Kaffee oder Tee?«
»Kaffee, bitte.«
Hills Frau verschwand in der Küche, während er selbst zum Fenster ging und einen raschen, sehr aufmerksamen Blick auf die Straße hinaus warf. Dann kam er zurück, nahm auf der behaglichen Couch mir gegenüber Platz und sah mich auf eine sehr seltsame Art an. »Sie suchen also nach Beweisen, die dagegen sprechen, Mister Loengard.«
Seine Frau kam zurück. Der Kaffee war offensichtlich bereits fertig gewesen, denn sie trug ein Tablett mit einer dampfenden Kanne und drei Tassen, das sie geschickt auf dem Tisch ablud, noch bevor ich Gelegenheit fand, ihr zur Hand zu gehen. Ich wartete, bis auch sie Platz genommen hatte, ehe ich Hills Frage beantwortete.
»Ich bin nicht mehr ganz sicher«, sagte ich. »Um ehrlich zu sein: Congressman Pratt erwartet von mir, dass ich ihm hieb- und stichfeste Argumente liefere, um all diese Projekte nicht mehr finanzieren zu müssen, aber je mehr ich mich mit diesem Thema beschäftige, desto weniger weiß ich im Grunde, was ich glauben soll. Vielleicht sollte ich einfach nur Fakten sammeln.«
Ich beugte mich zu meiner Aktentasche hinunter, klappte sie auf und fragte: »Haben Sie etwas dagegen, wenn ich Ihren Bericht auf Band aufnehme?«
»Nein«, antwortete Hill. »Aber es wird Ihnen nichts nutzen. Niemand wird Ihnen glauben, Mister Loengard.«
»Es gibt eine Menge Leute, die an UFOs glauben«, ant-

wortete ich, während ich das kleine Tonbandgerät aufstellte, das ich zwar stets bei mir trug, bisher aber so gut wie nicht benutzt hatte. Entsprechend ungeschickt stellte ich mich dabei an, das Magnetband zwischen den Tonköpfen hindurchzuziehen und in die leere Spule einzufädeln.
Hill sah mir eine Weile ebenso schweigend wie amüsiert dabei zu, ehe er fortfuhr: »Es gibt eine Menge Leute, die über fliegende Untertassen reden, Mister Loengard. Aber nicht sehr viele, die wirklich daran glauben.«
»Ist das ein Unterschied?« fragte ich. Es war mir endlich gelungen, das Band einzufädeln. Ich legte die Finger auf die beiden Tasten, die ich gleichzeitig drücken musste, sah aber Hill erst fragend an. Er nickte. Das schwere Klicken, mit dem die Aufnahme startete, vermischte sich mit Hills Antwort, wie um ihr besonderes Gewicht zu betonen.
»Es gibt zwei Wege, die Wahrheit zu verschleiern, Mister Loengard«, antwortete er. »Man kann sie leugnen. Man kann Dinge vertuschen, Beweise verschwinden lassen und Leute zum Schweigen bringen. Die andere Möglichkeit ist, ganz offen darüber zu reden. Nehmen Sie die Wahrheit, und verbergen Sie sie unter einem Berg von Übertreibungen, von Lächerlichkeiten und ganz offensichtlichen Lügen, und am Ende wird sie niemand mehr erkennen.«
»Ist es das, was Ihnen passiert ist?« fragte ich.
Hill antwortete nicht sofort. Er tauschte einen kurzen, aber sehr bezeichnenden Blick mit seiner Frau, eine unausgesprochene Frage, die er ihr stellte und die sie ebenso lautlos beantwortete. Ich habe niemals wirklich begriffen, warum - aber diese beiden wildfremden Menschen vertrauten mir in diesem Augenblick rückhaltlos.
»Ich weiß nicht, was uns passiert ist«, sagte er.

Ich sah ihn nur fragend an. Für zwei oder drei Sekunden war das leise Schleifen, mit dem sich die Tonbandspulen drehten, das einzige Geräusch im Raum.
»Wir waren in Kanada«, begann Hill. »Meine Frau und ich hatten dort Urlaub gemacht. Der erste seit zehn Jahren. Wir waren mit dem Wagen unterwegs - irgendwo in den White Mountains.«
»Irgendwo?« unterbrach ich ihn.
»Es war spät«, sagte Betty. »Lange nach Mitternacht. Wir waren beide müde.«
»Eigentlich hatten wir uns vorgenommen, die Nacht durchzufahren«, fügte ihr Mann hinzu. »Wir hatten noch zwei Tage, die wir gemütlich zu Hause verbringen wollten. Aber es war spät. Vielleicht hatten wir unsere Kräfte einfach überschätzt. Jedenfalls waren wir beide ziemlich müde. Vielleicht habe ich es auch deshalb nicht gleich bemerkt.«
»Es?«
»Die Lichter.« Barney deutete auf seine Frau. »Sie hat sie bemerkt.«
Betty nickte. Als sie sprach, wurde ihre Stimme sehr leise, und ein seltsamer Ausdruck trat in ihre Augen. Sie sprach fast wie in Trance, auch wenn ihre Stimme nicht diesen typisch tonlosen Klang annahm. Im ersten Moment dachte ich, es wäre ein Wagen, der uns folgt. Aber die Lichter waren ... zu groß. Und sie näherten sich zu schnell.«
»Ein Flugzeug?«
»Dazu war es zu langsam«, sagte Barney. »Und zu groß.«
»Und es hatte Fenster«, sagte Betty. »Nicht diese kleinen Bullaugen, wie Flugzeuge sie haben, verstehen Sie? Ich meine richtige Fenster. Eine doppelte Reihe, übereinander.«
»Zuerst habe ich ihr nicht geglaubt«, fuhr Barney fort. »Ich

dachte, sie hätte geträumt. Eine Halluzination. Wir waren beide total übermüdet. Aber schließlich habe ich angehalten und bin ausgestiegen, und da habe ich es auch gesehen.«
»Die Fenster?«
»Es war riesig«, sagte Barney. »Wir hatten Vollmond, wissen Sie, aber ich konnte seine Form trotzdem nicht richtig erkennen, als ... als wäre da etwas, das ... das verhindert, dass man es genau sieht.«
Er rang sichtlich nach Worten, als fiele es ihm schwer zu beschreiben, woran er sich erinnerte, obwohl er die Geschichte vermutlich schon Dutzende Male erzählt hatte. Aber ich spürte auch, dass es besser war, ihn jetzt nicht mehr zu unterbrechen, und wartete schweigend, bis Hill von sich aus weitersprach.
»Ich glaube, es war eine Art ... Scheibe, aber ich bin mir nicht sicher. Nur, dass es riesig war und überall Lichter hatte. Und da waren diese Fenster, genau wie Betty sagt. Und als ich hineinsah ...«
Seine Stimme versagte für einen Moment. Seine linke Hand kroch über die Sessellehne und suchte die seiner Frau, aber ich bezweifelte, dass er sich der Bewegung überhaupt bewusst war.
»Da waren ... ungefähr ein halbes Dutzend ... lebender ... Geschöpfe.«
Die Art, auf die er dieses Wort aussprach, ließ mir einen kalten Schauer über den Rücken laufen. »Geschöpfe?« wiederholte ich. »Sie meinen: Menschen.«
»Ich meine: Geschöpfe, Mister Loengard«, antwortete Hill. »Lebende Kreaturen. Keine Menschen.«
»Keine Menschen? Was meinen Sie damit?«
»Genau das, was ich sage, Mister Loengard«, antwortete

Hill mit leiser, jetzt nur noch mühsam beherrschter zitternder Stimme. »Kreaturen. Ich weiß nicht, was sie waren, aber es waren keine Menschen.«
»Haben Sie sie auch gesehen?« Ich wandte mich mit einem fragenden Blick an Betty, aber Barney fuhr bereits fort:
»Ich geriet in Panik. Ich ... ich musste plötzlich an all die Geschichten denken, die ich gehört hatte - von Menschen, die von außerirdischen Raumschiffen entführt worden sind und all das. Ich hatte plötzlich nur noch Angst, verstehen Sie? Ich bin einfach weggelaufen.«
»Und dann?«
Hill zuckte mit den Schultern, und seine Frau sagte: »Sie haben uns entführt.«
»Wir erwachten zwei oder drei Stunden später«, sagte Barney. »Wir waren wieder im Wagen, aber Meilen von der Stelle entfernt. Ich weiß nicht, was geschehen ist. Sie haben irgendetwas mit uns getan, aber ich weiß nicht, was.«
»Wie kommen Sie darauf?« fragte ich.
Betty lachte; jedenfalls hielt ich es im ersten Sekundenbruchteil dafür. Aber dann sah ich in ihr Gesicht und begriff, dass es das genaue Gegenteil war. »Sehen Sie mich an, Mister Loengard«, sagte sie. »Für wie alt würden Sie mich halten?«
Ich kannte ihr Alter aus Friends Akte, aber als ich sie so neben ihrem Mann sitzen sah, fiel es mir plötzlich schwer, diesen Angaben zu glauben. Mein Schweigen schien ihr auch Antwort genug zu sein, denn sie verzog die Lippen zu einem kurzen, traurigen Lächeln und fuhr mit leiser Stimme und ohne mich anzusehen fort:
»Ich habe immer viel jünger ausgesehen als Barney, Mister Loengard. Wenn wir beide in einem Hotel übernachten

wollten, dann musste ich manchmal noch meinen Ausweis vorzeigen, bis zu dieser Nacht.«
Ich blinzelte. »Sie meinen ...«
»Ich meine, dass wir nach zwei Stunden im Wagen wieder aufgewacht sind, Mister Loengard. Aber ich bin in diesen zwei Stunden um zehn Jahre gealtert. Das meine ich.«
Ihre Worte schockierten mich. Ich weiß nicht einmal mehr genau, ob ich ihr glaubte. Es spielte auch keine Rolle, ob die Geschichte wahr war oder nicht. Was echt war, das war der Schmerz in ihrer Stimme. Der Schmerz, den ein Mensch empfindet, wenn er begreift, dass ihm ein Teil seines Lebens gestohlen worden war; unwiederbringlich.
»Ich verstehe, dass Sie zu niemandem darüber reden wollten«, murmelte ich - eigentlich nur, um überhaupt etwas zu sagen und das ungute Schweigen zu brechen, das nach Bettys Worten Einzug gehalten hatte.
»Wollten?« Hill schüttelte heftig den Kopf. »Sie missverstehen mich, Mister Loengard. Ich wollte darüber reden. Niemand hat uns zugehört. Betty und ich haben keine Angst vor der Öffentlichkeit. Es ist uns egal, wenn die Leute über uns reden. Wir leben in einer kleinen Stadt. Ein schwarzer Mann und eine weiße Frau ... vielleicht ist es bei Ihnen in Washington anders, aber hier bei uns reden die Leute über so etwas. Wir haben keine Angst vor dem Gerede der Leute. Ich würde der ganzen verdammten Welt unsere Geschichte erzählen - aber niemand will sie hören.«
Einige Sekunden lang blickte ich Hill schweigend an, und wieder wurde es sehr still zwischen uns. Hill und seine Frau saßen in steifer, fast verkrampfter Haltung da. Sie hielten sich bei der Hand, und ihre Finger hatten sich so fest ineinander verschlungen, dass das Blut daraus gewichen war.

Ich konnte die Angst spüren, die die Worte aus der Erinnerung heraufbeschworen hatte, und die sie fest im Griff hielt; sie, und das Gefühl hilfloser Ohnmacht, das vielleicht noch schlimmer sein mochte.
Schließlich beugte ich mich vor und streckte die Hand aus, um das Tonbandgerät abzuschalten. Doch bevor ich es tat, hielt ich noch einmal inne, sah Hill ernst an und sagte: »Das wird sich jetzt vielleicht ändern, Mister Hill.«

Lange nach Einbruch der Dunkelheit stieg ich in den Wagen und fuhr los. Ich war weitaus länger als die veranschlagte Stunde geblieben, und mittlerweile wurde es wirklich Zeit, wenn ich meinen Zug noch erreichen wollte. Nachdem das Eis einmal gebrochen war, hatten sich die Hills als wirklich reizendes Paar herausgestellt. Wir hatten noch lange miteinander geredet und nicht nur den Kuchen gegessen, den ich mitgebracht hatte, sondern noch einen zweiten, vollkommen gleichartigen: Er schmeckte nicht nur gleich, sondern stammte von derselben Raststätte. Betty Hill hatte ihn auf dem Weg nach Hause dort gekauft, eine Stunde, bevor ich gekommen war.
Die gelöste Stimmung, in der ich schließlich aufgebrochen war, hielt jedoch nicht lange an. Es war dunkel geworden, und ich hatte nicht mehr allzu viel Zeit, zumal die Straßen hier und da bereits glatt wurden. Die phosphoreszierenden Zeiger der Uhr im Armaturenbrett des gemieteten Ford rückten unbarmherzig weiter. Mir blieb noch Zeit, den Wagen zurückzubringen und den Zug zu erreichen, aber ich konnte mir jetzt keine Verzögerung mehr leisten, wenn ich nicht die halbe Nacht auf einem zugigen Bahnsteig verbringen wollte, um auf den nächsten Zug zu warten.

Ich fuhr ein wenig schneller, als vielleicht gut gewesen wäre, und sah abwechselnd auf den Tachometer, die Uhr und in den Rückspiegel. In Gedanken hatte ich die Zeit überschlagen, die ich noch bis zum Bahnhof brauchte. Fünf- oder sechsmal. Natürlich war ich auf fünf oder sechs verschiedene Ergebnisse gekommen, aber alles in allem sah es so aus, als ob ich noch eine reelle Chance hätte. Trotzdem hielt ich die Tachometernadel bei konstanten sechzig Meilen und betete im Stillen darum, weder in eine Geschwindigkeitskontrolle zu geraten, noch in einer Senke oder einer windigen Kurve auf Glatteis zu geraten.

Seit einiger Zeit folgte mir ein Wagen. Die Lichter fielen manchmal hinter mir zurück, verschwanden hinter einer Biegung und tauchten wieder auf, erloschen aber niemals ganz. Angesichts meines überhöhten Tempos hatte ich in den ersten Minuten tatsächlich befürchtet, eine unerwünschte Polizeieskorte zu haben, doch der Wagen kam niemals nahe genug, um zum Überholen anzusetzen, und auch das befürchtete Flackern des Blaulichts blieb aus. Vermutlich hatte es der Fahrer genauso eilig wie ich; oder er hatte sich einfach einen Vordermann gesucht und an seine Rücklichter gehängt, wie ich es auch manchmal tat.

Ich lächelte über meine eigene Nervosität. Hills Geschichte hatte mich offenbar stärker beeindruckt, als mir bewusst geworden war, und tatsächlich waren die äußeren Umstände ja ein wenig ähnlich. Genau wie sie damals fuhr ich nachts auf einer einsamen Straße, war zwar nicht übermüdet, dafür aber in Eile und somit nervös, und es gab sogar die Lichter im Rückspiegel, die mir folgten. Ich musste mich beherrschen, um nicht die Scheibe herunterzudrehen und in den Himmel hinaufzusehen.

Aber dazu war es draußen entschieden zu kalt.
Ich musste wieder an die Hills und ihre Geschichte denken. Was ich gehört hatte, hatte mich zutiefst erschüttert. Nicht einmal so sehr, was sie erzählten; Geschichten wie diese hatte ich in den letzten Wochen gleich dutzendweise gehört. Viele davon waren fantasievoller gewesen, und weitaus dramatischer. Es war die Art gewesen, auf die sie sie erzählten. Die beiden hatten nicht gelogen, und sie waren auch keine Spinner, die einen Wetterballon sahen und sich gegenseitig lange genug hochschaukelten, bis sie ganz sicher waren, ein UFO darin zu erkennen. Sie hatten mir einfach das erzählt, woran sie sich erinnerten, und was immer es gewesen war, es hatte nichts mit Sinnestäuschungen oder Hysterie zu tun. Selbst jetzt lief mir noch ein kalter Schauer über den Rücken, wenn ich an den Ausdruck auf Hills Gesicht zurückdachte, als er von den Lichtern am Himmel sprach. Wenn ich jemals Angst in den Augen eines Menschen gesehen hatte, dann in diesem Moment.
Ich sah wieder in den Rückspiegel und stellte beiläufig fest, dass die Lichter verschwunden waren. Mittlerweile hatte ich die sechzig überschritten. Wahrscheinlich war ich meinem Hintermann doch ein wenig zu schnell. Aber meine Zeit wurde auch allmählich wirklich knapp. Ich hatte noch eine halbe Stunde, und noch gute zwanzig Meilen vor mir. Kein Grund zur Panik, aber auch nicht zum Trödeln. Mein Spesenkonto deckte keine Tickets wegen Geschwindigkeitsüberschreitung.
Mit einer beiläufigen Bewegung schaltete ich das Radio ein. Ich hatte einen lokalen Sender eingestellt, der nur Rock 'n' Roll spielte; eine Musik, die ich damals vierundzwanzig Stunden am Tag hören konnte. Der Empfang war schlecht.

Ich hörte mehr Störungen und Rauschen als Musik, runzelte ärgerlich die Stirn und drehte am Senderknopf. Die Störungen wurden lauter, und dann verlor ich die Musik ganz. Das war typisch für diese Mietwagenfirmen. Sie verlangten ein Heidengeld für einen einzigen Tag, aber sie bauten die billigsten Radios ein, die sie bekommen konnten! Wütend schaltete ich das Radio aus.
Das unheimliche Dröhnen und Rauschen blieb. Eine geschlagene Sekunde lang starrte ich das Radio fassungslos an. Die Musik und die pfeifenden Störgeräusche waren verstummt, aber ich hörte weiter ein unheimliches, an- und abschwellendes Dröhnen, das immer lauter wurde und schließlich den ganzen Wagen mit dumpfen Vibrationen erfüllte.
Dann sah ich das Licht wieder.
Aber es waren keine Scheinwerfer mehr.
Die Straße hinter mir war in ein Meer gleißender, blauweißer Helligkeit getaucht, ein blendendes, unglaublich intensives Licht, das langsam näher kroch und direkt vom Himmel herabkam!

Eine eisige Hand schien nach meinem Herzen zu greifen und es langsam zusammenzupressen. Ich war unfähig, zu denken, irgendetwas zu tun oder auch nur zu atmen - ich saß einfach nur wie gelähmt da, umklammerte das Steuer und starrte das Licht im Rückspiegel an, das langsam näher kroch. Alles, woran ich noch denken konnte, waren Hills Worte: Die Lichter am Himmel.
Der Wagen kam mit einem Rad von der Straße ab, schleuderte über nasses Laub und Morast und drohte vollends auszubrechen. Irgendwie gelang es mir, die Kontrolle über

das Fahrzeug nicht vollends zu verlieren und es sogar wieder auf die Straße zurückzulenken. Schleudernd und mit kreischenden Reifen kam der Wagen wieder in die Spur zurück und beschleunigte wieder, als ich das Gaspedal noch tiefer durchtrat. Das Licht war jetzt nicht mehr hinter, sondern über mir, ein weißes, unerträgliches Gleißen, das mir die Tränen in die Augen trieb und alle Farben auslöschte. Ich konnte kaum noch etwas sehen. Licht und Schatten huschten im rasenden Wechsel über die Windschutzscheibe, und das unheimliche Dröhnen wurde immer lauter.

Die Lichter am Himmel.

Ich gab weiter Gas. Der Wagen raste mit siebzig Meilen über die Landstraße, dann mit achtzig, fünfundachtzig ... Das Licht hielt mühelos mit, und es wurde immer noch intensiver und heller. Die Welt hatte sich in ein Negativ aus schwarzen Schatten mit messerscharf gezogenen Kanten und aufblitzenden Bereichen unerträglicher Helligkeit verwandelt. Das Dröhnen füllte den Wagen aus, schien meinen Schädel zum Bersten zu bringen.

Die Lichter am Himmel.

Sie waren da! Jedes Wort, das Hill gesagt hatte, war wahr. Sie waren da, und jetzt waren sie gekommen, um mich zu holen und etwas mit mir zu tun, wie Betty es ausgedrückt hatte. Ich hatte Angst, panische, nackte Angst.

Der Wagen schleuderte wild hin und her, schlitterte über nasses Gras und Laub und schleuderte auf die andere Straßenseite, verfehlte um Haaresbreite einen Baum und kam irgendwie auf den Asphalt zurück. Und das furchtbare Dröhnen nahm immer noch zu. Das Gleißen war überall, füllte die Welt aus und machte mich blind.

Wieder kam der Wagen von der Straße ab. Hoch gewirbel-

tes Laub und Gras nahmen mir zusätzlich die Sicht. Ich drehte verzweifelt am Lenkrad, wich einem weiteren Baum aus und begriff, dass ich drauf und dran war, mich umzubringen.

Ich musste raus hier! Raus aus dem Wagen, fort von diesem grässlichen, sengenden Licht! Mit aller Kraft trat ich auf die Bremse. Das Fahrzeug schleuderte, brach aus und rutschte auf dem nassen Laub zur Seite, wieder dichter auf die Bäume zu, aber für einen Moment auch heraus aus dem gleißenden Licht. Irgendwie gelang es mir, den Wagen zum Stehen zu bringen und die Tür aufzureißen. Ich ließ mich hinausfallen, rappelte mich hoch und warf einen gehetzten Blick in den Himmel.

Über den Bäumen schwebte ein halbes Dutzend grellweißer Lichter. Ein dumpfes, vibrierendes Dröhnen lag in der Luft, und ein unheimlicher Sturmwind peitschte die Baumwipfel und ließ das nasse Laub vom Boden aufwirbeln.

Blindlings taumelte ich los. Der Sturm wurde mit jedem Moment stärker, und das Heulen erreichte die Grenze echten körperlichen Schmerzes und überstieg sie. Mehr stolpernd als laufend erreichte ich die Bäume, gegen die ich gerade um ein Haar gefahren wäre, prallte mit der Schulter gegen einen Stamm und torkelte weiter. Dornen und dünne, eisverkrustete Zweige zerkratzten mein Gesicht und meine Hände. Ich registrierte es kaum, sondern stolperte blind vor Angst und Entsetzen weiter. Licht und Schatten jagten sich in immer rascherer Folge.

Ich sah nicht mehr wirklich, wohin ich lief. Zwei-, dreimal stolperte ich über Wurzeln und Schlinggewächse, dann prallte ich so wuchtig gegen einen Baum, dass mir für einen Moment schwarz vor Augen wurde und meine Knie nach-

gaben. Ich verlor nicht das Bewusstsein, aber ich war für Augenblicke benommen und klammerte mich nur noch durch einen blinden Reflex an den Stamm.
Als sich meine Sinne wieder klärten, hatte sich das Geräusch verändert. Aus dem unwirklichen Dröhnen war wieder das geworden, was es die ganze Zeit über gewesen war, bevor die Panik mein klares Denken verzerrte: das schrille Heulen einer Hochleistungsturbine, in das sich nun das allmählich leiser werdende Flap-Flap auslaufender Rotorblätter mischte. Das Raumschiff vom Mars war nichts anders als ein - wenn auch ziemlich großer und sonderbar geformter - Helikopter, der genau in diesem Moment fünfzig Yards entfernt zur Landung ansetzte. Der Strahl des starken Scheinwerfers, der mich im Wagen fast blind gemacht hatte, tastete wie ein suchender Finger aus Licht über den Waldrand. Ein zweiter, nicht weniger starker Scheinwerferstrahl hatte den Mietwagen ergriffen und tauchte ihn in blendende Helligkeit.
Die Türen des Helikopters wurden geöffnet, kaum dass die Maschine den Boden berührt hatte, und fünf oder sechs Gestalten sprangen heraus. Ich konnte sie nur als schwarze Umrisse erkennen, aber ich spürte die Bedrohung, die von ihnen ausging. Die Erleichterung, es nicht mit einer fliegenden Untertasse zu tun zu haben, hielt kaum so lange an, wie ich brauchte, um mir dessen bewusst zu werden. Ich war nach wie vor in Gefahr; vielleicht sogar in größerer, als ich es gewesen wäre, wenn ich es wirklich mit Hills Geschöpfen zu tun gehabt hätte. Dieser Helikopter hatte mich nicht mitten in der Nacht von der Straße abgedrängt und in diesen Wald gejagt, weil ich die zulässige Höchstgeschwindigkeit überschritten hatte.

Ich rannte weiter, presste mich gegen einen Baum und versuchte, den Takt einzuschätzen, in dem der Scheinwerferstrahl über den Waldrand strich. Es gelang mir nicht. Ich war immer noch in Panik, jetzt vielleicht mehr denn je. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, was hier vorging, aber es war etwas Gewaltiges, und etwas, das vielleicht noch viel gefährlicher und tödlicher war, als ich im Moment begreifen konnte. Meine Verfolger hatten sich geändert, aber meine Situation war nach wie vor die gleiche: Ich musste hier weg, sofort und um jeden Preis!

Blindlings rannte ich los. Ich stolperte, fiel, rappelte mich wieder hoch und rannte weiter. Zwischendurch sah ich immer wieder über die Schulter zurück. Es war bizarr: Obwohl ich rannte, so schnell ich nur konnte, und sich die schwarzen Schatten aus dem Helikopter scheinbar nur gemächlich bewegten, kamen sie immer näher, als hätte eine geheimnisvolle Macht die Zeit für sie außer Kraft gesetzt. Vielleicht auch für mich: Ich kam mir vor wie in einem jener Alpträume, in denen man rennt und rennt und rennt, ohne wirklich von der Stelle zu kommen. Zwei meiner schattenhaften Verfolger hatten sich vom Rest der Gruppe getrennt und wichen seitlich in den Wald aus, vermutlich, um mir den Weg abzuschneiden. Der Rest kam unbarmherzig näher.

Ich versuchte, noch schneller zu laufen ...

... und übersah die Gestalt, die sich im Schutze des Unterholzes an mich herangepirscht hatte.

Als ich den Mann bemerkte, war es zu spät.

Als er mich ansprang, versuchte ich zur Seite auszuweichen und hätte es sogar fast geschafft. Seine ausgestreckten Arme rissen mich nicht zu Boden, sondern streiften mich nur.

Trotzdem stolperte ich, und der Bursche bewies, dass er ein echter Profi war: Obwohl er schwer und sicherlich äußerst schmerzhaft hinschlug, griff er trotzdem noch einmal zu, erwischte wider jeder Wahrscheinlichkeit mein Hosenbein und brachte mich diesmal vollends aus dem Gleichgewicht. Diesmal stürzte ich.

Bevor ich wieder aufspringen konnte, waren zwei weitere Gestalten heran. Ich keuchte vor Schmerz, als mir ein brutaler Tritt in die Rippen die Luft abschnitt. Grobe, entsetzlich starke Hände rissen mich in die Höhe, dann trafen mich zwei, drei harte Faustschläge im Gesicht, die mich fast an den Rand der Bewusstlosigkeit schleuderten.

Es war ganz anders, als ich es mir vorgestellt hatte. Ich hatte die üblichen Raufereien auf der High-School hinter mir, aber ich war niemals wirklich zusammengeschlagen worden. Bis zu diesem Moment.

Es ging ganz schnell, und trotz allem sonderbar undramatisch. Die Schläge waren hart und äußerst schmerzhaft, aber der Schmerz war trotzdem seltsam nebensächlich. Es war, als würde ein anderer geschlagen, dessen Schmerz ich zwar fühlte, der aber trotzdem nicht wirklich ich war. Viel schlimmer war das Gefühl der Hilflosigkeit. Zwei der Angreifer hielten mich fest, während sich ein dritter breitbeinig vor mir aufgebaut hatte und mich abwechselnd ins Gesicht und in den Leib schlug. Jeder Hieb prügelte mich weiter an den Rand der Bewusstlosigkeit. Vielleicht weiter. Ich konnte das Gesicht des Mannes, der mich schlug, nur noch verschwommen erkennen. Blut und Tränen verschleierten meinen Blick, aber ich hatte irgendwie das Gefühl, ihn zu kennen. Ich hatte diesen Mann schon einmal gesehen, aber ich war nicht mehr in dem Zustand, zu sagen, wo.

Gerade, als ich glaubte, endgültig das Bewusstsein zu verlieren, erschien eine weitere Gestalt in dem Nebel aus Blut und dichter werdender Schwärze vor meinen Augen und hielt den Schläger zurück.
»Das reicht. Sie schlagen ihn ja tot.«
Die Stimme war dunkel, und sie hatte trotz ihrer Kälte und Ausdruckslosigkeit etwas Befehlendes. Mühsam öffnete ich die Augen, blinzelte Tränen und Schweiß weg und erkannte endlich das Gesicht des Kerls, der mich geschlagen hatte.
Es war der junge Lieutenant aus Friends Büro. Er trug jetzt keine Air-Force-Uniform mehr, sondern einen dunkelblauen Trenchcoat über einem offensichtlich maßgeschneiderten Anzug, und jede Spur von Freundlichkeit war aus seinem Blick gewichen. Im Gegenteil: Seine Augen blickten mich kalt und auf eine Art an, die mir klarmachte, dass er es bedauerte, nicht weiter auf mich einschlagen zu dürfen. Der Anblick versetzte mich so in Zorn, dass ich mich mit dem letzten bisschen Kraft, das mir noch verblieben war, gegen den Griff der beiden Männer stemmte, die mich hielten; natürlich vollkommen vergebens.
»Sehr beeindruckend, Mister Loengard«, sagte die befehlsgewohnte Stimme, die ich schon einmal gehört hatte. »Wirklich. Hätten wir uns unter anderen Umständen getroffen, dann würde ich Ihre Zähigkeit bewundern.«
Mühsam wandte ich den Kopf und sah in das Gesicht, das zu dieser Stimme passte. Ein kräftig gebauter Mann in jenem schwer zu schätzenden Alter zwischen vierzig und fünfzig, kurzgeschnittenes, streng zurückgekämmtes Haar und kalte Augen, denen nicht die geringste Kleinigkeit zu entgehen schien.
»Wer sind Sie?« keuchte ich mühsam. Meine Unterlippe

war aufgeplatzt, und ich schmeckte mein eigenes Blut. Außerdem bereitete mir das Atmen Mühe. Vermutlich hatte mir einer der Hiebe eine Rippe gebrochen. Trotzdem fuhr ich fort: »Und woher, zum Teufel, kennen Sie meinen Namen?«

Statt zu antworten, wandte sich der Mann mit den kalten Augen an einen seiner Begleiter. »Holen Sie das Band.«

»Was wollen Sie von mir?« stöhnte ich. »Wer, zum Teufel, sind Sie?!«

»Das spielt keine Rolle«, antwortete er. »Und wenn Sie Glück haben, dann werden Sie es auch niemals erfahren, Mister Loengard.« Er seufzte. »Sie stecken Ihre Nase in Dinge, die Sie nichts angehen, wissen Sie das? Warum konnten Sie nicht einfach tun, was Congressman Pratt von Ihnen erwartet, und ihm ein paar beeindruckende Beweise dafür liefern, dass die Suche nach fliegenden Untertassen nichts als Geldverschwendung ist!«

Ich sparte es mir, zu antworten, sondern versuchte stattdessen mir das Gesicht meines Gegenübers möglichst gründlich einzuprägen. Ich war sogar sicher, dass er das begriff; aber es schien ihn nicht sonderlich zu beeindrucken. Er hielt meinem Blick ganz im Gegenteil gelassen stand, und ich glaubte sogar so etwas wie ein amüsiertes Glitzern tief in seinen Augen zu erkennen - auch, wenn ich zugleich nicht einmal sicher war, dass dieser Mann wusste, was Humor überhaupt war.

Es verging nur ein Augenblick, bis der Kerl zurückkam, den er zu meinem Wagen geschickt hatte. Er trug eine Tonbandspule in der Hand - das Ende des Bandes war ausgefranst und offenbar mit roher Gewalt aus dem Gerät gerissen worden -, die er dem Fremden gab.

»Schade drum«, sagte er, während er das Band langsam von der Spule wickelte und in der linken Hand zusammenknautschte. »Aber so schlimm nun auch wieder nicht. Ich werde Ihnen jetzt sagen, was Ihre Nachforschungen ergeben haben, John.« Er wickelte das Band weiter ab, wobei er es zwar nicht zerriss, aber immer wieder in die Länge zog und dehnte, um es vollkommen unbrauchbar zu machen.
»Barney und Betty Hill haben ein Flugzeug gesehen«, fuhr er fort. »Ein niedrig fliegendes, langsames Flugzeug. Sie waren beide übermüdet von der langen Fahrt und sind einfach einer Täuschung erlegen. Ganz genau das wird in Ihrem Bericht stehen, John. Haben wir uns verstanden?«
»Ich glaube nicht«, antwortete ich trotzig. »Wer, zur Hölle, sind Sie eigentlich?«
»Niemand, John«, antwortete er. »Ich bin gar nicht hier. Und das alles hier ist niemals passiert. Nur ein böser Traum, mehr nicht.«
»Aber ich vermute, er könnte zu einem Alptraum werden, wenn ich nicht tue, was Sie von mir erwarten«, sagte ich böse.
Einen Moment lang wirkte er wirklich verblüfft. Dann lachte er, allerdings nicht lange. »Wie ich bereits sagte, John: Hätten wir uns unter anderen Umständen getroffen, wäre ich beeindruckt. Sie scheinen ein intelligenter junger Mann zu sein. Ich hoffe, Sie sind intelligent genug, um zu wissen, was gut für Sie ist.« Er hatte das Band ganz abgespult, presste es mit einer kurzen, heftigen Bewegung zu einem Ball zusammen und ließ es dann in der Manteltasche verschwinden. Die leere Kunststoffspule zerbrach er mit einem Ruck in mehrere Stücke, die er achtlos fallen ließ. Offenbar besaß er doch einen stärkeren Sinn für Dramatik, als ich ange-

nommen hatte.
»Ich werde Ihnen sagen, was Sie tun werden, John. Sie fahren nach Hause und verbringen ein ruhiges Weihnachtsfest in Ihrer hübschen, kleinen Wohnung mit Aussicht auf das Capitol, trinken eine Hasche Chianti mit ihrem italienischen Vermieter und lassen sich von Ihrer entzückenden Verlobten verwöhnen. Und in Ihrem Bericht werden Sie schreiben, dass diese ganze UFO-Hysterie nichts weiter als das ist: Hysterie. Es lohnt sich nicht, einen Gedanken darauf zu verschwenden. Und schon gar nicht, die Arbeitskraft eines so talentierten jungen Mannes, wie Sie es sind.«
»Sie können mich mal!« sagte ich trotzig.
Ich rechnete damit, dass der Lieutenant mich wieder schlagen würde. Aber er tat es nicht. Stattdessen tauschte er einen fragenden Blick mit Mister Alptraum, den dieser mit einem angedeuteten Nicken beantwortete, und zog eine Pistole.
»Schade, John«, seufzte er. »Aber Sie lassen uns keine Wahl.«
Mein Atem stockte, als der Lieutenant den Lauf der Pistole gegen meine Schläfe drückte. »Nein!« keuchte ich. »Bitte, ich ...«
»Tut mir leid, John. Sie hatten Ihre Chance. Ich kann es mir nicht leisten, ein Risiko einzugehen.«
Er würde abdrücken. Ich wusste es. Ich hatte zu hoch gepokert, und verloren. Mein Herz jagte, aber ich war so gelähmt vor Schrecken, dass ich nicht einmal mehr schreien konnte. Er würde abdrücken, und ich würde Weihnachten nicht mit Kimberley verbringen, keine Karriere im Kongress machen und nie wieder mit Menschen wie Betsy und Barney Hill reden, die ...

Er drückte ab.
Das helle Klicken der Waffe dröhnte wie ein Kanonenschuss in meinem Schädel, und ich konnte sogar spüren, wie der Hammer auf die leere Kammer schlug und ein Schwall warmer Luft gegen meine Schläfe gepresst wurde. Die Pistole war nicht geladen.
Die Erleichterung schlug mit solcher Wucht über mir zusammen, dass mir schwarz vor Augen wurde. Meine Knie gaben nach. Haltlos sackte ich in den Armen der beiden Männer zusammen, die mich hielten. Für einen Moment war ich der Ohnmacht näher denn je. Alles drehte sich um mich. Ich war noch am Leben, aber was ich fühlte, war die pure, nackte Todesangst.
»Mister Loengard!«
Ich war unfähig, auf die Stimme zu reagieren. Ich wollte es, aber meine Stimmbänder versagten mir ebenso den Dienst wie der Rest meines Körpers. Ich spürte kaum, wie ich erneut von starken Händen gepackt und auf die Füße gezerrt wurde.
»Mister Loengard«, sagte der Mann mit den kalten Augen noch einmal. »Nehmen Sie einen guten Rat von mir an: Halten Sie Ihre Nase in Zukunft aus Dingen raus, die Sie nichts angehen. Das nächste Mal, John, machen wir vielleicht einen Hausbesuch bei Ihnen.«
Damit ging er. Die meisten seiner Begleiter gingen mit ihm, aber der Lieutenant und die zwei Kerle, die mich festhielten, blieben zurück. Wahrscheinlich war das auch gut so. Meine Knie zitterten immer noch so heftig, dass ich wahrscheinlich auf der Stelle zusammengebrochen wäre, hätten sie mich losgelassen.
»Du bist ein richtiger Glückspilz, John«, sagte der Lieute-

nant. »Wirklich. Immerhin bist du noch am Leben. Diesmal.«
Ich sah seine Faust nicht einmal kommen. Diesmal schlug er so hart zu, dass ich endgültig das Bewusstsein verlor.

Alles war anders geworden. Ich kehrte nach Washington zurück, ging in meine kleine Wohnung mit Aussicht auf Capitol Hill, zu meiner Verlobten, die mich erwartete, und meinem italienischen Vermieter, und schon am nächsten Morgen ging ich um zehn Minuten vor neun die Stufen des Capitols hinauf, zurück aus dem wärmeren Ohio wieder mit Hut, Schal und Handschuhen ... Nichts hatte sich verändert.
Und doch war nichts mehr, wie es gewesen war.
Das nächste Mal machen wir einen Hausbesuch.
Ich hatte die Worte des Mannes mit den grausamen Augen nicht vergessen. Und ich hatte nur zu deutlich begriffen, was sie bedeuteten, und Kim nichts von meinem nächtlichen Abenteuer erzählt. Der Lieutenant, der mich als Punching-Ball benutzt hatte, verstand wirklich etwas von seinem Geschäft: Ich spürte jeden einzelnen Schlag, den er mir versetzt hatte, noch immer, aber er hatte mich nicht wirklich verletzt. Ich hatte nicht einmal einen sichtbaren blauen Fleck oder eine Prellung, so dass ich mir keine Ausrede einfallen lassen musste. Natürlich hatte Kimberley trotzdem bemerkt, dass irgendetwas nicht stimmte - ich bin niemals ein guter Lügner gewesen, und als Schauspieler wäre ich selbst als Mitglied einer Laienspielgruppe verhungert - aber ich hatte mich darauf herausgeredet, eine anstrengende Reise hinter mir zu haben. Sie hatte mir nicht geglaubt, es aber zumindest für diese Nacht dabei belassen. Irgendwann im Laufe des Tages würde ich mir eine über-

zeugendere Ausrede für meine Einsilbigkeit und die niedergedrückte Stimmung zurechtlegen müssen, und allein dafür hasste ich die Unbekannten: Ich hatte Kim niemals belogen, nicht in all der Zeit, die wir uns kannten. Nun hatte ich es getan, und ich würde es weiter tun müssen, wenn ich sie schützen wollte. Das nächste Mal machen wir einen Hausbesuch.

Und doch war es etwas völlig anderes, das mir die Augen öffnete.

Der Helikopter.

Natürlich war es nicht der Helikopter aus der vergangenen Nacht. Selbst in den frühen sechziger Jahren war der Anblick eines Hubschraubers über dem Capitol nichts Außergewöhnliches. Helikopter, die Kongressabgeordnete brachten oder abholten, die wichtige Gäste einflogen, geheime Papiere transportierten und im Zweifelsfall auch einmal einem Abgeordneten halfen, eine Stunde offizielle Reisezeit zu sparen, die er dann bei seiner Geliebten verbringen konnte. An dem Anblick war absolut nichts Außergewöhnliches. Im Gegenteil: die Maschine sah der, die mich in den Wald gejagt hatte, nicht einmal ähnlich. Und trotzdem erstarrte ich mitten im Schritt, und für zwei oder drei Sekunden war ich hundertprozentig davon überzeugt, dass er es war. Die Angst war wieder da, schlagartig, ohne Vorwarnung und keinen Deut weniger schlimm als vergangene Nacht. Ich stand auf den Stufen des Capitols, umgeben von Dutzenden von Menschen, und es war helllichter Tag. Und doch war ich wieder im Wald, sah die Gestalten wieder auf mich zustürmen und spürte wieder die gleiche, brodelnde Panik, die nichts anderes als pure Todesangst war. Mein Herz jagte. Meine Hände und Knie zitterten so stark, dass

ich Mühe hatte, die Aktentasche zu halten. Ich hatte nichts anderes zu tun, als dazustehen und dem Helikopter nachzustarren. Erst, als er im Dunst des Morgens verschwunden war, gelang es mir, die Panik niederzukämpfen und mich mit aller Gewalt daran zu erinnern, wo ich wirklich war.
Rasch - und ohne auf die sonderbaren Blicke zu achten, die mir der eine oder andere zuwarf, denn mein seltsames Verhalten war keineswegs unbemerkt geblieben - ging ich weiter. Äußerlich war ich halbwegs gefasst, aber in mir sah es ganz anders aus. Ich war niemals ein sehr mutiger Mensch, aber auch alles andere als ein Feigling. Jetzt aber hatte ich Angst. Nicht mehr die lodernde Panik wie vor wenigen Minuten oder in der vergangenen Nacht, sondern eine schleichende, bohrende Furcht, die auf ihre Art viel schlimmer war. Ich fragte mich, wem ich noch trauen konnte. Ob ich jemals wieder durch eine Tür treten würde, ohne mich zu fragen, was dahinter auf mich wartete ... ob ich die Angst jemals im Leben wieder loswerden würde. Und das war es, was mir der Mann mit den kalten Augen und seine Begleiter vergangene Nacht wirklich angetan hatten: Nichts war mehr, wie es gewesen war. Washington D.C., das Weiße Haus, Capitol Hill: Sie hatten diese Bollwerke der freien Welt - die bisher für mich gleichermaßen auch Bollwerke gegen genau diese Welt gewesen waren - der Furcht ausgeliefert. Zum ersten Mal, seit ich dieses ehrwürdige Gebäude aus weißem Marmor und Geschäftigkeit betreten hatte, fühlte ich mich in seinen Mauern nicht geborgen und unangreifbar, sondern ausgeliefert; ein Gefangener der Schatten, die in seinen Winkeln und Ecken nisteten.
Ich versuchte, den Gedanken zu verscheuchen. Ich hatte Angst, was nach der vergangenen Nacht nur zu verständlich

war, und ich war mit Recht verunsichert und nervös, aber ich musste aufpassen, nicht vollends paranoid zu werden. Ich versuchte, mich am Anblick der vertrauten Gänge und Treppen festzuklammern, Trost in einem bekannten Gesicht zu finden, einem beiläufigen Guten Morgen oder auch nur einem Blick, irgendeine banale Kleinigkeit, der ich vertrauen konnte.

Es wurde nicht besser. Ganz im Gegenteil. Als ich mein Büro betrat, wurde es schlimmer.

Auf meinem Schreibtisch lag ein brauner Umschlag. Das Postkörbchen aus Draht, das pedantisch auf der rechten äußeren Kante des Tisches stand, war noch leer; die tägliche Post war noch nicht durch. Ich fragte mich beiläufig, was um alles in der Welt so früh am Morgen so wichtig sein konnte, dass jemand sich eigens die Mühe machte, einen Boten in mein Büro zu schicken, verschwendete aber keinen weiteren Gedanken darauf, sondern legte den Umschlag erst einmal zur Seite. In meiner Aktentasche wartete eine Aufgabe auf mich, die keinen Aufschub duldete. Ich hatte mir in der Nacht bereits Notizen gemacht, um den abschließenden Bericht für Congressman Pratt zu schreiben - Marcs drei Seiten - und ich würde es jetzt tun. Nicht morgen, nicht über Weihnachten zu Hause, wie ich es ursprünglich vorgehabt hatte, oder in den Tagen danach, sondern heute, jetzt, bevor ich Zeit fand, nachzudenken und vielleicht doch noch etwas zu tun, das Kim und mich in Gefahr bringen konnte. Ich breitete meine Notizen und hingekritzelten Stichworte vor mir aus, nahm ein weißes Blatt Papier zur Hand, legte es wieder weg, ergriff es erneut und gewann noch einmal einige Sekunden damit, das halbe Dutzend Bleistifte aus der Federschale zu nehmen und

anzuspitzen.
Tatsache war, ich wusste nicht, wie ich beginnen sollte. Noch vor vierundzwanzig Stunden wäre es mir ein Leichtes gewesen, einen Bericht zu verfassen, der ganz genau so war, wie Congressman Pratt ihn von mir erwartete; bevor ich Friend, die Hills und die Männer im Wald getroffen hatte. Jetzt ...
Ich musste nur schreiben, was ich noch vor einem Tag fast wortwörtlich im Kopf gehabt hatte. Aber ich konnte es nicht.
Wenn ich diesen Bericht verfasste, wenn ich aus den Lügen Wahrheit machte, indem ich sie niederschrieb, dann würde ich selbst zu einem jener Männer im Helikopter werden. Ich hatte keine andere Wahl, schon um Kimberleys willen. Das nächste Mal machen wir einen Hausbesuch. Aber ich konnte es nicht.
Wenigstens jetzt noch nicht.
Ich legte den Stift wieder aus der Hand, griff erneut nach dem braunen Umschlag - aus keinem anderen Grund als dem, noch einmal Zeit zu gewinnen - und öffnete ihn. Und die Erde tat sich unter mir auf, um mich zu verschlingen. Sie hatten bereits einen Hausbesuch gemacht.
Der braune Umschlag enthielt meinen Bericht.
Ich hatte den Aktendeckel mit dem rosafarbenen Aufkleber nie zuvor im Leben gesehen, aber der Text darauf war eindeutig mit meiner Schreibmaschine getippt, der altersschwachen Typemate mit dem kleinen »n«, das immer nach rechts unten ausbrechen wollte, als hätte es nicht die Kraft, sich auf der Zeile zu halten, und die Worte, die die Buchstaben bildeten, waren noch eindeutiger:
Von: John Loengard

An: Charles Pratt
Betrifft: Projekt Blue Book
Mit zitternden Händen begann ich die Akte durchzublättern. Sie enthielt genau drei Blätter - die drei Seiten, um die Marc mich gebeten hatte! -, und es war mein Bericht. Ich hatte ihn nie zuvor zu Gesicht bekommen, aber das spielte keine Rolle. Die Fälschung war perfekt. Sie war nicht nur auf meiner Schreibmaschine geschrieben, sondern auch mit dem für mich typischen, unregelmäßigen Anschlag, mit meiner Wortwahl, meinem Satzbau und - aber das überraschte mich kaum noch - meiner eigenhändigen Unterschrift auf der letzten Seite.
Davon abgesehen war der Text ungefähr zehnmal besser, als ich es jemals zu Stande gebracht hätte.
Ich saß länger als eine Minute da und starrte die drei engbeschriebenen Blätter an. Ich weiß nicht mehr genau, was ich empfand: Schreck, Erstaunen, Zorn, Entsetzen; sicherlich von alledem etwas, aber vor allem dies: ein Gefühl hilfloser Ohnmacht und des Ausgeliefertseins, das schlimmer war als alles andere zuvor. Jeder Schritt, den ich in den letzten drei Monaten getan hatte, war auf diesen drei Blättern vermerkt, jedes Gespräch, das ich geführt, jede Akte, die ich gelesen hatte.
Sie waren die ganze Zeit über bei mir gewesen. Ich fühlte mich so hilflos und ausgeliefert, als stünde ich nackt im Zentrum eines Scheinwerferstrahls auf den Stufen des Weißen Hauses.
Ich bemerkte kaum, dass jemand hinter mich trat und mir über die Schulter sah. Erst, als Simonson die Hand ausstreckte und mir die Akte wortlos aus den Fingern nahm, schrak ich zusammen. Ganz automatisch versuchte ich, ihm

den Hefter wieder abzunehmen, aber er wich mir mit einer geschickten Bewegung aus, warf einen Blick auf den Aktendeckel und verzog in einer Mischung aus Erstaunen und Anerkennung das Gesicht.
»Projekt Blue Book? Du bist schon fertig damit.«
»Kann ich das ... bitte wiederhaben, Marc?« fragte ich.
Meine Stimme wollte mir nicht gehorchen. Ich fühlte mich unwirklich, als wäre ich nicht ich selbst, sondern nur ein Beobachter, den das alles nichts anging, und der nur rein zufällig hier war. Ich hätte mir gewünscht, es wäre so.
Simonson dachte nicht daran, mir den Aktendeckel zurückzugeben, aber er sah mich ein zweites Mal und sehr viel aufmerksamer an und sagte: »Du siehst nicht gut aus. Hast du schlecht geschlafen?«
»Bitte gib mir die Mappe zurück«, sagte ich noch einmal. Was er natürlich nicht tat. Er begann ganz im Gegenteil in dem Bericht zu lesen, und ich hätte den verblüfften Ausdruck gar nicht mehr sehen müssen, der sich dabei auf seinem Gesicht auszubreiten begann, um zu wissen, was er dabei empfand.
»Kein Wunder, dass du aussiehst wie der Tod auf Latschen«, sagte er. »Ich wette, du hast die ganze Nacht über daran gearbeitet.«
»Marc«, sagte ich leise. »Dieser Bericht ...«
»... ist fantastisch«, unterbrach mich Simonson. »Ich meine das ernst. Er ist großartig! Präzise, knapp, informativ ...«
»... und nicht von mir«, führte ich den Satz zu Ende.
Marc blinzelte. Dann lachte er nervös. »Was soll das heißen?«
Jetzt, als es heraus war, fühlte ich mich unendlich erleichtert. Ich wusste, dass es ein Fehler war, vielleicht der

schlimmste (vielleicht der letzte?) Fehler, den ich jemals begangen hatte, aber ich konnte nicht anders. Trotzdem sah ich mich hastig nach allen Seiten um und senkte die Stimme, als ich antwortete: »Ich habe das nicht geschrieben.«
Marc blinzelte erneut, sah mich wieder zwei oder drei Sekunden lang ungläubig an und hielt mir dann die letzte Seite des Berichts unter die Nase. »Das da sieht aber aus wie deine Unterschrift«, sagte er.
»Aber sie ist es nicht«, sagte ich ernst. »Ich habe diesen Bericht gerade auf meinem Schreibtisch gefunden.«
»Und du hast natürlich nicht die geringste Ahnung, wie er dorthin gekommen ist.« Simonson sprach wesentlich lauter, als mir lieb war, aber mir entging auch nicht, dass der Spott in seiner Stimme nicht hundertprozentig echt war.
»Ich weiß nicht, wer ihn dorthin gelegt hat«, antwortete ich. »Aber ich habe eine ziemlich konkrete Vorstellung davon, wer ihn geschrieben hat. Oder zumindest, wer den Auftrag dazu erteilt hat.«
Simonson sah mich durchdringend an. Ich konnte direkt sehen, wie es hinter seiner Stirn arbeitete. »Du meinst das ernst, wie?« fragte er schließlich.
»Todernst«, antwortete ich. »Wenn du wüsstest, wie sehr ...«
»Nicht hier«, unterbrach mich Simonson. Er sprach jetzt ebenso leise wie ich und in sehr ernstem, fast verschwörerischem Ton. »Komm mit.«
Wir verließen das Büro und gingen in einen der leer stehenden Konferenzräume auf der anderen Seite des Korridors. Simonson schloss die Tür, deutete mit einer beinahe herrischen Geste auf einen freien Stuhl und warf die Akte mit meinem Bericht auf den Tisch. Von einer Sekunde auf

die andere hatte er rein gar nichts mehr von einem väterlichen Freund an sich. Sein Blick war plötzlich fast ebenso hart wie der des Fremden vergangene Nacht, und seine Stimme war beinahe schneidend.
»Überleg dir jetzt ganz genau, was du sagst, John«, sagte er. »Das ist kein Scherz mehr, sondern eine ungeheuerliche Anschuldigung. Du willst mir allen Ernstes erzählen, Pratt hätte dir diesen Bericht untergeschoben, damit er ihn Ende des Monats dem Kongress vorlegen und das Projekt Blue Book streichen lassen kann?«
Im allerersten Moment hatte ich Mühe, diesem scheinbar absurden Gedanken auch nur zu folgen. Aber dann wurde mir klar, dass er gar nicht so absurd war; nicht, wenn man Congressman Pratt kannte. Außerdem hörte sich die Wahrheit vermutlich noch viel absurder an.
»Ich habe nicht gesagt, dass es Pratt war«, sagte ich ruhig.
»Nicht ... Pratt?«
Ich schüttelte den Kopf, raffte all meinen Mut zusammen und erzählte Marc, was ich in der vergangenen Nacht erlebt hatte. Zu meiner Überraschung hörte er mir wortlos zu, und er sagte auch nichts, als ich fertig war, sondern nahm sich nur meinen Bericht und begann gedankenverloren darin zu blättern.
»Also«, sagte ich. »Jetzt geh zum Telefon und ruf die Jungs mit den weißen Jacken.«
Marc lachte nicht. »Warum sollte ich?«
»Soll das heißen, du ... glaubst mir?« fragte ich zögernd.
»Du meinst diese Geschichte von dem Schw ...« Er verbesserte sich. »Die Geschichte, die die Hills erzählt haben? Nein.«
»Du hast diese Leute nicht erlebt. Sie haben nicht gelogen.«

»Zweifellos«, antwortete er. »Ich bin sicher, sie haben irgendetwas gesehen.«
»Einen Wetterballon, wie?« fragte ich spöttisch.
»Ein Testflugzeug«, erwiderte Marc ernst. »Irgendein geheimes Projekt der Air Force. Die White Mountains sind ein beliebtes Testgelände für die Air Force. Nur wenige Menschen, keine stark befahrenen Highways. Vielleicht haben sie irgendeine neue Waffe getestet - was weiß ich!«
»Und diese Männer?«
»Die aus dem Helikopter? Die Männer, die dein Band gestohlen und dich zusammengeschlagen haben?«
»Du glaubst mir nicht«, sagte ich. »Aber ich sage die Wahrheit. Sie haben gedroht, mich umzubringen. Und sie meinten es verdammt ernst.«
»Sie wollten dir einen kleinen Schrecken einjagen«, antwortete Marc.
»Das ist ihnen gelungen!«
»Ja, und wenn du jetzt anfängst, diesen UFO-Unsinn herumzuerzählen, dann müssen sie sich nicht einmal mehr die Mühe machen, dich weiter zu erschrecken«, sagte Marc. »Dann hört dir nämlich sowieso niemand mehr zu.« Er schwieg einen Moment, dann fragte er: »Hast du schon einmal von den Black Hawks gehört?«
»Was soll das sein?« fragte ich. »Eine Football-Mannschaft?«
»Ein Sammelbegriff für gewisse Projekte des Militärs, die in keinem Bericht und keinem Budget auftauchen«, antwortete er. »Niemand gibt zu, dass es sie gibt, aber natürlich weiß jedermann, dass sie doch existieren. Diese Leute brauchen natürlich immer Geld.«
»Worauf willst du hinaus?«

Marc hob die Schultern. »Die Suche nach etwas, das gar nicht existiert, kann eine hübsche Stange Geld verschlingen«, sagte er. »Man könnte schon den einen oder anderen Dollar abzweigen, denke ich.«
»Und?« Natürlich war mir längst klar, worauf er hinaus wollte. Die Erklärung klang logisch. Aber irgendetwas sagte mir, dass es nicht so war.
Simonson zuckte abermals mit den Schultern und setzte zu einer Antwort an, doch in diesem Moment wurde die Tür unsanft aufgerissen, und Pratt erschien in der Tür. Wie üblich schien er in Eile zu sein, und wie immer hatte er ausgesprochen schlechte Laune. Und wie ebenfalls üblich würdigte er mich keines Blickes, sondern wandte sich direkt und in unwirschem Ton an Marc.
»Simonson! Was, zum Teufel, tun Sie hier? Ich brauche die Unterlagen für das Zehn-Uhr-Meeting!«
»Entschuldigen Sie, Mister Pratt«, antwortete Marc. Im Stillen bewunderte ich die Schnelligkeit, mit der er umschaltete. »Loengard und ich haben über seine gestrige Reise gesprochen.«
Pratt nahm nun doch Notiz von mir. Zwei oder drei Sekunden lang sah er mich auf eine Art an, als müsse er überlegen, wer ich war und wo er mich schon einmal gesehen hatte, dann nickte er. »Ah ja - die Blue Books. Wie weit sind Sie?«
Ich wollte antworten, doch Marc kam mir zuvor. »Er ist fast fertig. Wir müssen noch ein paar Einzelheiten besprechen, aber es wird nicht mehr lange dauern.«
»Das will ich hoffen«, antwortete Pratt übellaunig. »Und machen Sie es knapp. Ich habe keine Lust, ein vierstündiges Referat zu halten.«

Er ging, ohne sich zu verabschieden. Marc folgte ihm bis zur Tür, schloss sie jedoch dann hinter ihm und wandte sich noch einmal zu mir um.
»Und was machen wir jetzt damit?« fragte ich mit einer Geste auf den Bericht, der noch immer auf dem Tisch lag.
»Wir machen gar nichts«, antwortete Marc betont.
»Du hast gehört, was er gesagt hat. Er will den Bericht haben. Was, zum Teufel, soll ich tun?«
»Vor allem die Nerven behalten«, antwortete Marc. »Und zu niemandem darüber reden. Begreifst du eigentlich, worauf du da gestoßen bist?«
»Nicht ganz«, gestand ich.
»Das ist unsere Chance!« antwortete Marc ernst. »Wenn wir diese Black-Hawk-Geschichte beweisen können, dann haben wir beide eine ziemlich steile Karriere vor uns, John.«
»Oder ein ziemlich schnelles Ende.«
Simonson machte eine wegwerfende Handbewegung. Und warum auch nicht? Ihm hatte schließlich niemand eine Pistole an die Schläfe gesetzt und abgedrückt. »Sie bluffen«, behauptete er. »Diese Kerle gehen weit, aber nicht so weit, glaub mir. Aber stell dir doch vor, wie wir beide dastehen, wenn wir diese Burschen auffliegen lassen!«
In seiner Stimme war eine Begeisterung, die mir nicht gefiel. Nicht im Mindesten. Marc hatte Blut geleckt, das war nicht zu übersehen. Ich war ziemlich sicher, dass er auf der falschen Spur war. Aber das war ich vielleicht auch. Und immerhin - ich hatte etwas erreicht, wovon ich vor einer halben Stunde noch nicht einmal zu träumen gewagt hätte: Ich hatte einen Verbündeten gefunden.

Weihnachten kam und ging, wurde von Silvester abgelöst und ging in den Januar über. Und ich verwandelte mich in einen Besessenen. Zusammen mit Marc hatte ich meinen Bericht so umgeschrieben, dass ich mir damit vermutlich keinen weiteren Hausbesuch einhandeln würde, aber er Pratts Erwartungen gerade so wenig nicht entsprach, dass er meinen Auftrag um weitere drei Monate verlängerte. Ich hütete mich, danach zu fragen, aber ich war ziemlich sicher, dass Marc seine Finger dabei im Spiel hatte.

Mir war es nur recht. Ich fuhr fort, Militärstützpunkte zu besuchen, mich in Archiven zu vergraben und zwanzig Jahre alte Akten zu durchwühlen. Aber ich suchte nicht mehr nach Beweisen für die Existenz außerirdischer Besucher auf unserer Welt. Ich behauptete es, aber in Wahrheit suchte ich etwas höchst Irdisches: Ich suchte den Mann aus dem Helikopter.

Es war nicht wie die sprichwörtliche Suche nach der berühmten Nadel im Heuhaufen. Es war schlimmer. Ich wusste nicht einmal, ob die Nadel überhaupt da war. Alles, was ich hatte, war die Erinnerung an ein Gesicht, an eine befehlsgewohnte Stimme und an die Art, auf die die anderen Männer ihm gehorcht hatten. Mit großer Wahrscheinlichkeit hatte ich es mit einem Soldaten zu tun, vermutlich sogar mit einem hochrangigen Soldaten. Aber das war nur eine Theorie, wenig mehr als Simonsons Black-Hawk-Geschichte, an die ich weniger denn je glaubte. Ich suchte einen Mann, von dem ich weder wusste, wie er hieß, noch wo er lebte, noch ob er bei der Army, der Air Force oder bei der Navy beschäftigt war. Ich befand mich in der Lage eines Goldsuchers, der mit einem Teesieb in der Hand das ausgetrocknete Bett des Mississippi nach einem ganz be-

stimmten Sandkorn absuchte.
Und ich fand es.
Zwei Monate, nachdem ich mit meiner aussichtslosen Suche begonnen hatte, eilte ich mit weit ausgreifenden Schritten auf Simonsons Schreibtisch zu, öffnete meine Aktentasche und ließ mit einer schwungvolltriumphierenden Bewegung einen staubigen Aktendeckel vor ihm niedersausen.
Marc sah mich fragend an. Ich sagte nichts, aber er schien mir meine Erregung deutlich anzusehen, denn er fuhr plötzlich zusammen, griff hastig nach dem Aktendeckel und schlug ihn auf.
»Mister Alptraum?« fragte er.
»Captain Frank Bach«, sagte ich nickend. »U.S. Navy. Deshalb habe ich ihn auch in all den Air-Force-Unterlagen nicht gefunden. Ich dachte ganz automatisch, er müsste irgendetwas mit der Air Force zu tun haben.«
»Weil er mit einem Hubschrauber gekommen ist?«
Ich fand seinen Humor in diesem Moment ziemlich unpassend, ersparte es mir aber, eine entsprechende Bemerkung zu machen. »Weil alles auf Wright-Patterson angefangen hat«, antwortete ich. »Ein Irrtum. Der Bursche ist bei der Navy.«
»Mitglied einer Spezialeinheit«, sagte Marc, während er die Akte langsam durchblätterte. »Hoch dekoriert. Ein guter Mann. Aber diese Akte ist fünfzehn Jahre alt. Und nicht vollständig.« Er sah auf. »Woher hast du sie?«
»Gestohlen«, grinste ich.
Marc blieb ernst. »Du weißt, was dir passiert, wenn man dich damit erwischt. So etwas ist strafbar.«
Wenn Bach herausfand, was ich die letzten zwei Monate

getan hatte, dann war das wahrscheinlich mein kleinstes Problem. Trotzdem machte ich eine Handbewegung, wie um seine Worte vom Tisch zu wischen. »Was diese Burschen tun, ist ebenfalls strafbar«, antwortete ich. »Es ist illegal, hoffnungsvolle junge Kongressermittler von der Straße zu drängen und zusammenzuschlagen. Wenn sie mich erwischen, schlag' ich ihnen einen Deal vor: Ich sage nichts, wenn sie nichts sagen.«

»Witzig«, sagte Marc mit steinernem Gesicht. Er ließ die Akte in einer Schublade seines überladenen Schreibtisches verschwinden und sah mich einige Sekunden lang nachdenklich an.

»Und jetzt?«

»Jetzt bist du am Zug«, antwortete ich. Seltsam - aber ich hatte mit genau dieser Reaktion gerechnet. Ich war nicht einmal überrascht, dass Simonson so wenig Begeisterung über meinen Erfolg zeigte. Wir hatten in den letzten Wochen oft über meine Suche gesprochen, aber getan hatte Marc rein gar nichts. Es war nicht das erste Mal, dass ich mich fragte, ob Marc überhaupt etwas herausfinden wollte. Es war eine Sache, über den fliegenden Holländer zu reden. Aber eine ganz andere, ihm gegenüberzustehen.

»Ich?«

»Du hast es selbst gesagt: die Akte ist nicht vollständig. Ich kann dir sagen, wo Bach vor fünfzehn Jahren gedient hat. Ich habe nicht die geringste Ahnung, wo er heute ist. Und ich fürchte, ich werde es auch nicht herausfinden.« Ich deutete auf die Schublade, in die er die Akte geworfen hatte. »Ich habe das da durch einen reinen Zufall gefunden. Man gewinnt nicht zweimal hintereinander in der Lotterie, weißt du?«

»Und was bringt dich auf die Idee, dass ich das große Los ziehe?« fragte Marc.
Allmählich musste ich mich beherrschen, um nicht wirklich zornig zu werden. »Du kannst ihn finden«, sagte ich scharf. »Du kennst seinen Namen, und du weißt, wo er gedient hat. Erzähl mir nicht, du könntest diesen Mann nicht ausfindig machen. Herrgott, du bist der Assistent eines Kongressabgeordneten!«
»Ja, und zwar eines ziemlich ungeduldigen«, antwortete Marc. Er sah demonstrativ auf die Uhr, fuhr in schlecht geschauspielertem Erschrecken zusammen und stand mit einer hektischen Bewegung auf. »Ich habe noch eine Menge zu tun, John. Ich kümmere mich um deinen Captain Bach, aber jetzt muss ich erst einmal ein wenig für unseren über alles geliebten Congressman Pratt arbeiten.«
Vollkommen fassungslos starrte ich ihn an, aber Marc war bereits auf dem Weg zur Tür. »Geh nach Hause, John«, sagte er. »Ich rufe dich an, wenn ich etwas herausgefunden habe. Versprochen!«
Simonson hielt Wort; und das wesentlich schneller, als ich erwartet hatte. Ich folgte seinem Rat und nahm mir nicht nur diesen, sondern auch die beiden darauf folgenden Tage frei. Während der vergangenen Wochen hatte ich genug Überstunden angesammelt, um eine ganze Woche zu Hause zu bleiben. Marc war zwar nicht direkt mein Vorgesetzter, aber immerhin hatte er mich nach Hause geschickt, und was Pratt anging, so bezweifelte ich, dass er meine Anwesenheit überhaupt zur Kenntnis nahm, geschweige denn meine Abwesenheit.
Ich hatte die Pause auch dringend nötig. Ich war mit meinen Kräften nicht nur physisch, sondern auch psychisch am En-

de, und dem Hochgefühl des Erfolgs, mit dem ich noch am Morgen vor Marcs Schreibtisch gestanden hatte, folgte so etwas wie ein emotionaler Kater. Ich hatte Bach gefunden, aber nun war ich mit meinem Latein zumindest vorerst am Ende. Und im Augenblick hatte ich kaum die Energie, die Suche auf eigene Faust fortzuführen.

Davon abgesehen hatte ich andere Probleme.

Meine häufige Abwesenheit in den letzten Monaten hatte Spuren hinterlassen. Kimberley und ich waren weit davon entfernt, uns zu entfremden oder gar offen zu streiten, aber die naive Unbefangenheit, mit der wir nach Washington gekommen waren, war dahin. Es gab kein Misstrauen zwischen uns, keine fragenden Blicke oder kaum verhohlene Andeutungen. Alles schien bestens zu sein, und doch hatte ich manchmal das Gefühl, dass da etwas wie eine latente Spannung zwischen uns wäre; etwas wie ein Knistern, das wir beide noch nicht bewusst wahrgenommen hatten, aber schon deutlich spürten, ohne indes seine wirkliche Bedeutung zu begreifen.

Kimberley hatte eine Verabredung, und ich bereitete mich auf einen gemütlichen, wenn auch vermutlich langweiligen Abend vor dem Fernseher vor. Ich hätte sie gerne begleitet, aber sie hatte von sich aus nichts gesagt, und aus irgendeinem Grund hatte ich Hemmungen, sie zu fragen. Das gehörte mit zu den Dingen, die sich zwischen uns geändert hatten. Früher hatte es niemals irgendwelche Unsicherheiten dieser Art gegeben. Eine unserer unausgesprochenen Regeln lautete, dass es keine unausgesprochenen Dinge gab.

Diese eine Nacht in Ohio hatte das geändert. Dank Bach hatte ich Kim zum ersten Mal belogen, und allein dafür has-

ste ich ihn.
»Nun, wie sehe ich aus?« fragte sie, als sie aus dem Bad kam. Sie trug ein selbstgeschneidertes Kleid, das dem Titelblatt jedes Modemagazins zur Ehre gereicht hätte, und zupfte beständig an einer Frisur herum, an der es absolut nichts mehr zu richten gab. Sie sah fantastisch aus, und ich sagte es ihr auch.
»Du siehst großartig aus, Schatz«, sagte ich. »Aber für wen putzt du dich so heraus?«
Es sollte ein Scherz sein, und sie lachte auch, aber es klang nicht ganz echt. Auch alles andere als falsch, aber eben nicht ganz echt. »Das, Schatz«, antwortete sie lachend, aber wie ich fand, auch um eine Nuance zu spitz, »geht dich nichts an.«
»Gibt es da etwas, das ich wissen sollte?« fragte ich. »Oder besser gesagt: Gibt es da irgendjemanden in deinem Leben?«
»Auch das geht dich nichts an, Liebling«, antwortete sie mit einem zuckersüßen Lächeln. »Wozu sind Geheimnisse gut, wenn man sie jedem sofort verrät?«
»Dann wären es keine Geheimnisse mehr«, pflichtete ich ihr bei. Der Klang meiner eigenen Stimme gefiel mir nicht, ebenso wenig wie das Lächeln, mit dem sie darauf reagierte. Kim sagte jedoch nichts mehr, sondern schlenderte in die Küche, nahm Tasche und Handschuhe vom Tisch und wandte sich dann zur Tür.
»Warte nicht auf mich«, sagte sie. »Es könnte später werden.«
»Du hast Geheimnisse«, sagte ich grimmig.
Kimberley blieb stehen, drehte sich noch einmal herum und sah mich auf eine Art an, die das Lächeln auf ihren Lippen

Lügen strafte. »Hat die nicht jeder?« fragte sie. »Seine kleinen Geheimnisse, meine ich?«
Sie wusste es. Ich war sicher, keinen Fehler begangen zu haben. Kein verräterisches Schweigen im falschen Moment, keine Ausflucht und keinen Widerspruch, in den ich mich verwickelte; ich hatte in den letzten Wochen zu meiner eigenen Überraschung festgestellt, dass ich wohl doch ein talentierterer Lügner war, als ich glaubte. Trotzdem wusste sie es. Vermutlich spürte sie einfach, dass ich ihr irgendetwas verheimlichte.
Für einen ganz kurzen Moment war ich nahe daran, ihr die ganze Geschichte zu erzählen. Was hatte ich zu verlieren? Was immer sie vermuten mochte, konnte nur schlimmer sein als die Wahrheit; zumindest für unsere Beziehung. Ich würde ihr die Wahrheit sagen. Jetzt.
Das Telefon klingelte. Beinahe hastig griff ich nach dem Hörer, riss ihn von der Gabel und meldete mich.
»Simonson«, sagte Marc. »Ich bin es, John. Marc. Du ...«
»Eine Sekunde, Marc«, unterbrach ich ihn. Rasch hielt ich den Hörer zu, wandte mich an Kim und sagte: »Es ist für mich. Einen schönen Abend, Schatz.«
Kimberley wirkte enttäuscht. Offensichtlich war ihr nicht entgangen, dass ich ihr irgendetwas hatte mitteilen wollen, und sie wertete den Anruf als genau das, was er war: ein willkommener Anlass, es nicht zu tun.
Ich wartete, bis sie die Tür geschlossen hatte, ehe ich die Hand wieder herunternahm und mich meldete. »Marc?«
»Der Fernseher«, sagte Simonson. »Schalt ihn ein. Kanal sechs.«
In seiner Stimme war etwas, das mich davon abhielt, irgendeine Frage zu stellen. Rasch ging ich zum Fernseher,

schaltete auf den entsprechenden Kanal und trat wieder zwei Schritte zurück. Auf dem Bildschirm war eine Gruppe von vier oder fünf Männern zu sehen, die dicht beieinander auf einer nächtlichen Brücke standen und sich leise, aber offenbar sehr erregt miteinander unterhielten. Alle waren winterlich gekleidet, und hier und da waren noch Reste von zusammengebackenem Schneematsch zu erkennen. Weiter hinten standen weitere Männer. Sie waren mit Gewehren bewaffnet und trugen dicke Winteruniformen. Keine amerikanischen.

Nichts davon interessierte mich. Für einen Moment hatte ich sogar Mühe, der Stimme der Nachrichtensprecherin zu folgen, die die Bilder kommentierte. Meine ganze Aufmerksamkeit galt dem Mann, der ein wenig hinter den anderen stand, wie zufällig so, dass sein Gesicht nicht ganz deutlich zu erkennen war. Trotzdem erkannte ich ihn sofort. Es war Bach.

»... heute Nacht auf der Glienicker Brücke statt«, sagte die Kommentatorin gerade.» Lieutenant Gary Powers, dessen Flugzeug vor zwei Jahren über dem Territorium der UdSSR abgeschossen wurde, kam im Austausch für ...«

Bach. Es war Bach. Der Mann aus dem Wald. Das Gesicht aus der TOP-SECRET-Akte, die ich gestohlen hatte. Langsam ging ich zurück zum Telefon, ohne den Fernseher dabei auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen. Meine Hände zitterten leicht, als ich nach dem Hörer griff.

»Das ist Bach, richtig?« fragte Marc. »Der Mann im Hintergrund, direkt neben Powers.«

»Ja«, antwortete ich. »Aber was macht er in Berlin?«

»Das interessiert mich nicht, John«, sagte Simonson, aber ich ignorierte ihn einfach.

»Powers!« sagte ich. »Powers muss auch etwas mit der Sache zu tun haben! Natürlich!«
»John, hör mir zu«, sagte Marc, aber ich sprach lauter und erregt weiter, ehe er noch irgendetwas sagen konnte.
»Aber überleg doch! Black Hawk! Geheime militärische Projekte! Und dieser Powers war Testpilot! Es ist ganz eindeutig!«
»John, hör auf«, sagte Marc. »Es spielt keine Rolle mehr.«
»Es spielt ... bist du verrückt? Das ist der Beweis, nach dem wir gesucht haben!«
»Ich bin draußen«, sagte Marc.
Ich schwieg ungefähr zwei Sekunden lang - obwohl ich tief in mir nicht einmal überrascht war. Nicht wirklich. »Wie bitte?«
»Die Sache ist ein paar Nummern zu groß für mich, John«, sagte Marc. »Und das sollte sie für dich auch sein.«
»Aber wieso?«
»Liest du keine Zeitungen?« fragte Marc. »Dieser Powers ist nicht nur gegen irgendwelche russischen Spione ausgetauscht worden! Kennedy selbst hat die Sache mit Chruschtschow ausgehandelt, ist dir das eigentlich klar? Das hier hat nichts mehr mit geheimen militärischen Kungeleien zu tun! Es geht hier nicht um irgendwelche getarnten Budgets.«
»Ich weiß«, sagte ich. »Aber genau das ...«
»Es ist aus, John«, sagte Marc. »Ich habe Frau und Kinder. Es ist vorbei, hörst du? Vorbei.«
Er hängte ein. Auf dem Fernsehschirm lief der Bericht über Powers Freilassung weiter, aber ich hörte immer noch nicht wirklich zu. Ich starrte Bach an. Er verstand es immer geschickt, sich im Hintergrund zu halten, so dass er in keiner

Sekunde wirklich genau zu erkennen war. Aber es gab auch keine einzige Aufnahme, auf der er nicht aufgetaucht wäre. Seine dunklen, gefühllosen Augen schienen mich über den Bildschirm hinweg spöttisch anzuschauen, als hätte er ganz genau gewusst, dass ich hier und jetzt dastehen und diese Bilder betrachten würde.
Und dann wusste ich, was ich zu tun hatte.

Es kostete mich zwei Anrufe, um herauszufinden, wann Lieutenant Powers und seine Begleiter in Washington eintrafen. Wie sich zeigte, war dies bereits am nächsten Nachmittag der Fall. Ich hatte ursprünglich vor, Powers direkt am Flughafen abzufangen, gab diese Idee aber schon wieder auf, als ich die Ankunftshalle betrat. Sie wimmelte von Journalisten, Fotografen, Kamerateams und Neugierigen. Es gab ein erstaunliches Aufgebot an Sicherheitskräften, die wohl den Auftrag hatten, Powers und seine Begleiter abzuschirmen. Ich hatte keine Chance, an Powers heranzukommen; und schon gar nicht an Bach. Ich machte auf der Stelle kehrt und fuhr ins Capitol zurück. Powers würde vom Hughafen aus direkt dorthin gebracht werden, um später am Abend mit dem Präsidenten zu sprechen.
Auch das Capitol war von der Presse nicht verschont geblieben. Auf dem Flur, über den der Nationalheld dieses Tages kommen würde, waren bereits drei Fernsehkameras aufgebaut worden, und mindestens ein Dutzend Journalisten lümmelte in den Ecken und auf den unbequemen hölzernen Bänken herum und vertrieb sich auf die eine oder andere Weise die Zeit. Trotzdem war das Sicherheitspersonal hier in der Überzahl. Das Capitol war ein öffentliches Gebäude und jedermann frei zugänglich, aber das war

selbst damals nur noch Theorie. In der Praxis war diese gesamte Etage hermetisch abgeriegelt, und die anwesenden Journalisten und Kameramänner handverlesen. Wie gut, dass ich in diesem Gebäude arbeitete. Ich mischte mich unauffällig unter die Reporter und fasste mich in Geduld.

Es bedurfte einer ganzen Menge mehr Geduld, als ich erwartet hatte. Eine Stunde verging, dann eine zweite und noch ein guter Teil der nächsten. Nicht nur die versammelte Journalistenmeute, sondern auch ich begann allmählich unruhig zu werden. Nach dem, was ich am Hughafen gesehen hatte, hatte ich nicht wirklich damit gerechnet, dass Powers seinen Zeitplan einhalten würde. Doch statt der erwarteten Stunde vergingen annähernd drei, bis er schließlich erschien.

Gary Powers war ein überraschend junger Mann mit vollem, dunklem Haar und energischen Bewegungen, der weitaus besser aussah, als ich nach den Bildern aus dem Fernsehen erwartet hatte - und vor allem nach dem, was ich über ihn wusste. Er ging mit einer geradezu bewunderungswürdigen Souveränität mit den Fragen der Journalisten um, und er machte ganz und gar nicht den Eindruck eines Mannes, der gerade zwei Jahre russischer Kriegsgefangenschaft hinter sich gebracht hatte; weder körperlich noch psychisch.

Ich stand in vorderster Reihe der wartenden Journalisten, aber ich achtete kaum auf die närrischen Fragen, die sie stellten, und noch viel weniger auf die Antworten, die Powers gab. In den nächsten Tagen würde ich sie sowieso hundertfach im Fernsehen oder Radio hören und in den Zeitungen lesen können.

Ich suchte nach Bach.

Im ersten Moment hatte ich Mühe, ihn zu entdecken.

Powers hatte einen Tross von mindestens dreißig Begleitern im Schlepptau, von denen der Großteil wahrscheinlich aus FBI- und CIA-Agenten bestand, und Bach war mitten unter ihnen. Trotzdem sah ich ihn nicht sofort. Es war wie gestern Abend im Fernsehen: der Mann schien ein Wunder an natürlicher Mimikri zu sein. Er brachte es fertig, stets so unauffällig irgendwo am Rande des Geschehens zu bleiben, dass man ihn nicht einmal dann wirklich zu sehen schien, wenn man direkt in seine Richtung blickte.

Dafür war ich sicher, dass seiner Aufmerksamkeit umgekehrt nicht das winzigste Detail entging.

Unauffällig zog ich mich zwei, drei Schritte weit ins Innere der Journalistenmeute zurück und schickte ein Stoßgebet zum Himmel, dass Bach mich noch nicht entdeckt hatte. Ich war hier, um mit ihm zu reden, aber ich zog es vor, den Zeitpunkt selbst zu bestimmen; und sei es nur, um den Vorteil der Überraschung auf meiner Seite zu haben.

Wahrscheinlich war es ohnehin der einzige Vorteil, den ich hatte.

Powers brauchte entnervend lange, um die Fragen der Reporter zu beantworten, aber schließlich war es vorbei: Er verabschiedete sich mit einem jovialen Lächeln von den Kameras, wandte sich um und verschwand zusammen mit seinen Begleitern in einem Flur, dessen Zugang von gleich vier Männern in den Paradeuniformen der Marines flankiert wurde. Mein Herz machte einen erschrockenen Satz, als ich sah, wie Bach stehen blieb und ein paar Worte mit einem von ihnen wechselte. Er deutete dabei mit der Hand über die Schulter zurück; nicht unmittelbar auf mich, aber doch nahe genug in meine Richtung, um mir einen gehörigen Schrecken einzujagen. Instinktiv sah ich mich um, halb-

wegs darauf gefasst, einen grinsenden Air-Force-Lieutenant zu sehen, der mit einer diesmal vielleicht geladenen Waffe auf mich zielte.
Natürlich war er nicht da. Die Vorstellung war albern, aber der Gedanke zeigte mir auch, wie nervös ich wirklich war. Ich hatte Bach in meinem ganzen Leben nicht länger als fünf Minuten gesehen, und doch beherrschte dieser Mann mittlerweile meine Gedanken. Es war richtig, dass ich hier war. Ich musste ihn stellen, oder ich würde diese Angst nie wieder ganz loswerden.
Mit erzwungen ruhigen Schritten näherte ich mich dem Flur, in dem Bach und die anderen verschwunden waren. Einige besonders hartnäckige Journalisten versuchten ebenfalls, ihnen zu folgen, wurden aber erwartungsgemäß von den Marines aufgehalten; höflich, aber sehr bestimmt. Ich atmete tief ein, schloss die Hand um meinen Dienstausweis, den ich in der rechten Manteltasche trug, und zermarterte mir das Hirn nach irgendeiner Ausrede, die die Marines davon überzeugen würde, mich passieren zu lassen.
Ich brauchte weder sie noch meinen Dienstausweis. Der Soldat machte keinen Versuch, mich aufzuhalten. Er sah mich nicht einmal an. Verwirrt - aber auch ein bisschen beunruhigt - ging ich an ihm und den drei anderen vorbei, bog um die Ecke und blieb überrascht stehen. Powers und seine Begleiter waren nicht mehr da, aber der Flur war trotzdem nicht leer.
Bach saß auf einer Bank ganz am Ende des Flurs, rauchte eine Zigarette und sah mir mit steinernem Gesichtsausdruck entgegen. Ich war wirklich ziemlich naiv gewesen, mir im Ernst einzubilden, er hätte mich nicht bemerkt.
Ich ging weiter, aber ich bewegte mich langsamer als not-

wendig. Annähernd drei Monate lang hatte ich nichts anderes getan, als diesen Mann zu suchen, und es war kein Tag vergangen, an dem ich mir den Moment, in dem ich ihm gegenüberstehen würde, nicht mindestens einmal ausgemalt hatte. Jetzt war mein Kopf wie leergefegt. Ich wusste weder, was ich tun, noch, was ich sagen sollte. Schweigend setzte ich mich neben Bach auf die Bank.

»Und ich dachte, es gäbe Sie gar nicht«, sagte ich nach einer Weile. »Sagten Sie nicht, Sie wären nur Teil eines ... Traums?«

»Die genaue Formulierung war Alptraum, wenn ich mich recht erinnere«, antwortete Bach. Er zog an seiner Zigarette, inhalierte den Rauch tief und fuhr fast im Plauderton fort: »Was sind Sie, John - ganz besonders mutig, oder ganz besonders dumm? Ich dachte, ich hätte klar zum Ausdruck gebracht, was passiert, wenn sich unsere Wege noch einmal kreuzen.«

»Sie können mir keine Angst machen«, antwortete ich. »Nicht mehr.«

»Seltsam, aber ich hatte einen anderen Eindruck.«

»Wir sind hier nicht auf einer einsamen Landstraße in Ohio«, antwortete ich. »Und wenn ich richtig sehe, dann haben Sie auch Ihren Schlägertrupp nicht dabei. Das hier ist das Capitol, und ich bin ein offizieller Mitarbeiter des Kongresses der Vereinigten Staaten. Sie machen mir keine Angst.«

Meine Worte beeindruckten ihn nicht sonderlich, und warum sollten sie auch? Ich sprach zu schnell, meine

Stimme war eine Spur zu schrill, und ich konnte meine Hände nicht davon abhalten, nervös mit meinem Hut zu spielen. Ich plapperte einfach drauflos, nur, um überhaupt

etwas zu sagen.
»Warum sollte ich auch?« fragte Bach. »Ich bin schließlich nur ein Traum. Es gibt mich gar nicht.«
»Ein Traum - Captain Frank Bach?«
Ich sah Bach bei diesen Worten scharf an, und diesmal zollte er mir genügend Aufmerksamkeit, um den Kopf zu drehen und mich kühl anzublicken. Er wirkte keineswegs überrascht. Nach einer weiteren kleinen Ewigkeit nickte er jedoch und sagte: »Gut.«
»Und es wird noch besser.« Ich hatte keine Wahl, als zu improvisieren und zu bluffen. »Ich habe hier eine Vollmacht des Kongresses, Captain Bach. Ihr Name steht darauf.«
Diesmal glaubte ich tatsächlich so etwas wie ein spöttisches Glitzern in seinen Augen zu entdecken, aber ich war nicht ganz sicher. »Und was steht in dieser ... Vollmacht?« fragte er.
»Ich will endlich Antworten«, sagte ich. »Ich weiß noch nicht genau, wer und was Sie sind, Bach, aber ich bin nahe daran. Ich werde die Wahrheit herausfinden, das schwöre ich Ihnen.«
»Die Wahrheit?« Bach schüttelte den Kopf. Obwohl sein Gesicht nach wie vor unbewegt blieb, hatte ich das Gefühl, dass ihn meine Worte amüsierten. »Was ist schon die Wahrheit? Wahrheit, John, ist ein höchst relativer Begriff. Sie wollen die Wahrheit herausfinden?« Er schüttelte den Kopf, drückte seine Zigarette aus und fügte hinzu: »Glauben Sie mir, John: die Wahrheit ist das letzte, was Sie wissen wollen.«
Er stand auf und griff nach seinem Mantel, aber ich vertrat ihm den Weg. »Nein«, sagte ich. »So leicht kommen Sie

mir nicht davon.«
»Aber John«, seufzte Bach. »Wollen Sie mir drohen? Sie? Mir?«
»Das hätte nicht viel Zweck«, räumte ich ein. »Aber ich bin nicht allein.«
Bach lachte leise. »Oh, ich verstehe. Sie haben Freunde hier. In einflussreicher Position, nehme ich an.«
Allmählich wurde ich wütend. Bachs Überheblichkeit begann mich rasend zu machen. »Die habe ich nicht«, gestand ich unumwunden. »Aber ich arbeite immer noch für die Regierung! Und es gibt in diesem Gebäude bestimmt eine Menge Leute, die sich brennend für das interessieren, was ich über Sie herausgefunden habe. Ich bin nur ein kleines Licht. Ein Nichts, im Gegensatz zu Ihnen. Aber manchmal reicht sogar ein Streichholz, um einen Steppenbrand zu entfachen.«
Bach seufzte. »John, John, John«, sagte er kopfschüttelnd. »Ihr Vertrauen in die Macht des Kongresses ist ... rührend, wissen Sie das?« Er trat auf mich zu, sah mich fest an - und griff in die Innentasche meines Mantels; dorthin, wohin ich gerade gedeutet hatte. Mit spitzen Fingern zog er einen zusammengefalteten Zettel heraus.
»Eine Vollmacht des Senats?« fragte er. »Also, für mich sieht das eher aus wie der Abholschein einer chinesischen Wäscherei. Sie bluffen, Mister Loengard.«
»Genau wie Sie«, antwortete ich trotzig. »Das Lügen habe ich von Ihnen gelernt.«
»Lügen?«
»Ich kann es noch nicht beweisen«, antwortete ich, »aber ich denke, ich weiß, was hier wirklich gespielt wird.«
»Und was ... wäre das, Ihrer Meinung nach?« fragte Bach

in interessiertem, zugleich aber auch leicht amüsiertem Tonfall.
»Ihre fliegenden Untertassen. Die UFOs. Sie kommen nicht aus dem Weltraum, nicht wahr? Es ist ein geheimes Forschungsprojekt. Irgendeine ... Superwaffe, die Sie in einem geheimen Laboratorium entwickelt haben, mit Geldern, die Sie illegal abzweigen. Sie sind nicht der große Geheimnisvolle, als der Sie sich ausgeben, Bach. Sie und Ihre Leute sind nichts als Betrüger.«
»Eine interessante Theorie«, sagte Bach. »Und wie wollen Sie sie beweisen?« Er wartete meine Antwort nicht ab, sondern drehte sich herum und ging langsam auf die Lifttüren am Ende des Flures zu, so dass ich ihm folgen musste, wenn ich nicht schreien wollte.
»Das weiß ich noch nicht«, sagte ich. »Aber ich werde die Wahrheit herausfinden.«
Bach drückte den Knopf. Die Aufzugtüren glitten auseinander. Bach trat in die Kabine, aber als er sich herumdrehte, hielt er seinen Mantel so, dass der Stoff die Lichtschranke unterbrach und sich die Türen nicht schlossen.
»Schon wieder dieses Wort, John«, sagte er. »Ihnen scheint wirklich viel an der Wahrheit gelegen zu sein. Sind Sie wirklich sicher, dass Sie sie erfahren wollen?«
»Hundertprozentig«, antwortete ich mit einer Überzeugung, die ich tief in mir nicht wirklich empfand. Die Wahrheit in diesem Moment war, dass Bach mir schon wieder Angst machte. Möglicherweise hatte er recht. Vielleicht wollte ich das, wonach ich suchte, in Wirklichkeit gar nicht wissen.
»Diese Wahrheit hat einen Preis, Mister Loengard«, sagte Bach. »Sind Sie bereit, ihn zu bezahlen?«
Ich schwieg. Ich war nicht sicher, ob ich wirklich verstand,

was er sagte. Bach blickte mich fünf Sekunden lang aus seinen durchdringenden Augen an, dann zehn, und dann machte er einen halben Schritt in die Aufzugkabine zurück. Sein Mantel gab die Lichtschranke frei. Die Türen begannen sich langsam zu schließen.
Und ich trat mit einem raschen Schritt hindurch und neben ihn.

Die Union Station war voller Menschen, und trotzdem fühlte ich mich unendlich einsam und auf eine Weise verloren, die ich bis zu diesem Moment noch nicht kennen gelernt hatte. Bach hatte weder im Lift noch auf dem gesamten Weg hierher ein einziges Wort gesagt, ja, mich nicht einmal angesehen, aber er musste meine Nervosität spüren. Vorhin, als ich zu ihm in den Aufzug getreten war, war mir mein Entschluss richtig erschienen. Die einzige Wahl, die ich hatte treffen können. Es gab Momente, in denen die Furcht nicht zählte, nicht einmal das eigene Leben.
Aber das waren nur Worte, und vielleicht waren es wirklich nicht mehr als nur Worte. Möglicherweise war ich in diesem Moment, der vielleicht über den Fortgang meines gesamten Lebens entscheiden mochte, nur in meinen eigenen Mut verliebt gewesen. Oder das, was ich dafür hielt.
Ich hätte noch zurück gekonnt. Bach und ich waren allein. Keiner seiner Leute war in der Nähe, und selbst wenn es anders gewesen wäre, so hätte mich die Menschenmenge auf dem Bahnhof geschützt. Aber es war, als wäre ich unfähig, mein eigenes Tun weiter zu bestimmen. Ich bewegte mich wie in Trance, während Bach mich quer durch die Bahnhofshalle führte, dann in die breite Treppe nach unten, die zur U-Bahn hinabführte; schnell, und mit sicheren, fast

federnden Schritten, aber trotzdem fast ohne mein Zutun. Ich hatte keine Ahnung, was das Schicksal für mich bereithielt. Nach Monaten, in denen ich wie besessen nach der Wahrheit gesucht hatte, die irgendwo dort unten auf mich wartete, hatte ich plötzlich Angst, den letzten Schritt zu tun. Aber ich konnte auch nicht mehr zurück. Die Verlockung war zu gewaltig. Im Grunde hatte ich keine Wahl.

Wir gingen nicht bis zum Bahnsteig hinunter. Bach blieb auf halbem Weg stehen, zog einen kleinen Schlüssel aus der Tasche und öffnete damit die Tür eines Geräteraumes, in dem sich Eimer, Besen, Kanister mit Putzmitteln und andere Utensilien stapelten. Unter der Decke brannte nur eine trübe Glühbirne, die beinahe mehr Schatten als Licht verbreitete. Aber sie hatte ja auch nicht viel zu beleuchten. Der Raum schien kaum groß genug, um uns beiden zusammen Platz zu bieten; einen zweiten Ausgang besaß er natürlich erst recht nicht. Fragend sah ich Bach an.

»Es ist Ihre Entscheidung, John.« Er machte eine einladende Handbewegung.

Ich zögerte ein allerletztes Mal, aber dann trat ich mit einem entschlossenen Schritt ein. Bach folgte mir, schloss pedantisch die Tür und trat dann an eine unauffällige Metallklappe an der gegenüberliegenden Wand, die ich für die Tür eines Sicherungskastens hielt.

Es war ein Sicherungskasten, und die Schalter dahinter waren auch echte, durchaus funktionsfähige Sicherungsautomaten. Aber sie waren auch noch mehr. Bach legte vier oder fünf Schalter in einer bestimmten Reihenfolge um und kippte sie dann alle wieder in die Ausgangsstellung zurück. Zwei Sekunden lang geschah nichts, dann schloss Bach die Klappe, und die Hälfte der Wand, in die der Sicherungska-

sten eingebaut war, bewegte sich summend nach außen. Dahinter kam eine zweite, aus massivem Metall bestehende Wand zum Vorschein, die sich nach einem kurzen Augenblick beinahe lautlos zur Seite schob.

Es war eine Liftkabine. Fassungslos vor Staunen trat ich hinter Bach ein und sah mich um. Die Kabine war kahl; nackte Metallwände ohne die geringste Unterbrechung, abgesehen von einem einzigen Knopf, auf den Bach nun drückte, und einem darüber angebrachten Telefon ohne Wählscheibe oder Tasten.

Die Tür schloss sich ebenso leise, wie sie sich geöffnet hatte, und die Kabine setzte sich fast ohne spürbare Erschütterung in Bewegung. Allein diese beiden Details verrieten mir mehr über das, was mich möglicherweise erwartete, als Bach vielleicht ahnte. Was ich beobachtete, war das Wirken hochmoderner, sehr teurer Technik.

Da ich die Bewegung der Kabine kaum spürte, konnte ich nicht abschätzen, wie weit wir nach unten fuhren. Aber es war weit. Wir mussten uns tief unter dem Niveau der U-Bahn-Station befinden, als der Lift anhielt und die Tür wieder aufglitt.

Der Anblick verschlug mir die Sprache. Ich hatte viel erwartet, aber nicht das. Vor uns lag ein schier endlos langer Gang, der von Dutzenden großer Neonröhren in taghelles Licht getaucht wurde. Decke, Boden und eine der Seitenwände bestanden aus nacktem, unverkleidetem Beton, während sich an der gegenüberliegenden Seite Fenster an Fenster reihte. Dahinter sah ich hektische Betriebsamkeit und das Blinken zahlloser Lichter, aber Bach gab mir keine Gelegenheit, mehr zu erkennen.

Direkt neben der Fahrstuhltür stand ein niedriger Tisch aus

feuerrot lackiertem Kunststoff, hinter dem ein Soldat in einem kurzärmeligen Sommerhemd und weißem Helm saß. Seine Uniform gehörte keiner der mir bekannten Waffengattungen - Army, Air Force oder Navy - an, und die Rangabzeichen auf seinen Schultern hatte ich noch nie gesehen. Ein zweiter, identisch gekleideter Soldat stand mit hinter dem Rücken verschränkten Händen neben dem Schreibtisch. Beide Männer waren mit Maschinenpistolen bewaffnet, und sie sahen nicht so aus, als hätten sie große Hemmungen, von ihnen Gebrauch zu machen.

Auf einen Wink Bachs hin erwachte der Posten aus seiner Starre, trat mit zwei schnellen Schritten hinter mich und begann mich rasch, aber sehr gründlich abzutasten. Während er dies tat, händigte sein Kollege Bach eine in Plastik eingeschweißte Ausweiskarte aus, die er sich ans Revers heftete. Entweder spielte Bach eine nicht annähernd so wichtige Rolle, wie ich bisher geglaubt hatte, oder die Sicherheitsvorschriften hier unten waren wirklich sehr streng.

Nachdem ich bis an den Rand der Peinlichkeit abgetastet worden war, nahm mir der Soldat meinen Mantel und meine Aktentasche ab und deponierte beides auf dem Schreibtisch. Anschließend bekam auch ich eine der kleinen Plastikkarten, die ich mir Bachs Beispiel folgend an die Jacke heftete. Ich wollte die Hand nach meinem Mantel und meiner Aktentasche ausstrecken, aber der Soldat auf der anderen Seite des Tisches deutete ein Kopfschütteln an, und ich ließ von meinem Vorhaben ab.

Bach war inzwischen in ein halb geflüstertes Gespräch mit einem jungen Mann vertieft, der ein Utensil bei sich trug, das ich bisher nur in Agentenfilmen und Fernsehkrimis

gesehen hatte: eine schwarze Aktentasche, die mit einer dünnen Kette an seinem linken Handgelenk befestigt war. Trotzdem schenkte ich der Szene nur einen flüchtigen Blick. Viel mehr faszinierte mich das, was auf der anderen Seite der Glasscheiben vorging, aus denen praktisch die ganze gegenüberliegende Wand bestand.

Da der Posten nichts dagegen zu haben schien, trat ich zögernd näher.

Der Anblick verlor auch beim zweiten Hinsehen nichts von seiner Faszination. Vor mir lag eine nicht sehr hohe, aber weitläufige Halle, die mit Schreibtischen und Instrumentenpulten vollgestopft war. Eine komplette Wand wurde von dem größten Elektronenrechner eingenommen, den ich jemals gesehen hatte, eine zweite von einem gewaltigen Bildschirm, der sich bei genauerem Hinsehen als ein Puzzle aus einer Vielzahl kleinerer Monitore herausstellte. Gut zwei Dutzend Männer und Frauen arbeiteten in dem großen Raum, und obwohl das Glas schalldicht war, glaubte ich dennoch, das Stimmengewirr und das geschäftige Summen und Klicken der Elektronenrechner, Fernschreiber und Lochkartenleser zu vernehmen.

Bach trat neben mich. Ich sah den verzerrten Reflex seines Gesichts auf dem Glas vor mir, nahm den Blick aber nicht vom Raum hinter der Scheibe.

»Was ... ist das?« flüsterte ich. Ich hätte gar nicht lauter sprechen können. Eine Mischung aus Ehrfurcht und Schrecken hatte von mir Besitz ergriffen, die mich vollkommen lähmte.

»Majestic 12«, antwortete Bach. »Kommen Sie, John.«

Es fiel mir schwer, mich vom Anblick des Raumes hinter der Scheibe loszureißen. Trotzdem drehte ich mich herum

und folgte seiner einladenden Geste.
Ein paar Meter entfernt stand ein kleiner, zweisitziger Elektrokarren, wie man sie auf Flughäfen und Bahnhöfen sieht. Bach warf die geheimnisvolle Aktentasche scheinbar achtlos hinein, setzte sich hinter das Steuer und wiederholte seine einladende Geste. Sie wirkte jetzt ein bisschen herrischer, vielleicht ungeduldig, zugleich aber auch beinahe stolz. Offensichtlich bereitete ihm das, was er tat, großes Vergnügen.
Ich stieg ein, und Bach fuhr los, noch bevor ich richtig Platz genommen hatte. Er fuhr sehr schnell, zumindest angesichts der Tatsache, dass der Gang kaum drei Meter breit war.
»Wohin fahren wir?« fragte ich.
Bach lachte; das hieß, er gab ein Geräusch von sich, das er wahrscheinlich für ein Lachen hielt. »Sie wollten doch die Wahrheit wissen, oder?« fragte er. »Sie wartet auf Sie. Dort hinten, nach der dritten Abzweigung.«
Die unterirdische Anlage war erstaunlich groß. Im ersten Moment war mir der Elektrokarren fast albern vorgekommen, wie pure Effekthascherei. Tatsächlich hätten wir zu Fuß aber sicherlich eine Viertelstunde gebraucht, um unser Ziel zu erreichen. Der nackte Betonstollen zog sich scheinbar endlos dahin. In regelmäßigen Abständen zweigten andere Gänge und Türen von ihm ab, ausnahmslos flankiert von strammstehenden Soldaten in weißen Helmen und khakifarbenen Hemden ohne Rangabzeichen.
»Das ist unglaublich«, sagte ich staunend. »Wie um alles in der Welt haben Sie das bauen können, ohne dass die halbe Stadt davon erfahren hat?«
»Haben wir nicht«, antwortete Bach. »Haben Sie eine Vorstellung, wie groß das U-Bahn-Netz Washingtons ist,

John?«
»Nein«, gestand ich.
»Sehen Sie«, sagte Bach. »Ich auch nicht. Ebenso wenig wie irgendjemand sonst in dieser Stadt.«
»Das hier ist ein U-Bahn-Schacht?« fragte ich überrascht.
»Es sollte einer werden«, antwortete Bach. »Aber irgendjemand hat die notwendigen Gelder gestrichen, bevor er fertig gestellt werden konnte.«
Ich dachte einige Sekunden lang über diese Antwort nach, ohne zu einem konkreten Ergebnis zu kommen. Aber wenn sie tatsächlich das bedeutete, was ich vermutete, dann musste dieser Mann - oder die Organisation, für die er arbeitete - noch über wesentlich mehr Macht verfügen, als ich angenommen hatte.
»Wir sind da, John.« Bach stoppte den Elektrokarren, stieg aus und nahm die Aktentasche wieder an sich. Zögernd stieg auch ich aus. Wir hatten vor einer geschlossenen Metalltür angehalten, die sich äußerlich in nichts von den anderen unterschied, an denen wir vorübergekommen waren. Mit dem einzigen Unterschied, dass diese Tür von gleich zwei Soldaten flankiert wurde.
Bach schloss auf, trat in den dunklen Raum dahinter und schaltete das Licht ein. Erst dann folgte ich ihm. Mein Herz begann zu klopfen, und meine Nervosität explodierte regelrecht. Mit einem Male war ich mir gar nicht mehr sicher, ob ich die Wahrheit überhaupt wissen wollte. Vielleicht hatte Simonson ja recht, und diese Geschichte war ein paar Nummern zu groß für mich.
Aber es war zu spät. Ich hatte meine Entscheidung getroffen, als ich Bach in den Aufzug gefolgt war. Jetzt war es zu spät, kehrtzumachen.

Im ersten Moment war ich fast enttäuscht. Nicht, dass ich etwas Bestimmtes erwartet hätte, aber nach all dem Fantastischen, das mir hier unten begegnet war, hatte ich wohl instinktiv mit einer weiteren Steigerung gerechnet. Der Raum jedoch, den ich betrat, hätte ebenso gut in jedem anderen x-beliebigen Gebäude der Stadt liegen können: ein normales Büro voller metallener Aktenschränke, Schreibtische und Regale, wie es sie wahrscheinlich zu Tausenden in Washington gab; abgesehen von dem fehlenden Fenster vielleicht.

Bach schloss die Tür hinter uns wieder ab, verstaute den Schlüssel sorgsam in seiner Tasche und deutete mit einer Kopfbewegung auf eine zweite Tür am anderen Ende des schmalen Zimmers. Der Raum dahinter erinnerte eher an einen Operationssaal als an ein Büro. Nein, verbesserte ich mich in Gedanken. Kein Operationssaal: eine Leichenhalle. Ich hatte einen solchen Raum noch niemals zuvor gesehen, aber er entsprach so genau meinen Vorstellungen davon, dass er gar nichts anders sein konnte.

Er war nicht besonders groß und fensterlos, wie alle Räume hier unten, wurde aber von einer ganzen Batterie starker Scheinwerfer unter der Decke in schon fast wieder unangenehme Helligkeit getaucht. In einer Anzahl gläserner Vitrinen, die zwei der vier Wände einnahmen, reihten sich chirurgische Instrumente und zahllose, pedantisch beschriftete Fläschchen aneinander, und in der Mitte des Raumes stand ein großer, verchromter Tisch; ein Seziertisch.

»Also?« fragte ich. »Was ... tun wir hier?«

Bach stellte die Tasche mit der daran befestigten Kette und der halben Handschelle auf den Tisch. »Ich kann Sie gut verstehen, John«, begann er. »Ob Sie es glauben oder nicht,

wir beide sind uns sehr ähnlich.« Er lächelte flüchtig, als er mein zweifelndes Stirnrunzeln bemerkte, und fuhr mit einem bekräftigenden Nicken fort: »Als ich in Ihrem Alter war, John, war ich genau wie Sie. Ehrgeizig. Voller Tatendrang. Ehrlich. Und bis zum Erbrechen patriotisch. Ich hätte ohne zu zögern mein Leben geopfert, wenn es zum Wohle meines Landes gewesen wäre ... nun ja, sagen wir: fast ohne zu zögern.«

Während er sprach, öffnete er die Aktentasche und nahm einen braunen, unbeschrifteten Umschlag heraus.

»Und heute ist das nicht mehr so?« fragte ich.

Bach fuhr fort, als hätte er meine Frage gar nicht gehört. »Ich war damals auf einem kleinen Stützpunkt stationiert. Nichts Aufregendes. Oh, ich hielt es für aufregend. Immerhin waren dort ein halbes Dutzend Atombomben stationiert. Amerikas nuklearer Schutzschild gegen die Rote Gefahr. Aber in Wirklichkeit war es nur langweilig, und tief in mir wartete ich auf meine Chance. Die eine Gelegenheit, die jeder in seinem Leben einmal bekommt, auch wenn die meisten sie nicht einmal erkennen. Ich erhielt sie, John. Die Basis lag in der Nähe eines Kaffs, dessen Name damals niemand kannte, der mehr als zehn Meilen entfernt lebte. Sein Name war Roswell.«

Er zog ein halbes Dutzend großformatiger Schwarzweißfotos aus dem Umschlag und warf sie mit einer dramatischen Geste vor mir auf den Tisch.

Roswell.

Natürlich hatte ich von Roswell gehört. Jedermann hatte das. Ich war noch ein Kind gewesen, als dieser Name das erste Mal in den Schlagzeilen auftauchte, aber dieses Thema kehrte in regelmäßigen Abständen wieder, so wie die

Legende von Bigfoot oder die Geschichten um das Ungeheuer von Loch Ness; und bisher hatte ich ihm auch das gleiche Maß an Glaubwürdigkeit zugebilligt. In Roswell sollte angeblich das Wrack einer fliegenden Untertasse gefunden worden sein. So weit ich wusste, hatte das, was die Presse und das Fernsehen im Allgemeinen den Roswell-Zwischenfall nannten, diese ganze UFO-Hysterie überhaupt erst ausgelöst.

Nur, dass es offensichtlich keine Hysterie war.

Die Fotos zeigten die stark beschädigten Überreste von etwas, das nicht von dieser Welt stammen konnte. Das Objekt (ich weigerte mich selbst jetzt noch in Gedanken, es Raumschiff zu nennen) hatte die Form einer Scheibe und musste etwa fünfzig Fuß Durchmesser haben. In seiner Mitte saß ein kuppelförmiger, klobiger Aufbau, wie der Turm eines Unterseebootes, und auf seiner Unterseite gab es eine Anzahl runder, symmetrisch angeordneter Öffnungen; vielleicht der Antrieb. Sehr viel mehr Einzelheiten waren auf dem Bild nicht zu erkennen. Es war nicht hundertprozentig scharf, und gut ein Drittel der Flugscheibe war bis zur Unkenntlichkeit zerstört. Seine Trümmer waren in weitem Umkreis verteilt, und der Boden, auf dem sie lagen, zum größten Teil versengt.

»Aber ... aber in der Presse hieß es, es ... es wäre ein Wetterballon gewesen«, murmelte ich. Angesichts der Fotos, die ich in der Hand hielt, und die das Wrack aus verschiedenen Entfernungen und Aufnahmepositionen zeigten, kamen mir meine eigenen Worte fast komisch vor, aber ich musste es einfach sagen. Vielleicht, weil sie das Einzige waren, was mich in diesem Moment noch davon trennte, einfach hysterisch loszulachen.

»Die Presse.« Bach verzog flüchtig die Lippen. »Sie ist so leicht zu manipulieren. Wissen Sie, warum Sie niemals ein guter Journalist wären, John? Weil Sie sich für die Wahrheit interessieren. Ich meine: wirklich. Die Presse interessiert sich nicht für die Wahrheit. Sie will Schlagzeilen, sonst nichts.«

Er nahm einen zweiten, dickeren Umschlag aus seiner Tasche und zog ein weiteres Foto heraus. Es war noch unschärfer als die Roswell-Aufnahmen, zeigte aber trotzdem ohne Zweifel ein gleichartiges Objekt; nur dass dieses offensichtlich unbeschädigt war.

»Eastern Airlines«, sagte Bach. »Neunzehnhundertachtundvierzig.«

Ein weiteres Bild, noch unschärfer, das aber wieder das gleiche Motiv zeigte. »Diese Aufnahme stammt aus Montana, neunzehnhundertfünfzig. Utah, neunzehnhundertzweiundfünfzig. McMinnville, Baton Rouge, Fort Worth, Washington D.C.«

Er hätte die Aufzählung noch beliebig fortsetzen können. Dieser Umschlag enthielt mindestens hundert Fotos, und ich hatte das Gefühl, dass es nicht der Einzige war, der in Bachs Aktentasche wartete.

Die Bilder zeigten mehr oder weniger das gleiche Motiv: eine, manchmal mehrere fliegende Untertassen. Etliche dieser Fotos kannte ich aus dem Fernsehen oder von den Titelblättern einer ganz bestimmten Art von Zeitungen und Magazinen, aber nicht alle. Und obwohl ich fast zu schokkiert war, um auch nur zu atmen, geschweige denn einen klaren Gedanken zu fassen, stach mir doch ein Umstand sofort ins Auge: längst nicht alle Fotografien waren so unscharf und verwackelt, wie man es von UFO-Abbildungen

gewohnt war. Im Gegenteil. Einige waren gestochen scharf und zeigten Details, die nicht einmal auf den Roswell-Bildern zu erkennen waren. Diese Fotografien waren nie im Fernsehen und den Zeitungen aufgetaucht.
»Washington?« wiederholte ich.
»Wir haben das nicht gebaut«, sagte Bach, ohne direkt auf meine - ohnehin überflüssige - Frage zu reagieren. »Ich wünschte, wir könnten es, aber davon trennen uns Welten. Vielleicht Jahrhunderte.«
»Aber ... ich habe nirgendwo ... so etwas gefunden«, antwortete ich zögernd.
»Niemand wird etwas finden, wenn wir es ihm nicht gestatten«, antwortete Bach.
Immerhin hatte ich ihn gefunden, dachte ich. Aber dann sah ich in seine Augen und sparte es mir, eine entsprechende Bemerkung zu machen. Ich kannte die Antwort.
»Dann ist dieses ganze Projekt Blue Book nur eine Tarnung für Majestic«, sagte ich.
Statt zu antworten, lockerte Bach den Knoten seiner Krawatte, öffnete den obersten Hemdknopf und zog eine Kette hervor, die er darunter getragen hatte. An ihrem Ende hing ein großer, rechteckiger Anhänger.
»Hier, John«, sagte er. »Nehmen Sie. Sehen Sie es sich an.«
Zögernd griff ich nach der Kette. Was ich für ein Amulett gehalten hatte, war ein flaches Metallkästchen, das sich an einer Seite öffnen ließ, wie ein Sturmfeuerzeug. Darin befand sich ein zusammengefaltetes, silberweißes Tuch; vielleicht auch ein Blatt halb durchsichtiges Papier.
»Nehmen Sie es heraus«, sagte Bach.
Ich gehorchte. Kaum hatte ich das Blatt vollkommen herausgezogen, da geschah etwas ganz und gar Unfassbares:

Es begann sich auf meiner Handfläche auseinander zu falten, als stünde es unter einer enormen inneren Spannung. Nach einigen Augenblicken lag ein dreieckig geformtes, halb transparentes ... Etwas auf meiner Hand, dessen Oberfläche nicht die geringste Unebenheit aufwies. Das Erstaunlichste aber war, dass ich absolut nichts fühlte. Weder Wärme noch Kälte oder das geringste Gewicht. Ungläubig ließ ich zuerst das leere Amulett sinken, dann auch die andere Hand.

Das Blatt machte die Bewegung nicht mit.

Es blieb, wo es war, schwerelos und leicht zitternd.

»Es stammt aus Roswell«, sagte Bach. »Ein Stück des fremden Schiffes.«

Er versetzte dem Blatt einen leichten Stoß mit der Fingerspitze, woraufhin es einen eleganten, schwerelosen Tanz in der Luft aufzuführen begann. Aber nur für einen Moment. Dann schloss er die linke Hand darum, knüllte es wieder zusammen und schob es sorgsam in den Anhänger zurück.

»Ich trage es immer bei mir«, sagte er, »damit ich mich in jeder Sekunde daran erinnere, mit wem wir es zu tun haben.«

»Und ... mit wem?« fragte ich.

Bach lächelte, schob den Anhänger und die Kette wieder unter sein Hemd und rückte sorgsam seine Krawatte zurecht. Danach wandte er sich wortlos um und trat an die gegenüberliegende Wand. Sie bestand zur Gänze aus mehreren Reihen übereinander angeordneter, großer Schubladen, wie man sie in jeder Leichenhalle anzutreffen erwartet. Erst als sich Bach an einer von ihnen zu schaffen machte, fiel mir doch ein Unterschied auf. Die Schubladen waren mit Kombinationsschlössern gesichert. Bach stellte

die Kombination ein, zog die Schublade auf und sagte: »Damit.«
Weißer Dunst und ein Schwall eisiger Kälte schlugen mir entgegen. Aber es war nicht nur die eiskalte Luft aus dem Kühlfach, die mich innerlich schier zu Eis erstarren ließ.
Es war das, was in der Schublade lag. Der Anblick des ... Dings, das in dem Kühlfach gelegen hatte.
Es war kein Mensch. Aber es war auch kein Tier. Das Geschöpf ähnelte nichts, was ich jemals zuvor gesehen hatte.
Es lag in einer verkrümmten, fast embryonalen Haltung auf dem verchromten Metall der Schublade, so dass es schwer war, seine Größe zu schätzen, aber aufgerichtet konnte das Wesen kaum größer sein als ein zehn- oder zwölfjähriges Kind. Es war von humanoider Gestalt - das hieß, es hatte zwei Arme, zwei Beine und einen Kopf. Trotzdem hatte es keinerlei Ähnlichkeit mit einem Menschen. Seine Glieder waren so dünn, dass es schon fast grotesk wirkte, und der Kopf war im Verhältnis zum Körper viel zu groß. Unter der sandbraunen Haut schien kein Fleisch zu sein, sondern nur kantige Knochen. Der Mund war klein und dreieckig, wie bei einem Insekt, und die leeren Augenhöhlen wirkten selbst in dem überproportionierten Schädel riesig. Hände und Füße hatten jeweils sechs Finger und Zehen, und der Körper musste schwer verletzt oder seziert worden sein, denn er war über und über mit Nähten bedeckt. Das Wesen war unbeschreiblich hässlich.
Aber das war nicht das Schlimme.
Was mich mit Entsetzen erfüllte, das war das, was ich bei seinem Anblick fühlte.
Dieses Ding war ... böse.
Es war tot, nur ein Stück lebloses Fleisch, das von der Kälte

und den Chemikalien vor der Verwesung bewahrt wurde, und trotzdem strömte es einen fast greifbaren Odem von Feindseligkeit und Gefahr aus. Dieses Geschöpf stammte nicht von dieser Welt, und es gehörte nicht in diese Welt. Es war gefährlich, feindselig und durch und durch bösartig. Das Gefühl - nein: das Wissen - war so übermächtig, dass ich stöhnend zurücktaumelte und mich mit einem Ruck herumdrehte. Für einen Moment wurde mir schwindelig. Bittere Galle sammelte sich unter meiner Zunge. Ich schluckte krampfhaft und bemühte mich, die Übelkeit niederzuringen, die aus meinem Magen emporstieg.

»Machen Sie sich nichts daraus, John«, sagte Bach. Ich hörte, wie er die Schublade schloss. »So geht es allen. Sie sollten erst einmal mit jemandem sprechen, der einem Lebendigen begegnet ist.«

»Soll ... soll das heißen, Sie haben ein solches ... Ding lebendig gefangen?« krächzte ich.

Bach kam mit schnellen Schritten um den Tisch herum und sammelte seine Fotos ein. »Es funktioniert folgendermaßen, John«, sagte er. »Sie werden mit niemandem über das sprechen, was Sie hier gesehen haben. Weder mit Ihren Freunden, noch mit Ihren Kollegen oder Ihrem Vorgesetzten, nicht einmal mit Ihrer Freundin. Majestic ist ein sehr exklusiver Club, John. Niemand weiß von seiner Existenz, und wir achten streng darauf, dass das so bleibt.«

»Ein Club?« Ich hatte Mühe, überhaupt zu sprechen. »Ich kann mich nicht erinnern, Sie um die Aufnahme gebeten zu haben.«

»Und niemand tritt aus ihm aus«, fuhr Bach ungerührt fort. »Sie gehören dazu, John. Sie selbst haben das Aufnahmeformular ausgefüllt, John. Jeder Tag, an dem Sie nach uns

gesucht haben, war ein Klopfen an unsere Tür. Jetzt haben wir aufgemacht. Es tut mir leid, wenn Ihnen das, was Sie gefunden haben, nicht gefällt, aber diese Tür öffnet sich nur in eine Richtung. Sie gehören dazu.«
»Sie wollten, dass ich Sie finde«, sagte ich zornig.
»Sagen wir: Ich habe Ihnen erlaubt, es zu versuchen«, antwortete Bach. »So, wie ich Ihnen erlaubt habe, mit den Hills zu reden.«
»Dann gehört Friend ...«
»Ich sagte Ihnen bereits, dass wir uns ähnlich sind, John«, unterbrach mich Bach. »Sie und ich, wir suchen beide nach der Wahrheit. Sie würden sich niemals mit einer Ausrede zufrieden geben, oder die Augen vor etwas verschließen, was Sie erschreckt. Wir brauchen Leute wie Sie.« Er machte eine Kopfbewegung auf die Schublade, in der der Leichnam des Außerirdischen lag. »Deshalb.«
»Sie sind ... feindselig, nicht wahr?« fragte ich. »Ich meine, sie ... sie sind nicht nur aus Forscherdrang hier oder um uns zu besuchen.«
»Helfen Sie uns, es herauszufinden«, sagte Bach.
»Und wenn ich nicht will?«
Bach machte sich nicht einmal die Mühe, darauf zu antworten.

Ich kam an diesem Abend später als gewöhnlich nach Hause. Ich hatte eine Million Fragen, aber ich hatte Bach keine einzige davon gestellt, und ich wusste auch, dass er nicht eine einzige beantwortet hätte. Bach war kein Mann, der Antworten gab. Er erwartete Antworten, und er gab Informationen preis, wenn er glaubte, dass es notwendig war oder ihm einen Vorteil einbrachte.

Wahrscheinlich hätte ich mit seinen Antworten ohnehin nichts anfangen können. Ich hatte Majestic in einem schwer zu beschreibenden Zustand verlassen. Bach hatte mich nicht auf dem gleichen Wege wieder hinausgebracht, aber ich hätte nicht einmal mehr sagen können, wie. Ich fühlte mich ... unwirklich. Wie in einem jener schrecklichen Alpträume gefangen, in denen man ganz genau weiß, dass man träumt, ohne dass dieses Wissen einem dabei hilft, mit der Angst fertig zu werden oder gar aufzuwachen. Stundenlang war ich durch die Stadt geirrt, ohne zu wissen, wohin ich ging oder wo ich mich befand. Es war wie eine Trance gewesen, aber eine unangenehme, böse Trance, die an den Kräften zehrte und mich ausgebrannt und leer zurückließ.

Wir sind nicht allein.

Das war der einzige, klar formulierte Gedanke, zu dem ich fähig war.

Wir waren nicht allein. Sie waren bei uns. Irgendwo dort oben, vielleicht jenseits des Mondes, vielleicht noch weiter draußen, irgendwo in der unendlichen, kalten Leere des Weltraums. Sie waren dort oben und beobachteten uns.

Aber sie waren nicht unsere Freunde. Die weisen Brüder aus dem Kosmos existierten nicht. Sie waren nicht gekommen, um uns zu helfen. Um den Krebs zu besiegen, den Hunger auf der Welt abzuschaffen und die Kriege zu beenden. Sie waren irgendwo dort draußen, aber sie beobachteten uns nicht.

Sie warteten.

Ich wusste nicht worauf, aber ein einziger Blick auf den Körper des toten Außerirdischen hatte mir eines jenseits aller Zweifel klargemacht: es würde nichts Gutes sein.

Erst nach Einbruch der Nacht stieg ich die Treppe zu un-

serem Apartment hoch und zog den Schlüssel aus der Tasche. Kimberley war bereits zu Hause. Ich sah Licht unter der Tür, und ich konnte gedämpfte Musik aus dem Fernseher hören.

Ich blieb stehen. Sie würde mich fragen, wo ich gewesen war, und ich wusste einfach nicht, was ich antworten sollte. Ich hasste Bach. Ich hasste ihn aus tiefstem Herzen, weil er mir dieses ungeheuerliche Geheimnis anvertraut hatte, das ich mit niemandem teilen konnte, und ich hasste diese namenlosen Kreaturen von den Sternen, die durch ihre bloße Anwesenheit mein Leben von einem Sekundenbruchteil auf den anderen in ein Chaos verwandelt hatten.

Ich würde nicht schweigen können. Nicht Kim gegenüber. Sie würde mich anblicken und sofort erkennen, dass da etwas war, das ich ihr verheimlichte, und ich würde dieses Geheimnis nicht für mich behalten können. Es war zu monströs.

Unsicher schob ich den Schlüssel ins Schloss, drehte ihn halb herum und hätte ihn um ein Haar abgebrochen, denn die Tür wurde von innen geöffnet, bevor ich die Bewegung zu Ende führen konnte.

Nein, nicht geöffnet: aufgerissen, und Kim sprang mit einem Satz heraus, fiel mir im wahrsten Sinne des Wortes um den Hals und zerrte mich so überschwänglich zu sich herein, dass ich ins Stolpern kam und um ein Haar das Gleichgewicht verloren hätte.

»John! Endlich! Wo bist du nur gewesen?! Du glaubst nicht, wen ich gestern getroffen habe!« Sie umarmte mich so stürmisch, dass mir die Luft wegblieb, wirbelte mich im Kreis herum und zerrte mich so ungestüm hinter sich her, dass ich abermals Mühe hatte, das Gleichgewicht zu halten.

Ich konnte mich nicht erinnern, sie jemals zuvor so aufgedreht erlebt zu haben.
»Wo bist du nur gewesen? Ich bin fast gestorben vor Ungeduld, dir die Neuigkeit zu erzählen, und du hast nicht einmal angerufen!«
»Ich hatte ...«, begann ich, aber Kimberley ließ mich gar nicht zu Wort kommen, sondern plapperte lachend und aufgekratzt bis an den Rand der Hysterie fort: »Du erinnerst dich doch, dass du mich gestern Abend gefragt hast, für wen ich mich so herausputze. Jackie. Ich habe Jackie getroffen.«
»Jackie?« Ich blinzelte.
»Die First Lady, Dummkopf«, sagte sie lachend. »Jacqueline Kennedy! Das Wohltätigkeitsessen gestern Abend, erinnerst du dich? Jackie Kennedy und ihr ganzer Stab waren auch dabei. Und stell dir vor, sie hat sich wirklich für unsere Arbeit interessiert. Ich meine, sie ... sie hat nicht nur so getan, aus Höflichkeit oder so, sondern hat sich wirklich für das interessiert, was wir tun. Und stell dir vor, sie hat gesagt, sie würde wiederkommen, und heute, kurz nach der Mittagspause ...« Sie brach ab, legte den Kopf auf die Seite und sah mich fragend an. »Hörst du mir eigentlich zu?«
»Sicher«, antwortete ich hastig. »Ich war nur ... überrascht.« Ich konnte es ihr nicht sagen. Nicht jetzt.
»War irgendetwas im Büro?« fragte Kimberley.
Wäre sie auch nur einen Deut weniger aufgeregt gewesen, dann hätte sie es gespürt.
»Nein«, antwortete ich. »Routine. Langweilig, aber nötig.« Ich zwang mich zu einem Lächeln. »Aber jetzt erzähle. Was war heute nach der Mittagspause?«

Für eine Weile hörte ich nichts von Bach. Majestic, und die Besucher aus dem Weltraum beherrschten mein Denken nach wie vor, aber selbst der größte Schrecken nutzt sich im Laufe der Zeit ab. Der Gedanke an das schreckliche Geheimnis, dass unser aller Leben überschattete, war in jeder Sekunde weiter präsent, aber ich fand trotzdem ganz allmählich in mein normales Leben zurück. Nicht auf Anhieb und nicht ohne Mühe. Ich blieb nervös. Ich begann Fehler zu machen, Kleinigkeiten zumeist, aber auch zwei oder drei, die mir Pratts Aufmerksamkeit eingebracht hätten - hätte mich Simonson nicht gedeckt. Ich fragte ihn nie, warum er das tat. Wahrscheinlich vermutete er, dass mir der Schrecken über Bachs vermeintliche Verwicklung in eine Intrige, die bis zur Präsidentenebene hinaufreichte, noch zu tief in den Knochen saß. Mir war es recht. Ich brauchte ein wenig Zeit, um wieder zu mir selbst zu finden, und Simonsons fast väterliche Fürsorge auf der einen und Kimberleys Begeisterung über ihre neue Bekanntschaft auf der anderen Seite verschafften mir diese Frist.

Für genau zwei Wochen. Dann holte mich die Wirklichkeit ein.

Marc und ich hatten uns angewöhnt, mittags in einem kleinen Fastfood-Restaurant zu essen, das nur fünf Minuten zu Fuß vom Capitol entfernt lag. Das Essen war preiswert und an den meisten Tagen besser als in der Kantine des Capitols, und das wichtigste war, dass wir aus der hektischen Arbeitsatmosphäre herauskamen - und aus Pratts Nähe. Ich arbeitete nach wie vor an dem Bericht, den er mir aufgetragen hatte, aber in den letzten Tagen hatte er angefangen, sich mehr für den Fortgang meiner Arbeit zu interessieren, als mir lieb war. Marc schirmte mich ab, so gut er konnte,

aber seine Möglichkeiten waren begrenzt. Dass er in der Hierarchie des Pentagon über mir stand, bedeutete nicht, dass er über nennenswerte Macht verfügt hätte. Vor einer Stunde erst hatte mich Pratt beauftragt, eine weitere »UFO-Sichtung« zu untersuchen, die es irgendwo in Neu-England gegeben haben sollte. Der Auftrag würde mich für mindestens zwei Tage aus Washington wegbringen, zwar auch aus seiner Nähe, aber auch fort von Kimberley, und das wollte ich nicht. Trotz allem war unsere Beziehung in den letzten beiden Wochen nicht besser geworden. Kim hatte sich wie eine Besessene in ihre neue Aufgabe bei der Wohltätigkeitsorganisation gestürzt und sprach praktisch von nichts anderem mehr. Aber ich hatte immer mehr den Eindruck, dass sie das nicht nur aus Begeisterung tat. Vielleicht war es eher eine Art Flucht. Etwas, über das sie so viel sprach, um nicht über uns reden zu müssen.

»Jemand sollte Congressman Pratt einmal ein Blatt Papier und eine Rechenmaschine auf den Schreibtisch stellen«, sagte ich, während wir nebeneinander die Stufen des Capitols hinabgingen. »Ich schätze, dass meine Reisekostenabrechnungen irgendwann einmal die Summe übersteigen werden, die er einsparen kann, wenn er das Projekt Blue Book zu Fall bringt.«

»Ich weiß, worauf du hinaus willst«, sagte Marc kopfschüttelnd. »Aber ich kann dir nicht helfen. Ich habe es versucht.«

»So?« Eine Gestalt in schwarzem Mantel und Hut kam auf uns zu. Daran war nichts Besonderes; auf der großen Treppe zum Capitol herrschte immer ein reges Kommen und Gehen. Trotzdem erregte irgendetwas an diesem Mann meine Aufmerksamkeit. Vielleicht, weil er die Treppe nicht

gerade, sondern in schrägem Winkel hinaufging. Ich verlängerte seinen Kurs in Gedanken und stellte fest, dass wir genau aufeinander treffen würden, wenn wir uns im gleichen Tempo weiterbewegten. Instinktiv beschleunigte ich meine Schritte ein wenig.

»Du bist ein wichtiger Mann, John«, antwortete Marc mit einem leisen Lachen. »Ein hoffnungsvoller junger Mitarbeiter, den ich hier viel dringender bräuchte als irgendwo in Connecticut oder an der mexikanischen Grenze. Es hat leider nichts genutzt. Pratt ist irgendwie ... seltsam geworden, was diese Sache angeht.«

»Es ist pure Zeitverschwendung.« Ich hielt den Mann im schwarzen Mantel weiter im Auge. Auch er hatte seine Schritte beschleunigt. Wahrscheinlich war es nur ein Zufall. Er sah nicht einmal in unsere Richtung.

»Ich weiß«, antwortete Marc. »Einige der anderen Abgeordneten beginnen schon darüber zu reden.« Er seufzte. »Und ich beginne mich zu fragen, ob wir vielleicht für den falschen Mann arbeiten. Pratt ist irgendwie ... seltsam geworden.«

»Seltsam?«

Marc zuckte mit den Schultern. »Ich kenne ihn schon eine ganze Weile«, sagte er. »Er war niemals ein netter Mann, weißt du? Aber seit einer Weile ...« Er suchte nach Worten, fand keine und beließ es bei einem neuerlichen Achselzukken, doch ich wusste, was er meinte. Ich hatte Pratt niemals von der Seite kennen gelernt, von der Marc sprach, aber auch mir war seine ständige schlechte Laune und Gereiztheit nicht verborgen geblieben.

Der Mann im schwarzen Mantel hatte uns mittlerweile fast erreicht. Im buchstäblich allerletzten Moment änderte er

den Kurs, so dass er nicht gegen mich prallte, sondern nur meine Schulter streifte. Ich spürte, wie etwas in meine Tasche glitt und konnte gerade noch ein erschrockenes Zusammenzucken unterdrücken.
»Warum bringst du die Sache nicht einfach zu Ende?« fuhr Marc fort. Er hatte von dem kurzen Zwischenfall nichts bemerkt. »Mach noch zwei oder drei Reisen, und dann lieferst du ihm genau den Bericht, den er haben will.«
»Den hatte ich bereits«, antwortete ich, während ich unauffällig in die Manteltasche griff. Meine Finger ertasteten einen kleinen, zusammengefalteten Zettel, aber ich widerstand der Versuchung, ihn sofort herauszuziehen. »Es gab da jemanden, der der Meinung war, ich sollte ihn besser nicht abgeben.«
Simonson verzog das Gesicht, aber er ging auch diesmal nicht auf das Thema ein. »Wir machen alle Fehler«, sagte er nur. »Aber du machst einen Riesenfehler, wenn du die Sache noch weiter hinauszögerst. Pratt wird allmählich ungeduldig. Und er kann ziemlich unangenehm werden, das kann ich dir versichern.«
»Pratt ist nicht mein Problem«, sagte ich.
Marc sah mich fragend an. »Kimberley?«
»Wie kommst du darauf?« fragte ich überrascht.
»Ich bin weder blind noch taub«, antwortete Marc. »Sie hat in den letzten Wochen häufiger angerufen als sonst. Und sie stellt seltsame Fragen.«
»Seltsame Fragen?«
»Nichts Besonderes«, antwortete Marc hastig. »Wo du bist. Wie lange du wegbleibst und so weiter. Wie gesagt, nichts Besonderes.«
»Aber früher hat sie solche Fragen nicht gestellt.« Ich nick-

te. »Ich bin zu viel unterwegs, Marc. Vor ein paar Tagen hat sie vorgeschlagen, ich solle als kleines Nebengeschäft Staubsauger oder Bibeln verkaufen, so viel, wie ich herumkomme.«
Marc lachte, aber es klang nicht echt. Ich hatte Kimberleys Vorschlag auch nicht besonders komisch gefunden.
»Ich dachte, sie hätte selbst so viel mit ihrer Arbeit für die Wohltätigkeitsorganisation zu tun?«
»Ja«, bestätigte ich. »Wenn ich einmal zu Hause bin, dann ist sie entweder unterwegs, um eine Tombola zu organisieren, ein Essen auszurichten oder ein Waisenhaus zu renovieren, oder sie steht die halbe Nacht in der Küche und backt zwei Dutzend Zwiebelkuchen.«
»Stimmt irgendetwas nicht zwischen euch?« fragte Marc geradeheraus.
»Nein«, antwortete ich. »Ich meine: Doch, es ist alles in Ordnung. Es ist nur ...«
»Die Wirklichkeit hat euch eingeholt«, sagte Marc.
Ich blieb stehen, starrte ihn an. »Wie meinst du das?«
»Mach mir nichts vor«, antwortete Marc. »Als ihr hierhergekommen seid, da habt ihr euch fest vorgenommen, die Welt aus den Angeln zu heben. Ihr wolltet große Taten vollbringen, alles verändern und vor allem alles besser machen, nicht wahr? Aber die Wirklichkeit sieht leider anders aus. Viel Arbeit, wenig Geld und noch weniger Anerkennung. Und das mit dem Verändern der Welt klappt auch nicht so ganz.«
Ich atmete innerlich auf. Für einen kurzen Moment war ich davon überzeugt gewesen, dass er alles wusste. Offensichtlich begann ich allmählich eine ausgewachsene Paranoia zu entwickeln.

»Der große Katzenjammer«, fuhr Marc fort. »Das ist normal, weißt du? Das haben wir alle hinter uns. Meine Ehe wäre fast daran gescheitert.«
»Davon hast du mir nie etwas erzählt«, sagte ich.
»Es gibt Dinge, über die man nicht so gerne spricht«, antwortete Marc.
Wir gingen weiter, und unser Gespräch begann sich wieder alltäglichen Dingen zuzuwenden. Ich umklammerte das Blatt Papier in meiner Tasche so fest, dass es beinahe wehtat. Es war nur ein Stück Papier, aber ich hatte plötzlich das Gefühl, dass es glühend heiß geworden war - und dass jedermann sehen musste, was ich in der Tasche trug, so als hätte mir der Fremde einen leuchtenden Neonpfeil an den Mantel geheftet.
Mit einem Ruck zog ich die Hand wieder heraus und versuchte, den Gedanken an das Blatt Papier in meiner Manteltasche aus meinem Bewusstsein zu verdrängen, bis sich mir eine Gelegenheit bot, es unbeobachtet zu lesen.
Meine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Marc sprach weder über Pratt noch über meine Aufgabe oder Kimberley, aber er redete fast ununterbrochen, während wir aßen. Meine Mittagspause war fast zu Ende, als er endlich aufstand und sich für einen Moment entschuldigte, um zur Toilette zu gehen. Aufatmend griff ich in die Manteltasche.
Was ich herauszog, war kein Blatt, sondern ein schmaler, in der Mitte gefalteter Briefumschlag, der ein Flugticket zweiter Klasse nach Idaho enthielt. Ein einfacher Flug, nur hin.
Die Maschine ging in knapp dreißig Minuten.

»Die Farm liegt dort hinten, gleich hinter den Hügeln!« Bach musste schreien, um sich über das Motorengeräusch

und das Dröhnen der Rotoren hinweg verständlich zu machen. »Passen Sie gut auf!«

Der Helikopter verlor weiter an Höhe und schien dabei noch schneller zu werden; eine optische Täuschung, die einfach dadurch zu Stande kam, dass wir dem Boden näher waren. Trotzdem begann mein Magen erneut zu revoltieren, und ich klammerte mich instinktiv an meinen Sitz. Ich habe nie an Flugangst gelitten, aber es besteht ein gehöriger Unterschied dazwischen, im Erste-Klasse-Abteil eines TWA-Fliegers zu sitzen und sich von der Stewardess einen Kaffee servieren zu lassen, und in einem Helikopter mit zweihundert Meilen pro Stunde so dicht über dem Boden entlangzurasen, dass der Luftzug der Rotoren Muster in die Maisfelder wühlte.

Der Helikopter fegte über eine Hügelkette, hinter der sich ein gewaltiges, von einer schmalen asphaltierten Straße in zwei asymmetrische Hälften geteiltes Maisfeld erstreckte. In Anbetracht des Umstandes, dass ich heute Morgen noch in dem beinahe winterlichen Washington gewesen war, kam mir der Anblick im ersten Moment fast absurd vor. Selbst ich vergaß manchmal noch, wie viele Meilen man im Zeitalter der Düsenjets in wenigen Stunden zurücklegen konnte.

Allerdings dachte ich wirklich nur im allerersten Moment daran.

Der Anblick war so erstaunlich, dass er mir wortwörtlich die Sprache verschlug. Bach hatte uns auf dem Weg hierher Fotos gezeigt, so dass ich eigentlich hätte vorbereitet sein müssen, aber die aus großer Höhe aufgenommenen Schwarzweißfotos kamen der Wirklichkeit nicht einmal nahe.

Jemand hatte ein Muster in das Maisfeld gemalt.
Es bestand aus zwei gewaltigen, jeweils sicherlich hundert Fuß oder mehr messenden Kreisen, die sich rechts und links der Asphaltstraße erstreckten und von einer geraden Linie verbunden wurden; breit genug, um mit einem Wagen darauf zu fahren und mindestens eine viertel Meile lang. Der größere der beiden Kreise war von einem gleichschenkeligen Dreieck umgeben, von dessen Spitzen lange, gewundene Linien ausgingen, und in seinem Zentrum befand sich ein asymmetrischer, trotzdem wahrscheinlich nicht willkürlich angelegter Fleck. Trotz der Höhe, in der wir über das Feld hinwegflogen, konnte ich erkennen, dass die Halme nicht willkürlich niedergetrampelt, sondern wie von einer ungeheuren Kraft im Uhrzeigersinn zu Boden gedrückt worden waren. Die Form erinnerte ein wenig an eine ägyptische Hieroglyphe, hatte zugleich aber etwas Fremdes und sonderbar Beunruhigendes.
»Ein Air-Force-Pilot hat es vor einer Woche entdeckt«, schrie Bach über das Heulen der Motoren hinweg.
»Aber was ist das?« brüllte einer der anderen. Bach mitgerechnet, waren wir insgesamt zu sechst. Die vier anderen hatten sich mir nur mit ihren Vornamen vorgestellt, aber ich war zu nervös gewesen, um sie mir zu merken. Außer dem Steels. Es war das dritte Mal, dass ich diesem dunkelhaarigen Burschen begegnete. Beim ersten Mal hatte er eine Air-Force-Uniform getragen. Bach hob die Schultern, und Steel schrie: »Vielleicht hat sich da jemand nur einen Scherz erlaubt. Studenten. Oder Kinder aus der Nachbarschaft, die dem Farmer eins auswischen wollten.«
»Der nächste Nachbar wohnt fünfzehn Meilen entfernt«, antwortete Bach kopfschüttelnd. »Und wenn es ein Studen-

tenulk wäre, hätten sie dafür gesorgt, dass es publik wird. Bisher weiß offiziell niemand etwas davon.«
»Und der Farmer?«
Bach schüttelte den Kopf. »Er hat es niemandem gemeldet. Weder dem Sheriff noch den Zeitungen.«
»Wahrscheinlich hat er keine Lust, eine Schar Sensationsreporter anzulocken, die ihm auch noch den Rest seiner Ernte niedertrampeln!« sagte ich.
Bach sah mich nur wortlos an, aber Steel grinste und rief. »Hey! Unser Herr Möchtegern-Abgeordneter hat ja auch eine Meinung. Ein richtiger Schlaumeier.«
Ich blickte ihn finster an, aber ich hatte keine Lust, mich zu streiten, und schwieg. Irgendwann würde ich mit ihm abrechnen, aber nicht jetzt.
»Die Farm liegt fünf Meilen südlich von hier«, sagte Bach. »Der Farmer heißt Branden. Elliot P. Branden. Wir werden hinfliegen und ihn fragen, warum er niemandem etwas erzählt hat.«
Steel kommentierte Bachs Worte mit einem Grinsen, und ich sagte: »Dürfte ich einen Vorschlag machen, Sir?«
»Nur zu.«
»Vielleicht sollte erst einmal jemand allein mit Mister Brandon reden.« Ich warf einen kurzen, aber vielsagenden Blick in Steels Richtung und fügte hinzu: »Es könnte ihn erschrecken, wenn plötzlich eine kleine Armee auf seinem Hof auftaucht.«
»Sie haben Recht.« Bach wandte sich nach vorne, an den Piloten. »Fliegen Sie zurück nach Boisy. Und sagen Sie am Flughafen Bescheid, dass sie uns zwei Mietwagen besorgen sollen.« Er wandte sich wieder an mich. »Ziehen Sie ein bestimmtes Modell vor, John?«

Ich hatte damit gerechnet, sofort zur Brandon-Farm hinauszufahren, aber Bach hatte andere Pläne. Auf dem Flugfeld zwei Meilen außerhalb Boisys standen tatsächlich bereits zwei große Ford-Limousinen bereit, als der Helikopter dort landete, aber Bach dirigierte uns zuerst in die Gegenrichtung: ein kleines, unauffälliges Motel dicht vor der Stadtgrenze, in dem bereits vier nebeneinander liegende Zimmer angemietet worden waren.

Ich teilte mir mein Apartment mit einem älteren Majestic-Agenten namens Walt - von wenigen Ausnahmen einmal abgesehen, kannte keiner von uns den Familiennamen der anderen -, der während des gesamten Fluges kein Wort gesprochen hatte, sich aber trotzdem wesentlich umgänglicher gab als Lieutenant Steel und zudem nicht annähernd so arrogant war. Er schleppte einen riesigen, offenbar sehr schweren Koffer mit sich, den er mit einiger Anstrengung auf den Tisch wuchtete, schüttelte aber den Kopf, als ich ihm helfen wollte.«

»Nicht nötig, John«, sagte er. »Aber Sie könnten schon einmal Ihre Jacke ausziehen.«

Ich blickte ihn fragend an, gehorchte aber. Als Walt seinen Koffer aufklappte, sah ich, dass er keine Kleidungsstücke oder andere Reiseutensilien enthielt, sondern ein höchst kompliziertes technisches Innenleben hatte.

»Was ist das?« fragte ich neugierig.

»Ein Funkempfänger«, antwortete Walt. »Den entsprechenden Sender werden Sie bei sich tragen.« Er grinste. »Tun Sie nicht so überrascht, John. Haben Sie etwa noch nie einen Krimi im Fernsehen gesehen? Dort tragen die Leute so etwas andauernd.«

»Ich dachte, ich sollte lediglich mit einem einfachen Mais-

bauern reden«, sagte ich. »Niemand hat mir erzählt, dass wir uns in die Cosa Nostra einschleichen.«
Walt grinste, schaltete seine Geräte ein und drehte einige Sekunden lang mit konzentriertem Gesichtsausdruck an den Schaltern und Knöpfen, die den Koffer ausfüllten. »Der Sender hat eine Reichweite von gut zwei Meilen«, sagte er. »Aber meiden Sie die Nähe von großen Metallmengen oder Magnetfeldern. Das könnte die Reichweite beeinträchtigen oder das Gerät ganz stören.«
»Magnetfelder? Auf einer Farm?«
»Hochspannungsmasten«, sagte Walt. »Oder Generatoren. Falls die Scheune aus Wellblech ist, gehen Sie nicht hinein.« Er deutete mit dem Zeigefinger eine Pirouette an. »Drehen Sie sich herum.«
Ich tat, was er wollte. Walt begann an meinen Hosenträgern herumzufummeln. Ich spürte, wie er mir etwas Hartes gegen das Rückgrat drückte. »Bequem?« fragte er.
»Es geht.«
»Es geht ist nicht gut«, sagte Walt. »Sie werden das Ding vielleicht eine ganze Weile tragen müssen. Warten Sie - das haben wir gleich.«
Es klopfte, aber die Tür wurde geöffnet, bevor Walt oder ich Herein rufen konnten, und Bach trat ein. Er trug eine braune Papiertüte in der Hand, die er schwungvoll auf das Bett warf. »Ich habe Ihnen ein paar Sachen besorgt, John - Socken, Wäsche, eine Zahnbürste ... ich nehme nicht an, dass Sie noch zum Packen gekommen sind.«
Ich war heilfroh gewesen, die Maschine noch zu bekommen, und so nickte ich dankbar.
Bach deutete auf die Badezimmertür. »Mein Bad ist im Moment belegt. Dürfte ich Ihres benutzen?«

»Seien Sie unser Gast, Sir«, sagte Walt lächelnd. »Besser so?«
Es dauerte eine Sekunde, bis ich begriff, dass die Frage mir galt, aber dann nickte ich hastig. Walt hatte den immerhin zigarettenschachtelgroßen Sender tatsächlich so geschickt angebracht, dass ich sein Gewicht kaum noch spürte. Mit wenigen, geschickten Bewegungen klemmte er das dazugehörige Mikrofon unter meinen Hemdkragen und zupfte und schob so lange daran herum, bis es vollkommen unsichtbar war.
»Sagen Sie etwas«, sagte er.
»Mein Name ist ...«
»Gut. Einen Moment.« Walt ging zu seinem Koffer, setzte einen überraschend kleinen Kopfhörer auf und gab mir mit einem Handzeichen zu verstehen, dass ich weitersprechen sollte. Er arbeitete nicht nur geschickt, sondern schien auch ein sehr präziser Mensch zu sein. Wir brauchten fast zehn Minuten, um den Sender genau einzustellen, und selbst dann wirkte er nicht hundertprozentig zufrieden.
»Es wird gehen«, sagte er. »Wir bleiben ohnehin immer in Ihrer Nähe. Sie haben nichts zu befürchten.«
Für meinen Geschmack sagte er das ein paarmal zu oft. Immerhin sollte ich nur einen einfachen Maisbauern danach fragen, wer sein Feld niedergetrampelt hatte.
Bach öffnete die Badezimmertür und winkte mich mit einem Rasiermesser voller Schaumflocken heran. »Loengard.«
Ich warf Walt einen fragenden Blick zu.
»Fertig«, sagte er. »Aber vergeuden Sie nicht zu viel Zeit. Die Batterien halten nur knapp drei Stunden.«
»John, kommen Sie.«

Bachs Stimme klang keinen Deut ungeduldiger als beim ersten Mal. Trotzdem beeilte ich mich, zu ihm ins Bad zu gehen. Bach hatte Jacke und Hemd abgelegt und war dabei, sich zu rasieren, obwohl ich nicht einmal einen Schatten auf seinen Wangen gesehen hatte, als er hereinkam.
»Sir?«
»Wir haben nicht mehr sehr viel Tageslicht«, sagte Bach, »und die Leute hier in der Gegend gehen früh zu Bett. Also müssen wir uns ein wenig beeilen. Sie wissen, was Sie diesen Brandon zu fragen haben?«
»Ja, Sir«, sagte ich.
Trotzdem fuhr er fort: »Versuchen Sie herauszufinden, wer diese ... Zeichen in seinem Feld angelegt hat. Und vor allem, warum.«
»Sie glauben, er weiß es?«
»Ich bin nicht hier, weil ich irgendetwas glaube, John«, antwortete Bach. Das Rasiermesser machte ein schabendes Geräusch, während es über seine Kehle fuhr, und ich ertappte mich dabei, der Klinge wie hypnotisiert nachzustarren.
»Achten Sie vor allem darauf, wie er reagiert«, fuhr Bach fort. »Manchmal ist die Art, auf die jemand eine Frage beantwortet, viel aufschlussreicher als die Worte, die er dazu benutzt. Sind Sie nervös?«
»Ein wenig«, gestand ich.
»Ihr erster Einsatz, da ist das ganz normal«, antwortete Bach. »Sie werden sich daran gewöhnen.«
»Wird es viele solcher ... Einsätze geben?« fragte ich zögernd.
»Das kommt darauf an, wie viele Kornkreise wir finden - oder andere Dinge.« Bach nahm das Rasiermesser herunter,

sah mich eine Sekunde lang im Spiegel scharf an und machte dann eine entsprechende Kopfbewegung.
»Schließen Sie die Tür, John.«
Ich streckte gehorsam die Hand aus, aber dann sah ich, dass das Zimmer leer war. Walt war gegangen, ohne dass ich es bemerkt hatte. »Wir sind allein«, sagte ich.
»Gut.« Bachs Ton behauptete das Gegenteil. Er drehte sich herum, um mich diesmal direkt anzusehen, schüttelte den Kopf und seufzte tief. »Wie ich gerade schon sagte: Es ist Ihr erster Einsatz. Deshalb werde ich Ihnen diesmal nur einen Verweis erteilen. Ihr Anfängerbonus, sozusagen.«
»Sir?« Ich verstand nicht, wovon er überhaupt sprach.
»Was haben Sie Ihrer Freundin gesagt, wohin Sie abgereist sind?«
»Nichts«, antwortete ich wahrheitsgemäß. »Die Zeit war zu knapp. Ich konnte nicht mehr selbst mit ihr reden. Ich habe ihr nur eine Nachricht zukommen lassen.«
»Eine Nachricht?«
»Sie wird keinen Verdacht schöpfen«, versicherte ich. »Es ist nicht das erste Mal, dass Pratt mich praktisch von einer Minute auf die andere wegschickt. Ich glaube, er kann mich nicht leiden.«
»Und im Büro haben Sie hinterlassen, dass Ihr Onkel gestorben ist, und Sie für ein paar Tage fort müssen, um Ihre Familienangelegenheiten zu regeln.«
Warum war ich eigentlich nicht überrascht? »Wird eigentlich irgendwo in Washington ein Wort gesprochen, das Sie nicht hören - Sir?«
»Ich halte es Ihrer Nervosität zugute«, sagte Bach unbeeindruckt. »Aber ein solcher Fehler darf nicht noch einmal vorkommen. Wenn Sie lügen, dann denken Sie sich eine

überzeugende Geschichte aus. Simpel und überzeugend. Und bleiben Sie dabei, ganz egal, was passiert.«
»Ich habe nicht sehr viel Erfahrung im Lügen, Captain«, sagte ich kühl.
»Dann lernen Sie es«, erwiderte Bach. »Unsere Aufgabe ist zu wichtig. Es ist mir gleich, ob Sie es hassen, zu lügen, oder nicht. Niemand darf von unserer Existenz erfahren. Ich habe die Sache für Sie in Ordnung gebracht - diesmal. Beim nächsten Mal bekommen Sie Probleme.«
»Es wird kein nächstes Mal geben, Sir«, sagte ich steif.
»Das hoffe ich, John«, erwiderte Bach. »Für Sie.«

Brandons Farm war total heruntergekommen. Man sah ihr an, dass sie bessere Zeiten gesehen hatte und dass diese besseren Zeiten noch nicht allzu lange zurücklagen.
Sowohl das Wohnhaus als auch die Scheune (Walt würde zufrieden sein. Sie bestand nicht aus Wellblech, sondern aus gutem altmodischem Holz) waren frisch gestrichen, und der kleine Gemüsegarten neben dem Haus war mit großer Liebe angelegt worden, jetzt aber total verwildert. So wie das ganze Anwesen. Überall auf dem Hof standen landwirtschaftliche Geräte herum. Ein paar Hühner liefen frei umher, und direkt vor dem Wohnhaus parkte ein Wagen, dessen Türen offen standen.
»Ich steige jetzt aus«, sagte ich. Ich war allein im Wagen, aber Walt und sein Funkempfänger befanden sich kaum eine halbe Meile entfernt. »Irgendetwas stimmt hier nicht. Der Hof macht einen ... seltsamen Eindruck. Fast, als wäre er verlassen.«
Ich stieg aus, ging ein paar Schritte und rief laut Brandons Namen. Ich bekam keine Antwort, aber in der Scheune be-

gann ein Hund zu kläffen, und einen Augenblick später klapperte etwas.
»Alles ist völlig heruntergekommen«, sagte ich, leiser und jetzt wieder nur für das Mikrofon unter meinem Hemd und Walts Tonband bestimmt. »Wenn hier noch jemand ist, dann scheint er sich nicht mehr besonders für den Hof zu interessieren.«
Und das war noch freundlich formuliert. Ich rief erneut Brandons Namen, drehte mich einmal im Kreis und sah mich dabei aufmerksam um. Mein erster Eindruck verstärkte sich noch. Überall lagen Abfälle und achtlos liegen gelassene Dinge herum. Die meisten Fenster des Hauses standen offen, und hier und da hatte der Wind eine Gardine ergriffen und herausgezerrt. Nur ein paar Meter entfernt lag ein toter Vogel auf dem Boden. Vielleicht eine Krähe - ich war nicht ganz sicher, denn er musste schon vor Tagen in Verwesung übergegangen sein.
»Mister Branden?« rief ich noch einmal. Ich bekam auch jetzt keine Antwort, aber aus der Scheune ertönte wieder schrilles Hundegebell. Ich beschloss, erst sie zu untersuchen, bevor ich mich dem Wohnhaus zuwandte.
»Ich gehe jetzt in die Scheune«, erklärte ich Walts Tonband. »Das Tor steht offen, und das Stroh scheint zu verfaulen. Es scheint hereingeregnet zu haben.«
In meinem ganzen Leben hatte ich noch nicht von einem Farmer gehört, der vergisst, sein Scheunentor zu schließen, sobald sich Regenwolken am Himmel zeigen. Aber ich hatte auch noch nie einen Hof wie diesen gesehen.
Direkt hinter dem Tor stand ein rostiger roter Pick-Up, dessen Motorhaube offen stand. Der Hund, dessen Gebell ich gehört hatte, war an der Stoßstange des Wagens festge-

bunden. Im allerersten Moment knurrte er drohend, aber dann kam er mir schwanzwedelnd entgegen.
Der Anblick des Tieres brach mir fast das Herz. Es war total abgemagert, und der Gestank, den es verströmte, drehte mir fast den Magen herum. Der Hund musste seit Tagen hier angebunden sein, ohne dass sich irgendjemand um ihn gekümmert hatte. Kurz entschlossen ließ ich mich in die Hocke sinken und knotete den groben Strick auf, der an seinem Halsband befestigt war. Das Tier jaulte befreit auf und raste mit Riesensätzen an mir vorbei aus der Scheune heraus.
»Was tun Sie da?« fragte eine Stimme hinter mir.
Erschrocken richtete ich mich auf und fuhr herum. Ein Mann war hinter dem Wagen hervorgetreten. Im Halbdunkel der Scheune konnte ich ihn nicht genau erkennen, doch schon das wenige, was ich sah, überzeugte mich davon, Brandon gegenüberzustehen. Er war ebenso heruntergekommen und verdreckt wie sein Anwesen, und er roch nicht sehr viel besser als sein Hund.
»Mister Brandon?« fragte ich.
»Wer will das wissen?« erwiderte er. Erst als er einen Schritt auf mich zu kam, bemerkte ich, dass er einen Schraubenzieher in der Hand hielt; allerdings auf die Art, auf die man ein Messer oder eine andere Waffe hielt, nicht ein Werkzeug. Sein Blick taxierte mich misstrauisch und blieb dann für eine Sekunde am Ende des Strickes hängen, an dem der Hund angebunden gewesen war. Aber er machte keine entsprechende Bemerkung.
»Wer sind Sie?« fragte er schleppend. »Was haben Sie hier zu suchen?« Seine Stimme klang sonderbar, fast wie die eines Betrunkenen.

»Mein Name ist Frank Gaber«, antwortete ich. »Sie sind Mister Brandon?«
»Und wenn?«
»Ich komme vom Landwirtschaftsministerium«, sagte ich.
»Ich habe Sie nicht gerufen«, antwortete Brandon feindselig. »Verschwinden Sie!«
»Ich werde Sie nicht lange belästigen, Mister Brandon«, versicherte ich. »Aber sehen Sie, das Büro hat mich hergeschickt, um Ihnen ein paar Fragen über das zu stellen, was mit Ihrem Feld geschehen ist. Jemand hat dort ziemlichen Schaden angerichtet.«
»Das ist meine Sache«, antwortete Brandon. Er kam mit sonderbar schleppenden Schritten näher und hob gleichzeitig seinen Schraubenzieher höher. Ich konnte seine Feindseligkeit deutlich spüren. Aber da war auch noch etwas ... Furcht?
Irgendwie brachte ich es fertig, nicht vor ihm zurückzuweichen, sondern ihm fest in die Augen zu sehen und sogar ein schüchternes Lächeln auf mein Gesicht zu zwingen. »Selbstverständlich, Mister Brandon. Es geht auch nur um ein paar Informationen.«
»Ich rede mit niemandem«, antwortete Brandon. Ich war jetzt sicher, dass er Angst hatte. Ich fragte mich nur, wovor. »Hauen Sie ab!«
»Vielleicht ändern Sie Ihre Meinung ja«, sagte ich. »Sehen Sie, Mister Brandon, es ist Ihnen vielleicht nicht klar, aber ich bin hier, um über eine mögliche Entschädigung mit Ihnen zu reden.«
»Entschädigung?« Brandon wiederholte das Wort, als hätte er Mühe, seine Bedeutung zu erfassen.
»Nun ja ... die Sache ist nicht ganz so einfach. Es sieht so

aus, als ob die Schäden in Ihrem Feld entweder auf Vandalismus oder durch ein tieffliegendes Flugzeug verursacht worden wären. Ich will ehrlich zu Ihnen sein, Mister Brandon. Ihr Feld ist nicht das erste, das einem Kampfpiloten der Air Force zum Opfer fällt, der glaubt, es mit den Vorschriften nicht so genau nehmen zu müssen. Wir versuchen schon seit einer geraumen Weile, diesen Rowdies das Handwerk zu legen, aber dazu brauchen wir natürlich Beweise.«

»Ich habe kein Flugzeug gesehen«, sagte Brandon.

»Vielleicht hat es nicht wie ein Flugzeug ausgesehen«, antwortete ich. »Es gibt da diese Air-Force-Bases, auf der anderen Seite des Tales. Wir wissen, dass sie dort neue Prototypen testen, aber Sie kennen ja das Militär: ohne stichhaltige Beweise oder einen Gerichtsbeschluss sagen sie Ihnen ja nicht einmal die Uhrzeit.«

Brandon lachte nicht. Ich bezweifelte, dass er den ironischen Unterton in meinen Worten verstanden hatte.

»Sie meinen, Sie ... wollen mir ... Geld zahlen?« fragte er schließlich. Ich war sicher, dass er alle Mühe hatte, die Worte zu formulieren. Er sprach schleppend, und in seinen Augen war etwas, das mich zutiefst erschreckte.

»Ja«, antwortete ich. »Falls wir beweisen können, dass die Air Force dahinter steckt. Wie gesagt, Mister Brandon: Das Landwirtschaftsministerium ist sehr daran interessiert, diesen Rowdies das Handwerk zu legen. Ich bin sicher, dass eine eventuelle Entschädigung entsprechend großzügig ausfallen wird.«

Brandon überlegte. Ich konnte fast sehen, wie es hinter seiner Stirn arbeitete; als hätte er Mühe, die Worte, die er sein Leben lang benutzt hatte, in die richtige Reihenfolge

zu bringen.
»Also gut«, sagte er. »Wir nehmen meinen Truck.«
»Ich bin mit dem Wagen da, Mister Brandon«, sagte ich.
Brandon hörte mir gar nicht zu. Mit einer unsicheren Bewegung schlug er die Motorhaube zu, schlurfte um den Wagen herum und öffnete die Tür auf der Fahrerseite.
»Also gut«, erklärte ich Walts Tonband. »Dann fahren wir jetzt mit Ihrem Wagen hinaus auf das Feld, um uns die Schäden anzusehen.«
Brandon reagierte auch jetzt nicht, sondern nahm umständlich hinter dem Steuer Platz, zog den Schlüssel aus der Tasche und starrte ihn eine geschlagene Sekunde lang an, ehe er ihn ins Zündschloss steckte. Hätte ich es nicht besser gewusst, hätte ich geschworen, dass dieser Mann in seinem ganzen Leben noch nicht hinter dem Steuer eines Wagens gesessen hatte.
Der Motor sprang zu meinem Erstaunen auf Anhieb an. Er klang ungesund, und als sich der Wagen in Bewegung setzte, schaukelte er wild hin und her. Offensichtlich hatten die Reifen viel zu wenig Luft. Aber wir fuhren, und nachdem der Truck erst einmal rollte, schienen sich Brandons Hände und Füße ganz von selbst daran zu erinnern, was sie zu tun hatten. Als wir den Hof verließen, rammte Brandon einen Zaunpfahl und riss ihn um; anscheinend, ohne es auch nur zu bemerken.
Die Strecke bis zu den geheimnisvollen Kreisen im Feld betrug knappe fünf Meilen. Uns blieben noch etwa anderthalb Stunden Tageslicht, obwohl Brandon alles andere als schnell fuhr, würde mir Zeit genug bleiben, die unheimlichen Kornkreise zu inspizieren.
Aber deshalb war ich nicht hier. Ich war im Gegenteil sich-

er, dass Bachs Leute das bereits erledigt hatten, gründlicher und besser, als ich es jetzt konnte. Ich war hier, um Informationen von Mister Brandon zu erhalten, und wahrscheinlich saß Bach jetzt bereits im Wagen, hatte den Kopfhörer aufgesetzt und brodelte innerlich vor Wut, weil ich bisher rein gar nichts herausbekommen hatte.

Dabei blieb es auch. Ich versuchte fünf- oder sechsmal, ein Gespräch in Gang zu bringen, doch es war zwecklos. Brandon reagierte entweder überhaupt nicht oder nur mit einem verständnislosen Grunzen, bis ich schließlich begriff, dass er seine gesamte Konzentration brauchte, um den Wagen zu fahren. Oder sich an den Weg zu erinnern.

Ich blieb äußerlich ruhig, erwähnte jedoch von Zeit zu Zeit im Plauderton, wo wir uns gerade befanden, und warf manchmal einen verstohlenen Blick in den Rückspiegel. Von Bachs Wagen war keine Spur zu sehen. Ich war ein wenig beunruhigt, wenn auch weit davon entfernt, Angst zu verspüren. Trotz der fast unheimlichen Umstände, unter denen ich Brandon begegnet war, glaubte ich mittlerweile nicht mehr, dass von ihm wirklich eine Gefahr ausging.

Nichtsdestoweniger konnte ich ein erleichtertes Aufatmen nicht unterdrücken, als wir unser Ziel endlich erreichten und Brandon anhielt.

Wir stiegen aus. Brandon blieb beim Wagen zurück, während ich mich zögernd der Stelle näherte, an der die Verbindungslinie zwischen den beiden Kreisen die Straße kreuzte.

Aus dem Helikopter heraus hatte ich angenommen, dass die Markierung aus ausgerissenen Ähren und Halmen bestünde, aber das stimmte nicht. Auf dem rissigen Asphalt lag eine dünne Schicht aus weißer, grobkörniger Asche. Sie musste sehr schwer sein, viel schwerer, als es die Überreste ver-

brannter Halme sein konnten, denn der Wind hatte sie noch nicht nennenswert verweht, und als ich mit dem Fuß darin herumstocherte, knirschte es, als stünde ich auf fein gemahlenem Glas.
Ich sah zu Brandon zurück. Er war beim Wagen stehen geblieben, und ein schwer zu deutender Ausdruck hatte sich auf seinem Gesicht breit gemacht. Er gefiel mir nicht besonders.
Langsam näherte ich mich dem Straßenrand und damit dem Feld. Das symmetrische Muster, das ich aus dem Hubschrauber heraus gesehen hatte, war hier unten nicht zu erkennen - ich sah nur eine breite, schnurgerade Schneise, die an beiden Seiten der Straße in die Felder hineinführte. Es gab einen Zaun aus Stacheldraht, der aus der Luft heraus nicht zu sehen gewesen war. Auch er war durchbrochen, und als ich mich der Lücke näherte, erblickte ich etwas, das fast noch erstaunlicher war als die Ascheschicht auf der Straße.
Der Zaun war nicht zerrissen. Wo die Schneise ins Feld hineinführte, war der Draht einfach verschwunden. Die gekappten Enden waren brüchig und hatten sich weiß gefärbt; das Metall war zu Schlacke zusammengeschmolzen. Hier mussten gewaltige Temperaturen geherrscht haben. Eigentlich war es ein Wunder, dass nicht das gesamte Feld in Flammen aufgegangen war.
Langsam ging ich weiter, blieb nach ein paar Schritten wieder stehen und tastete mit der Hand über den Boden. Er kam mir wärmer vor, als er sein sollte, aber der Mais war hier nicht verbrannt, nur niedergewalzt.
»Wann haben Sie das zum ersten Mal gesehen, Mister Brandon?« rief ich zu dem Farmer zurück.

Zu meiner Überraschung bekam ich eine Antwort. »Vor einer Woche. Ich komme nicht sehr oft hierher, in dieser Jahreszeit.«
Überrascht sah ich zu ihm zurück. Er hatte sich nicht von der Stelle gerührt, aber seine Stimme klang viel kräftiger als bisher und vor allem klarer.
»Ist Ihnen in den letzten Wochen sonst noch irgendetwas Ungewöhnliches aufgefallen?« fragte ich. »Vielleicht irgendwelche ... seltsamen Erscheinungen? Lichter am Himmel zum Beispiel?«
»Lichter am Himmel?« Er schüttelte den Kopf. »Nein.«
Ich ging weiter, bis ich die Mitte des Kornkreises erreicht hatte. Die Halme waren auch hier niedergedrückt, aber auf eine andere Art: nicht einfach wie von der Hand eines Riesen gegen den Boden gepresst, sondern verwirbelt.
»Unglaublich!« murmelte ich. »Es ... es sieht aus, als hätte jemand das Stroh geflochten. Das müsst ihr euch ansehen, sobald wir fort sind.«
Ich ließ mich in die Hocke sinken, fuhr mit der Hand über das niedergedrückte Stroh - und stutzte.
»Da ist etwas«, sagte ich. »Ich habe irgendetwas gefunden. Etwas Hartes, das - mein Gott!«
Die beiden letzten Worte hatte ich nur noch geflüstert. Was unter dem niedergewalzten Mais zum Vorschein kam, war eine dreieckige, schimmernde Platte, auf deren Oberfläche das gleiche Symbol eingraviert war, das jemand in größerer Ausführung in das Feld gestanzt hatte. Ich versuchte die Platte anzuheben, aber es gelang mir nicht.
»Eine Platte«, sagte ich. »Sie sieht aus, als wäre sie aus purem Gold. Und es ist ein Symbol darauf, das ...«
Ich hörte, wie auf der Straße hinter mir ein Motor gestartet

wurde, und sah überrascht hoch. Branden war wieder in den Wagen gestiegen und hatte den Motor angelassen. Jetzt stieß er ein paar Meter zurück, legte dann knirschend wieder den ersten Gang ein und fuhr durch die Lücke im Stacheldrahtzaun. Der Wagen schaukelte wild hin und her, wurde aber allmählich schneller.

»Was, zum Teufel ...?« murmelte ich.

Der altersschwache Truck gewann noch mehr an Geschwindigkeit. Das Getriebe knirschte so laut, dass ich in Gedanken die Späne der Zahnräder fliegen sah, und ich konnte hören, wie der Motor schrill aufheulte.

Trotzdem begriff ich die Gefahr beinahe zu spät. Der Wagen schoss regelrecht auf mich zu, aber ich stand einfach wie gelähmt da und starrte ihm entgegen.

Erst im allerletzten Moment warf ich mich zur Seite. Der Truck rauschte so dicht an mir vorbei, dass ich den Luftzug spüren konnte. Ungeschickt (und ziemlich schmerzhaft) stürzte ich zu Boden, rollte mindestens noch zwei, drei Meter weiter und kam endlich halb benommen zur Ruhe. Während ich mich aufrichtete, kam Brandons Truck schlitternd und auf blockierenden Reifen zum Stehen.

Im ersten Moment war ich so schockiert, dass ich nicht einmal Schrecken empfand, geschweige denn Furcht. Alles, was ich empfand, war ... Fassungslosigkeit. Vollkommene, absolute Fassungslosigkeit. Ich war noch nie zuvor im Leben in einer solchen Situation gewesen. Niemand hatte je zuvor versucht, mich umzubringen, nicht einmal Bachs Männer in jener Nacht im Wald. Sie hatten mich gejagt, aber die Gefahr war irgendwie von anderer Qualität gewesen; eine fast allumfassende Furcht, die keinen Platz für klare Gedanken ließ oder gar eine so eindeutig formulierte

Erkenntnis wie diese: Brandon versuchte mich umzubringen. Ich war eher empört als erschrocken.
Der Wagen setzte zurück, drehte mit durchdrehenden Reifen nahezu auf der Stelle und bewegte sich rumpelnd wieder auf mich zu. Ich konnte Brandons Gesicht hinter der Windschutzscheibe erkennen. Es wirkte vollkommen ausdruckslos, nicht hassverzerrt oder voller grimmiger Entschlossenheit, und vielleicht war es gerade die Leere in seinem Blick, die mir endgültig klarmachte, in welcher Situation ich mich befand. Brandon würde mich töten. Ich hatte keine Gnade von ihm zu erwarten, weil er mich gar nicht wirklich zur Kenntnis nahm.
Ich sprang auf, rannte verzweifelt los und schlug einen Haken, als Brandon das Lenkrad herumriss. Erneut verlor ich das Gleichgewicht und stürzte, sprang aber diesmal sofort wieder auf die Füße und rannte weiter.
»Walt!« schrie ich. »Bach! Hilfe! Er will mich umbringen!«
Brandons Truck beschrieb eine so enge Wende, dass ich einen Moment lang hoffte, er würde sich überschlagen. Natürlich tat er mir den Gefallen nicht. Stattdessen machte er einen regelrechten Satz und schoss so schnell auf mich zu, dass er mich diesmal wirklich fast erwischt hätte: der Kotflügel streifte mein Bein. Ich schrie vor Schmerz und Schrecken auf, wurde zu Boden geschleudert und überschlug mich ein halbes Dutzend Mal.
»Walt!« brüllte ich verzweifelt. »Bach!«
Brandons LKW schleuderte schon wieder herum und pflügte ein neues, weit weniger kunstvolles Muster in das Feld.
Ich sprang hoch, rannte ein paar Meter und blieb wieder stehen. Mein Herz jagte, und ich zitterte am ganzen Leib,

und trotzdem ging plötzlich eine erstaunliche Veränderung mit mir vor: Ich zeigte alle körperlichen Anzeichen beginnender Panik, aber in meinen Gedanken machte sich eine schon fast unnatürliche Ruhe breit. Nicht jene Art von Paralyse, die oft mit der Angst einhergeht und einen hilf- und wehrlos zurücklässt, sondern etwas anderes, Neues, das ich mir selbst niemals zugetraut hätte. Ich begriff die Gefahr, in der ich mich befand, durchaus, aber ich begriff auch zugleich, dass ich nur eine einzige Chance hatte, sie zu überleben - indem ich die Nerven behielt. Brandons Lastwagen war plump, nicht besonders wendig und alles andere als schnell, aber wir befanden uns im wahrsten Sinne des Wortes auf freiem Feld; wenn ich mich auf ein Wettrennen mit ihm einließ, würde er mich jagen wie einen Hasen und über kurz oder lang erwischen.

Brandons Wagen schlingerte schon wieder auf mich los. Ich rannte vor ihm davon, deutete eine Bewegung nach links an und warf mich dann mit aller Kraft in die entgegengesetzte Richtung. Wie ich gehofft hatte, riss Brandon das Steuer nach links und fuhr weit an mir vorbei. Unter den Reifen seines Trucks schössen Erdreich und abgerissene Halme in die Höhe, als er auf die Bremse trat, aber ich war bereits wieder auf den Füßen, noch bevor er den Wagen ganz zum Stehen bringen konnte.

»Bach!« schrie ich. »Walt! Verdammt, wo bleibt ihr?!«

Brandon wendete seinen Laster und gab so heftig Gas, dass die Räder auf der Stelle durchdrehten und der altersschwache Motor aufheulte, als wolle er auseinander fliegen. Diesmal lief ich jedoch nicht vor ihm davon, sondern rannte dem Wagen ganz im Gegenteil entgegen und warf mich im letzten Moment zur Seite. Ich entkam ihm auch diesmal mit

Leichtigkeit, aber ich machte mir nichts vor: Ich würde dieses Spiel nur noch wenige Minuten durchstehen. Meine Kräfte ließen bereits rapide nach.
Endlich tauchte der gemietete Lincoln am südlichen Ende der Straße auf. Der Wagen raste heran, so schnell es nur ging, aber mir kam es quälend langsam vor; Brandon versuchte noch zweimal, mich plattzuwalzen, ehe der Lincoln endlich auf unserer Höhe war und nahezu im rechten Winkel von der Straße abbog.
Der letzte dieser Versuche wäre beinahe von Erfolg gekrönt gewesen. Ich wich dem Truck mit einem waghalsigen Sprung aus, aber ich hatte meine Kräfte wohl überschätzt. Ich fiel, überschlug mich zwei-, dreimal und als ich wieder hochsprang, verspürte ich einen stechenden Schmerz im Knöchel. Ich konnte stehen, aber nur mit Mühe, und an Rennen war nicht zu denken. Als Brandon das nächste Mal heranschoss, rannte ich nicht mehr vor ihm davon, sondern humpelte.
Irgendwie gelang es mir trotzdem, ihm auszuweichen, doch diesmal war es so knapp, dass ich sein Gesicht hinter der verdreckten Windschutzscheibe erkennen konnte, und was ich darin las, das erschreckte mich zutiefst: Leere.
Es war nicht das Gesicht eines Tobsüchtigen, in das ich blickte. Keine Spur von Raserei oder Mordlust. Brandons Züge waren erschlafft, und in seinen Augen schien kein Leben mehr zu sein. In gewissem Sinne kam er mir selbst wie eine Maschine vor.
Ich entging dem heranrasenden Wagen erneut, aber ich hatte das sichere Gefühl, dass es das letzte Mal gewesen war. Der Schmerz in meinem Bein war schlimmer geworden. Ich konnte kaum noch stehen.

Brandons Wagen wendete schon wieder mit durchdrehenden Reifen, aber ich hatte nicht mehr die Kraft, vor ihm davonzulaufen.
Ich musste es auch nicht. Bach musste gesehen haben, wie es um mich stand; entweder das, oder er war auf seine Art genauso verrückt wie Brandon. Der Lincoln schoss heran, schleuderte fast auf der Stelle herum und kam genau zwischen mir und dem heranrasenden Truck zum Stehen. Einen Moment lang sah es so aus, als würde Brandon
einfach weiterfahren und den Wagen rammen, dann aber riss er das Steuer herum und wich dem Hindernis im letzten Moment aus.
Der Lincoln gab Gas, raste in einem engen Bogen herum und setzte sich hinter den Truck. Die beiden hinteren Fenster waren heruntergekurbelt, und Steel und Walt hatten sich herausgebeugt und schossen, was das Zeug hielt. Die meisten Kugeln gingen ins Leere, aber ich sah auch zwei- oder dreimal Funken aus den Kotflügeln des Trucks schlagen; offensichtlich wollten sie Brandon nicht töten, sondern seinen Wagen nur zum Stehen bringen.
Erschöpft ließ ich mich auf die Knie sinken, stützte die Handflächen auf meinen Oberschenkeln auf und musste für Sekunden mit aller Kraft darum kämpfen, nicht vollends nach vorne zu sinken. Jetzt, wo die unmittelbare Gefahr vorüber war, schlug die Angst mit aller Macht zu. Vielleicht war ich doch nicht so tapfer, wie ich mir selbst eingeredet hatte.
Plötzlich ertönte ein gewaltiges Krachen und Bersten. Erschrocken riss ich die Augen auf und sah, wie Brandons Truck in einer gewaltigen Explosion aus Staub, fliegenden Trümmern und Glassplittern auseinanderbarst; offenbar,

nachdem er sich überschlagen hatte. Der Lincoln wich dem Wagen in respektvollem Bogen aus und umkreiste ihn zwei- oder dreimal, wie ein Raubtier, das eine Beute geschlagen hat, aber nicht ganz sicher ist, ob es sich seinem Opfer wirklich gefahrlos nähern kann.
Mit klopfendem Herzen stand ich auf und näherte mich den beiden Wagen, langsam und auf zitternden Knien. Der Lincoln hielt endlich an. Alle vier Türen wurden geöffnet, und Bach und seine drei Begleiter näherten sich dem Truck; vorsichtig und mit gezückten Waffen. Der Staub hatte sich mittlerweile gelegt, und ich konnte erkennen, dass der Kleinlaster wieder auf den Rädern stand. Ein Teil der Ladefläche war weggerissen und das Dach eingedrückt. Die Windschutzscheibe war geborsten und Brandon reglos über dem Steuer zusammengesunken.
Bach näherte sich dem Wagen als erster. Ich sah, wie er die Tür öffnete und blitzschnell einen Schritt zurücktrat. Die Gestalt hinter dem Lenkrad rührte sich nicht. Brandon war bewusstlos oder tot. Seltsamerweise empfand ich nicht einmal Erleichterung. Ich fühlte mich immer noch wie betäubt. Als ich den Wagen erreichte und Steel auf mich zutrat, musste er mich dreimal ansprechen, ehe ich überhaupt reagierte.
»Ist er ...?«
»Tot«, bestätigte Steel. Er sicherte seine Pistole, steckte sie ein und fuhr mit einem Achselzucken fort: »Keine Angst, Kleiner. Der tut dir nichts mehr.«
Ich schluckte die wütende Bemerkung herunter, die mir auf der Zunge lag, und trat dichter an den Wagen heran. Brandon war über dem Steuer zusammengesunken. Er blutete aus einer winzigen Wunde über dem linken Auge, die

vermutlich von einem Splitter der zerborstenen Scheibe stammte. Sein Kopf war auf eine so unmögliche Weise verdreht, dass an der Todesursache kein Zweifel bestand. Auf seinem Gesicht und in den weit geöffneten, gebrochenen Augen lag noch immer dieser schreckliche, leere Ausdruck.

»Das war verdammt knapp, wie?« fragte Bach hinter mir. »Was ist passiert? Was haben Sie getan? Normalerweise reagieren sie nicht so aggressiv.«

»Ich habe nichts getan. Ich habe lediglich ...« Ich stockte, drehte mich auf dem Absatz herum und starrte Bach an. »Was soll das heißen: normalerweise reagieren sie nicht so? Wer - sie?«

Bach überging meine Frage; wie immer, wenn ihm irgendetwas unangenehm war. Stattdessen scheuchte er mich mit einer angedeuteten Handbewegung zur Seite und beugte sich in den Wagen, um Brandons Leiche zu untersuchen.

Wütend trat ich ein paar Schritte zurück und funkelte abwechselnd ihn und Steel an. Bach bemerkte es nicht einmal, aber Steel grinste plötzlich so breit, dass ich beinahe Lust verspürte, ihm die Zähne einzuschlagen.

»Was wird hier gespielt?« fragte ich.

Steels Grinsen wurde noch breiter. »Nichts, worüber du dich aufregen müsstest, Kleiner«, sagte er. »Im Gegenteil. Du hast dich verdammt gut gehalten, für das erste Mal. Du hast deine Feuertaufe bestanden.«

»Das erste Mal?« wiederholte ich. »Soll das heißen, ihr habt gewusst, was passieren wird?«

»Natürlich nicht«, sagte Bach, ohne sich zu mir herumzudrehen. »Wir wollten sehen, wie er reagiert. Aber damit hat niemand gerechnet. Ich bringe meine Leute nicht unnötig in

Gefahr.«
Was mich zu der Frage brachte, wann er es für nötig hielt, seine Leute in Gefahr zu bringen. Aber das sprach ich vorsichtshalber nicht aus.
»Was ist mit dieser Platte, von der Sie gesprochen haben?« fuhr Bach fort.
Ich drehte mich herum und ließ meinen Blick über das Feld schweifen. Von dem symmetrischen Muster war nichts mehr geblieben. Die beiden Wagen hatten das Maisfeld regelrecht umgepflügt. »Es muss ... irgendwo dort hinten liegen«, sagte ich zögernd.
»Dann suchen Sie es«, antwortete Bach. »Um das hier kümmern wir uns.«

Noch in der gleichen Nacht kehrten wir nach Washington zurück. Wir hatten keine Linienmaschine genommen, sondern waren eine Stunde nach Sonnenuntergang in ein Transportflugzeug der Air Force gestiegen, das uns nach Washington brachte. Vom Airport aus fuhren wir in einem geschlossenen Militärlaster direkt zur unterirdischen Zentrale von Majestic, die wir diesmal allerdings nicht durch die Gerätekammer im Bahnhof betraten.
Wir wurden bereits erwartet. Nach der unvermeidlichen Prozedur am Eingang, von der auch Bach nicht ausgenommen wurde, eskortierte uns ein halbes Dutzend Soldaten durch einen weiteren der scheinbar endlosen Korridore, die das unterirdische Labyrinth von Majestic bildeten. Ich versuchte mit den anderen Schritt zu halten, was mir angesichts meines verknacksten Knöchels nicht ganz leicht fiel. Aber ich beschloss, mir nichts anmerken zu lassen; es hätte sowie nichts genutzt.

Auf halbem Wege kam uns ein grauhaariger, älterer Mann in einem zerknitterten Anzug und mit einem fast ebenso zerknitterten Gesichtsausdruck entgegen. Er trug einen nicht mehr ganz sauberen weißen Kittel über dem linken Arm und fuhr Bach ohne weitere Vorrede und in einem Ton an, für den er mich vermutlich auf der Stelle erschossen hätte. »Wissen Sie eigentlich, wie spät es ist?«

»Die korrekte Formulierung wäre: wie früh«, antwortete Bach ungerührt. »Guten Morgen, Doktor Hertzog.«

Hertzog maß ihn mit einem kühlen Blick, bedachte Steel, Walt und mich selbst mit noch weniger Interesse und musterte dann die verchromte Bahre mit Brandons Leichnam, den die Soldaten zwischen uns her schoben. »Wer ist das?«

»Ich muss Sie schon wieder korrigieren, Doc«, sagte Bach. »Die Frage lautet: was. Und um genau das herauszufinden, habe ich Sie zu dieser gotteslästerlichen Zeit aus dem Bett holen lassen.«

Hertzog seufzte auf eine ganz bestimmte, beredte Art, die mir sagte, dass die beiden Männer dieses Gespräch nicht zum ersten Mal führten. Außerdem war er der erste Mensch, den ich bei Majestic traf, der eindeutig keine Angst vor Bach zu haben schien.

»Also gut«, sagte er. »Bringt ihn ins Labor.«

Während wir weitergingen und Hertzog umständlich in seinen schmuddeligen Kittel schlüpfte, wandte ich mich in halblautem Ton an Bach. »Brauchen Sie mich noch, Captain?«

»Ich fürchte, ja«, antwortete Bach. »Warum?«

»Ich habe am Flughafen versucht, meine Freundin anzurufen«, antwortete ich. »Sie ist nicht ans Telefon gegangen.«

»Um vier Uhr morgens?« Bach schüttelte den Kopf. »Seien Sie nicht albern, John. Außerdem habe ich Ihnen gesagt, dass ich mich um die Angelegenheit kümmere. Sie sollten ein wenig mehr Vertrauen zu mir haben.«
Ich wollte antworten, fing aber im letzten Moment einen warnenden Blick aus Steels Augen auf und hielt den Mund. Seit meinem ersten Besuch bei Majestic hatte ich Bach nicht wiedergesehen und infolgedessen auch nicht mehr mit ihm gesprochen, aber ich hatte nach dem heutigen Tag den Eindruck gewonnen, dass er normalerweise nicht in einem so vertrauensvollen Ton mit seinen Untergebenen sprach. Vielleicht war es besser, wenn ich den Bogen nicht überspannte.
Die Soldaten blieben hinter uns zurück, als wir das Labor betraten, aber mir fiel etwas auf, das mir einen kalten Schauer über den Rücken jagte: Als die Tür hinter uns zufiel, hörte ich, wie ein Schlüssel im Schloss herumgedreht wurde. Wir waren gefangen.

»Legt ihn auf den Tisch«, sagte Hertzog. Walt und Steel hoben Brandons Leichnam auf den verchromten Obduktionstisch und begannen unaufgefordert, ihn auszuziehen, während Hertzog an einen Schrank trat und mit lieblosen Bewegungen die verschiedensten Operationsinstrumente in eine verchromte Schale warf. »Na, dann wollen wir mal.« Hertzog trat an den Tisch heran, musterte Brandon mit einem kurzen, aber sehr professionellen Blick und wandte sich dann an Bach.
»Woran ist er gestorben?«
»Ein Unfall«, antwortete Bach. »Er hat sich das Genick gebrochen.«

»Ja, das dachte ich mir«, sagte Hertzog säuerlich. »Es ist ja auch die edelste Pflicht eines Arztes, um vier Uhr nachts aufzustehen, um sich ein bedauernswertes Unfallopfer anzusehen. Ich hoffe, Sie haben noch nicht gefrühstückt.«
Mir blieb ungefähr eine halbe Sekunde, um mich über diesen Satz zu wundern. Dann verstand ich ihn, denn Hertzog setzte die Spitze eines Skalpells an Brandons Schambein an und öffnete seinen Körper mit einem einzigen, sauberen Schnitt.
Was folgte, war eindeutig der unappetitliche Teil. Ich hatte noch niemals zuvor eine Obduktion miterlebt, mir aber natürlich vorgestellt, wie so etwas aussehen mochte.
Allerdings war ich damit meilenweit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben. Hertzog weidete Brandons Körper regelrecht aus, und es war nicht zu übersehen, dass ihm diese Arbeit zumindest ein gewisses Vergnügen bereitete. Immerhin lenkte mich die grausame Vorstellung so ab, dass ich die Schmerzen in meinem Knöchel kaum noch bemerkte. Dafür versuchte mein Magen mindestens ein halbes Dutzend Mal, in meiner Kehle emporzukriechen, und selbst Steel wurde ein bisschen blass um die Nase herum, auch wenn er sich alle Mühe gab, weiterhin unerschütterlich zu grinsen.
»Also, was hätten wir denn da?« fragte Hertzog. »Ein männlicher Leichnam. Weißer, Kaukasischer Typ. Alter ... etwa fünfzig Jahre. Der Körper befindet sich äußerlich in gutem Zustand, wenn ich auch Anzeichen mangelnder Hygiene feststelle.«
Er schüttelte den Kopf. »Keine sichtbaren Operationsnarben. Keine offensichtlichen Anzeichen schwerer Krankheiten. Kein Krebs. Herz, Lungen, Nieren ...« Er griff wieder

nach dem Skalpell, führte zwei rasche Schnitte aus und nahm einen braunroten Fleischlappen aus Brandons Bauchhöhle, bei dessen Anblick mein Magen schon wieder in meiner Speiseröhre emporzukriechen versuchte.
»Die Leber ist ziemlich vergrößert. Ihr Freund scheint gerne einen über den Durst getrunken zu haben. Aber davon abgesehen ... ein ganz normaler Mann.«
»Ganz normale Männer versuchen eigentlich nicht, Wildfremde mit ihren Pick-Ups über den Haufen zu fahren«, sagte Bach.
»Möglich«, antwortete Hertzog. »Aber das scheint mir dann doch eher ein kriminalistisches Problem zu sein, kein medizinisches.«
»Um das herauszufinden, sind wir hier«, sagte Bach. »Öffnen Sie seine Schädeldecke.«
Hertzog blinzelte.
»Vielleicht hatte er einen Gehirnrumor, oder so etwas«, sagte Bach.
»Ganz wie Sie meinen.« Hertzog zuckte eindeutig missbilligend mit den Schultern, nahm aber trotzdem eine kleine, motorbetriebene Knochensäge und brachte mich dazu, meinen Gedanken von gerade zu revidieren: der unangenehme Teil kam erst.
Offenbar erging es nicht nur mir so. Walt würgte, schlug die Hand vor den Mund und stürmte zur Tür. Er musste zwei-, dreimal mit der flachen Hand dagegenschlagen, ehe sie von außen geöffnet wurde; und auch dann erst, nachdem Bach mit erhobener Stimme sein Okay gegeben hatte.
Steel grinste schadenfroh, vor allem, als auch ich mich herumdrehte und einen Schritt in Richtung Tür machte. »Macht dein Magen nicht mit?« fragte er.

»Lassen Sie ihn, Lieutenant«, sagte Bach streng. »Sie können draußen warten, John. Ich rufe Sie, wenn ich Sie brauche.«
Ich nickte dankbar. Hinter mir heulte Hertzogs Knochensäge schriller auf, und plötzlich hatte auch ich es eilig, den Raum zu verlassen. Normalerweise bin ich nicht besonders empfindlich, aber ich war der Meinung, dass ich mir für einen Tag hinlänglich genug selbst bewiesen hatte, wie tapfer ich doch war.
Walt stand auf der anderen Seite des Ganges und versuchte mit zitternden Fingern, sich eine Zigarette anzuzünden. Er war sehr blass.
»Alles in Ordnung?« fragte ich.
»Sicher.« Walt nahm die zweite Hand zu Hilfe, um das Feuerzeug ruhig zu halten, und sog gierig an seiner Zigarette. »Mir geht es großartig. Warum?«
Das Kreischen der Knochensäge drang selbst durch die geschlossene Labortür. Ich sparte mir eine Antwort, und schluckte ein paarmal, um die bittere Galle loszuwerden, die sich unter meiner Zunge angesammelt hatte.
»Kommt so etwas öfter vor?« fragte ich.
»Obduktionen?«
»So etwas wie gestern Abend«, antwortete ich.
Walt schüttelte den Kopf, sog nervös an seiner Zigarette und nickte praktisch gleichzeitig. »Nicht so«, sagte er. »Wir haben ein paar ... getroffen. Aber sie haben nie versucht, jemanden umzubringen.«
»Sie?«
Walt sah hoch, blickte einen Moment lang mich und einen etwas längeren Moment die Tür zum Labor an und sagte dann halblaut: »Frag ihn.«

Da war ein Ton von Verbitterung in seiner Stimme, der mir nicht gefiel. Dass Bach Geheimnisse vor seinen Leuten hatte, überraschte mich nicht. Selbst in einer Organisation, die sich mit weitaus weniger brisanten Themen beschäftigte, wäre das ganz normal gewesen. Aber ich fragte mich, ob Bach vielleicht den schmalen Grat zwischen Geheimnissen und kränkendem Misstrauen kannte.

»Was wolltest du vorhin von ihm?« fragte Walt plötzlich.

»Vorhin?«

»Auf dem Weg hierher.« Walt machte eine Kopfbewegung den Gang hinunter. »Ihr habt geflüstert. Worüber?«

Ich fand, dass ihn das im Grunde nichts anging. Aber Walt war mir irgendwie sympathisch. Obwohl sich die beiden Männer nicht im geringsten ähnelten, erinnerte er mich an Mark. »Ich wollte Kim anrufen, aber der große Meister erlaubt es nicht.«

»Mach dir keine Sorgen. Man kann eine Menge über Bach sagen, aber er kümmert sich um seine Leute. Manchmal sogar ein bisschen zu sehr.«

Diese letzte Bemerkung irritierte mich, aber Walt wandte sich mit einer demonstrativen Bewegung um und sog heftig an seiner Zigarette, so dass ich keine entsprechende Frage mehr stellte. Stattdessen drehte ich mich ebenfalls herum und ging ins Labor zurück.

Das Kreischen der Knochensäge hatte aufgehört, aber ich war trotzdem nicht lange genug draußen geblieben, um das Schlimmste zu verpassen. Hertzog hatte einen sauberen Schnitt rings um Brandons Kopf ausgeführt und war gerade dabei, seine Schädeldecke abzuheben wie das obere Drittel einer geöffneten Kokosnuss. Die Gehirnmasse, die darunter zum Vorschein kam, war voller Blut, aber das schien Hert-

zog nicht zu irritieren; wahrscheinlich war es nur eine Folge des Eingriffes, den er selbst ausgeführt hatte.
»Na, dann wollen wir mal sehen, was wir da haben«, sagte Hertzog in - meiner Meinung nach - völlig unangemessen fröhlichem Tonfall. »Das sieht ja eigentlich ganz normal ...«
Er blinzelte, beugte sich weiter vor und begann mit einem Skalpell in Brandons Gehirn herumzustochern. »Was ist denn das?« murmelte er. »Es - mein Gott!«
Hertzog prallte so überrascht zurück, dass auch Bach einen hastigen Schritt zur Seite tat, um nicht unliebsame Bekanntschaft mit seinem Skalpell zu machen. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie Steels rechte Hand unter die Jacke glitt.
»Was ist los?« fragte Bach alarmiert.
»Es ... es bewegt sich«, stammelte Hertzog. Sein Gesicht hatte alle Farbe verloren. »Sein Gehirn. Etwas darin ... bewegt sich!«
»Vielleicht nur ein ... ein Nervenzucken oder so etwas«, sagte Steel nervös. »So etwas soll es doch geben. Wie bei einem Huhn, das ohne Kopf weiterläuft.«
Bach würdigte ihn nicht einmal eines Blickes. Er drückte mit einer übertrieben ausholenden Bewegung Hertzogs Hand herunter, die immer noch nervös mit dem Skalpell herumfummelte, und wies mit dem anderen Arm auf Brandon.
»Doktor, ist dieser Mann nun tot oder nicht?« fragte er.
Wäre die Situation nicht so grausam gewesen, hätte ich schallend gelacht. Brandon war aufgeschlitzt wie eine Weihnachtsgans, die fürs Stopfen vorbereitet ist. Die Hälfte seiner Organe lag in verschiedenen Schalen und Behältnissen auf dem Tisch, und seine Schädeldecke lag neben

seinem Gesicht. Der Mann war so tot, wie es nur ging.
Trotzdem sah Hertzog Bach nur eine Sekunde lang nervös an, dann nahm er sein Stethoskop, horchte Brandons geöffnete Brust ab und leuchtete ihm anschließend mit einer winzigen Taschenlampe in die Pupillen.
»Keine Lebenszeichen«, sagte er. Dann schüttelte er den Kopf. »Trotzdem ... die Leichenstarre hätte längst eintreten müssen. Und der Körper scheint mir ... zu warm.«
»Sein Gehirn, Doktor«, erinnerte Bach.
Hertzog nickte nervös, legte die Taschenlampe mit einer übertrieben pedantischen Bewegung auf den Tisch zurück und ging dann mit langsamen Schritten an Bach und mir vorbei, um sich wieder Brandons geöffnetem Schädel zuzuwenden. Es war offensichtlich, dass er um jeden Preis Zeit gewinnen wollte, und seien es nur ein paar Sekunden.
»Geben Sie mir das Endoskop, Mister ...«
»Loengard«, antwortete ich. »John.«
Hertzog nickte. »John. Der schwarze Schlauch, dort auf dem Schrank.«
Ich reichte ihm das Instrument, ein knapp zwei Fuß langes, kleinfingerdickes Kabel mit einer winzigen, aber sehr starken Lichtquelle an einem Ende und einer Art Okular am anderen. Hertzog schaltete die Lampe ein, presste das linke Auge gegen das Okular und kniff das andere zu, während er den Schlauch vorsichtig in Brandons Schädel hineinschob. Mein Magen begann schon wieder zu revoltieren, aber ich war viel zu aufgeregt, um darauf zu achten. Hertzog wirkte hypernervös, und auch Steel trat unbewusst immer wieder von einem Fuß auf den anderen, aber Bachs Reaktion stimmte mich sehr nachdenklich. Auch er war sehr angespannt, aber zugleich hatte ich auch den Eindruck, dass er

nicht besonders überrascht war. Ganz im Gegenteil, schien er ... auf etwas zu warten.
»Nichts«, murmelte Hertzog. »Wahrscheinlich habe ich mich getäuscht. Nur ein geplatztes Blutgefäß, oder ...«
Der Schlauch zuckte. Hertzog schrie auf, ließ das Gerät fallen und prallte mit einem entsetzten Laut zurück, aber das Endoskop fiel nicht zu Boden, sondern zuckte wild weiter hin und her wie eine schwarze, peitschende Schlange. Erst nach endlosen Sekunden hörte die Bewegung auf.
»O mein Gott!« wimmerte Steel. »Was ...«
»Halten Sie den Mund, Steel«, sagte Bach. »Also gut. Ab sofort gilt Alarmstufe eins. Der gesamte Sektor wird abgeriegelt. Gehen Sie hinaus und schaffen Sie die Leute aus dem Korridor, und dann gehen Sie in die Kältekammer und bringen Specimen A3 hierher. Und jetzt schließen Sie die Tür, Lieutenant - von außen!«
Steel hatte es plötzlich sehr eilig, das Labor zu verlassen. Ich hätte eine Menge darum gegeben, mit ihm gehen zu können, aber ich musste Bach nicht einmal ansehen, um die Antwort auf diese Frage zu kennen. Ich hörte, wie die Tür wieder abgeschlossen wurde, dann erklangen draußen auf dem Gang trappelnde, sehr hastige Schritte. Noch nicht einmal eine Minute später drang das dünne Winseln einer Alarmsirene durch die Tür.
»Was bedeutet das?« fragte Hertzog nervös.
Bachs Stimme blieb so unbewegt und kühl, wie sie es die ganze Zeit über gewesen war. »Eine reine Vorsichtsmaßnahme, Doktor.« Er deutete auf Branden. »Bitte.«
Hertzog schluckte. Er glaubte Bach die Geschichte von der reinen Vorsichtsmaßnahme so wenig wie ich, aber noch viel mehr Angst schien ihm das zu machen, was er in Bran-

dons Schädel entdeckt hatte.
»Ich bin doch nicht verrückt!« keuchte er. »Da ist irgendetwas in ihm drin, und ...«
»... und ich möchte, dass Sie es herausholen, Doktor«, unterbrach ihn Bach. »Unbeschädigt.«
Einen Moment lang starrte Hertzog Bach fast trotzig an, sichtbar hin und her gerissen zwischen der Angst vor dem Etwas in Branden und der Furcht vor Bach. Dann drehte er sich mit fest zusammengepressten Lippen herum, trat an einen Schrank und nahm ein verchromtes Instrument heraus, das wie eine zu groß geratene Barbecue-Zange aussah. Bach gab mir einen Wink mit den Augen, ein paar Schritte zurückzutreten, und griff unter die Jacke. Ich selbst war nicht bewaffnet, aber zum ersten Mal wünschte ich mir, ich hätte eine Waffe - auch wenn es weit und breit nichts zu geben schien, auf das sich zu schießen lohnte.
Hertzog griff mit der Zange in Brandons Schädel. Im ersten Moment geschah nichts, bis auf eine Anzahl schmatzender, widerwärtiger Laute, die zum Großteil wahrscheinlich nur in meiner Einbildung existierten - und plötzlich schoss Brandons rechte Hand blitzartig nach oben und schloss sich um Hertzogs Kehle!
Hertzog keuchte, ließ seine Zange fallen und griff mit beiden Händen nach Brandons Fingern. Er zerrte mit aller Kraft, aber die tödliche Umklammerung lockerte sich nicht.
»John!«
Bach hatte seine Waffe gezogen, feuerte jedoch nicht, sondern war mit einem Satz neben Hertzog und griff ebenfalls mit beiden Händen zu, um den mörderischen Griff zu lokkern, und sein Schrei riss auch mich aus meiner Erstarrung. Obwohl ich vor Entsetzen am liebsten laut aufgeschrien

hätte, war ich mit einem Satz am Tisch, griff nach Brandons Handgelenk und zerrte ebenfalls daran. Gleichzeitig blockierte ich mit dem Knie Brandons anderen Arm, der ebenfalls zu zucken begonnen hatte.
Selbst zu dritt gelang es uns kaum, den Griff des Toten zu sprengen. Bach musste Brandons Finger brechen, ehe sie sich von Hertzogs Kehle lösten. Hertzog taumelte würgend zurück, fiel auf die Knie und rang qualvoll hustend um Atem. Brandons Finger hatten tiefe, dunkelrote Abdrücke auf seiner Kehle hinterlassen.
Mir blieb jedoch keine Zeit, ihm irgendwie zu helfen. Brandons Leichnam bewegte sich noch immer. Bach und ich pressten seine Arme mit aller Gewalt gegen den Tisch, aber ich wusste nicht, wie lange wir ihn noch halten konnten. Der auf so furchtbare Weise wieder zum Leben erwachte Körper entwickelte unvorstellbare Kräfte.
»Hertzog!« brüllte Bach. »Holen Sie es raus!«
Der Arzt rang immer noch verzweifelt nach Atem und war mehr bewusstlos als wach, und trotzdem schien er die Gefahr instinktiv zu begreifen. Taumelnd stemmte er sich in die Höhe, griff nach der Zange und packte ein zweites Mal zu. Brandons Bewegungen steigerten sich zu purer Raserei - und hörten dann wie abgeschaltet auf, als Hertzog die Zange mit einem Ruck zurückzog.
Etwas zappelte darin. Ich konnte nicht genau erkennen, was es war; ein faustgroßes, rotbraunes Ding, das nur aus peitschenden Tentakeln und langen, beweglichen Fühlern zu bestehen schien, aber es wehrte sich mit erstaunlicher Kraft.
»Verletzen Sie es nicht!« schrie Bach. Mit einem Satz war er neben Hertzog und half ihm, die immer heftiger zuckende Zange zu halten. Auch ich wollte hinzuspringen, aber

Bach schüttelte hastig den Kopf und rief:
»Holen Sie ein Gefäß, John! Irgendetwas mit einem Deckel!«
Ich sah mich wild um, musterte und verwarf binnen einer einzigen Sekunde drei oder vier verschiedene Behältnisse und nahm schließlich einen dickwandigen Glasbehälter mit einem schweren Schraubdeckel zur Hand. Hastig öffnete ich ihn, trug ihn zu Bach und Hertzog hin und hielt instinktiv die Luft an, als Hertzog das Ding in seiner Zange hineinfallen ließ. Blitzartig legte ich den Deckel auf und schraubte ihn zu. Ich hätte es kaum geschafft. Das Ding sprang mit einem so wütenden Satz gegen den Deckel, dass er mir fast aus der Hand geschlagen worden wäre. Das Glas knirschte bedrohlich, hielt dem Wüten des Monsters jedoch stand.
Hastig stellte ich das Glas ab und schob es ein Stück weit von mir weg. Das Ding in seinem Inneren tobte und wütete immer heftiger, und ich glaubte, so etwas wie ein dünnes, sehr hohes Pfeifen zu hören.
Ich konnte das Ding jetzt deutlicher erkennen. Sein Körper war nicht größer als eine Babyfaust, aber die Unzahl von Tentakeln, Fühlern und peitschenden Fäden ließ es weit größer erscheinen. Ich konnte keinerlei Sinnesorgane oder Körperöffnungen erkennen, aber eines spürte ich sofort: Diese Kreatur verströmte den gleichen Odem von Fremdartigkeit und Gefahr, der auch den Leichnam des Alien in Bachs Kühlkammer umgab.
»Was ... ist ... das?« krächzte Hertzog. Er hatte Mühe, zu sprechen. Seine Atemzüge wurden von einem pfeifenden Laut begleitet, und ich fragte mich, woher er überhaupt noch die Kraft nahm, auf den Beinen zu stehen.

Bevor Bach antworten konnte, stellte das Ungeheuer seine Attacken gegen den Deckel ein - und warf sich mit aller Kraft gegen das Glas.
Ein helles Splittern erklang. Ein gezackter Riss erschien in dem fast daumendicken Glas, und ein Schauer winziger Splitter schlitterte über den verchromten Tisch.
»Der Kühlschrank!« Bach hetzte mit zwei, drei gewaltigen Schritten um den Tisch herum, riss die Kühlschranktür auf und fegte den Inhalt eines der Fächer achtlos zu Boden, und im gleichen Moment warf sich das Ungeheuer ein zweites Mal von innen gegen das Glas. Der Riss wurde länger, und diesmal flog ein fast daumengroßes Stück aus dem Glas. Einen dritten Angriff würde der Behälter nicht mehr aushalten.
»John!« schrie Bach.
Ich war wie gelähmt. Ich wollte Bachs Befehl ausführen, aber ich konnte es nicht. Schon die bloße Vorstellung, dass dieses Ding mich berühren könnte, war mehr, als ich ertrug.
Es war Hertzog, der zuerst seine Überraschung überwand. Er taumelte zum Tisch, packte das halb zerbrochene Glas mit beiden Händen und raste damit zum Kühlschrank. Bach warf die Tür zu, und praktisch in der gleichen Sekunde erscholl aus dem Kühlschrank ein lautstarkes Splittern und Bersten, dann prallte etwas mit einem dumpfen Knall gegen die Innenseite der Tür. Bach wich instinktiv einen halben Schritt zurück, und auch ich wäre nicht einmal mehr erstaunt gewesen, hätte das außerirdische Monster den Schrank aufgesprengt.
Natürlich geschah das nicht. Ein zweiter, noch heftigerer Schlag traf die Tür, dann begann ein lang anhaltendes Splitern und Klirren; wahrscheinlich randalierte die winzige

Bestie im Inneren des Kühlschrankes und zertrümmerte dabei alles, was ihr in den Weg kam.
»Es ... es kann doch nicht heraus, oder?« fragte Hertzog nervös. »Ich meine, es ... ist nicht so stark, dass es die Tür aufbekommt?«
Bach zögerte einen Sekundenbruchteil zu lange, um sein Kopfschütteln noch wirklich überzeugend wirken zu lassen. »Nein«, sagte er. »Es hört gleich auf. Die Kälte wird es betäuben, keine Sorge.«
Das war im Grunde keine wirkliche Antwort auf Hertzogs Frage, aber der Arzt stellte sie nicht noch einmal, sondern wankte zum Tisch zurück und ließ sich dagegensinken. Dass er Brandons Leichnam dabei fast herunterwarf, bemerkte er nicht einmal. Stöhnend schloss er die Augen, presste die Hände gegen seinen misshandelten Kehlkopf und wankte leicht hin und her.
»Alles in Ordnung mit Ihnen, Doktor?« fragte Bach. Die Sorge in seiner Stimme klang echt. Aber er trat nicht zu Hertzog hin, um ihm zu helfen, sondern behielt weiter den Kühlschrank im Auge. Der Lärm darin hatte nicht aufgehört.
»Nein«, antwortete Hertzog mühsam. »Nichts ist in Ordnung, Sie ...«
»Soll ich einen Arzt rufen?« fragte Bach gelassen.
Hertzog ächzte. »Ich bin der Arzt hier.«
Bach lächelte flüchtig und wandte den Kopf, aber er sah nicht Hertzog an, sondern mich. »John?«
»Ich bin okay«, antwortete ich. Es war eine Lüge. Ich war ganz und gar nicht okay. Nichts war okay, weder ich, noch Bach oder Hertzog, oder gar das Ding dort im Kühlschrank. Und Bach sah mir das natürlich an.

»Sie lügen, John«, sagte er. »Tun Sie das nicht. Ich mag es nicht, wenn man mich anlügt.«
Ich sagte einige Sekunden lang gar nichts, aber dann deutete ich auf den Kühlschrank und fragte: »Dieses ... Ding dort drinnen, Captain.«
»Der Ganglion?«
»Nennt man sie so?«
»Ich nenne sie so«, antwortete Bach. Er zuckte die Achseln. »Ich habe mir die Freiheit genommen, unseren Feinden einen Namen zu geben. Ich fand die Bezeichnung passend.«
»Und besonders originell dazu«, sagte Hertzog.
Bach ignorierte ihn. »Es ist leichter, einen Feind zu bekämpfen, wenn er einen Namen hat«, fuhr er fort.
»Das heißt, es ist nicht das erste Mal, dass Sie so ein ... Ding sehen«, stellte Hertzog fest. Er hatte die Augen wieder geöffnet und massierte mit den Fingerspitzen seinen Kehlkopf. Spätestens Morgen würde er einen gewaltigen Bluterguss haben, dachte ich. Es grenzte an ein Wunder, dass er überhaupt noch lebte.
»Es ist das erste Mal, dass wir eines lebend erwischen«, antwortete Bach.
Die Tür wurde geöffnet, und Walt, Steel und der dritte Majestic-Agent, der mit uns in Ohio gewesen war, traten ein. Steel trug einen rechteckigen Aluminiumkoffer in beiden Händen, der sehr schwer zu sein schien. Ächzend lud er ihn auf dem Tisch ab, trat einen Schritt zurück und öffnete ihn dann, als Bach ihm einen entsprechenden Wink gab. Weißer Dampf entwich zischend aus dem Deckel, und ich spürte eine Welle intensiver Kälte, obwohl ich mindestens drei oder vier Schritte entfernt stand.
»Nehmen Sie es heraus, Lieutenant«, sagte Bach.

Steel nickte nervös, sah sich einen Moment suchend um und nahm ein Paar schwarzer Gummihandschuhe von einem Regal, das er sorgsam überstreifte. Bach runzelte die Stirn, sagte aber nichts. Steel beugte sich über den Koffer, griff hinein und zog einen Glasbehälter heraus, der in Grösse und Form dem ähnelte, in den wir den Ganglion gesperrt hatten, aber wesentlich dickwandiger war. Hastig stellte er ihn auf den Tisch, trat zurück und riss sich die Handschuhe herunter. Er sagte nichts, aber sein Gesicht zuckte. Normale Gummihandschuhe waren offensichtlich kein hinlänglicher Schutz gegen die enorme Kälte, die das Glas ausstrahlte.

Niemand von uns sprach ein Wort, während wir darauf warteten, dass sich die dünne Reifschicht auflöste und das Glas durchsichtig wurde. Es dauerte lange; mehrere Minuten. Aber ich wusste schon lange vorher, was wir sehen würden. Ich konnte es spüren. Trotzdem begann mein Herz schneller zu schlagen, als ich den toten Ganglion sah, der in einer gelblichen Konservierungsflüssigkeit im Inneren des Glases schwamm.

Das Geschöpf war wesentlich größer als das, das wir in den Kühlschrank gesperrt hatten, und sah auch nicht ganz genauso aus. Auf eine schwer in Worte zu fassende Art wirkte es noch fremdartiger.

»Woher haben Sie das?« fragte Hertzog.

»Roswell«, antwortete Bach. »Es stammt aus einem der toten Grauen, die wir in dem Wrack gefunden haben.«

»Das ist fünfzehn Jahre her!« sagte Hertzog. »Warum hat mir niemand etwas davon gesagt? Wieso wusste ich nichts davon?«

»Weil Sie es nicht zu wissen brauchten«, antwortete Bach.

»Fantastisch!« sagte Hertzog wütend. »Ihre Geheimniskrä-

merei hätte mich fast umgebracht!«
»Sie leben ja noch, oder?« erwiderte Bach ruhig. »Außerdem wusste ich nicht, was passieren würde. Ich hatte keine Ahnung, dass sie ...« Er warf einen kurzen Blick auf Brandons Leichnam. »... Tote aufwecken können.«
Steel und Walt tauschten einen erstaunten Blick, aber Bach machte wie üblich keinerlei Anstalten, seine Worte zu erklären. »Wir wissen so wenig über sie«, murmelte er kopfschüttelnd. »Und sie wahrscheinlich so viel über uns ...«
»Roswell ...«, murmelte ich. Bach sah mich fragend an, und ich fuhr nach einer Sekunde fort: »Sie ... Sie haben dieses Ding in einem Alien gefunden?«
Bach nickte. Ich las in seinen Augen, dass er wusste, worauf ich hinauswollte. Er selbst stellte sich die gleiche Frage vermutlich schon die ganze Zeit. Vielleicht war es das, was ihm solche Angst machte.
»Und jetzt haben wir eines in einem Menschen gefunden«, fuhr ich fort. »Wie ... wie ist das möglich?«
»Das ist nicht die Frage, John«, sagte Bach leise. »Die Frage ist: Wie viele sind noch da draußen?«
Niemand antwortete. Bach sprach nicht weiter, aber ich konnte das, was er nicht mehr aussprach, deutlich in seinen Augen lesen: Wie viele sind mitten unter uns?

Ich musste keine Müdigkeit heucheln, als ich die Treppe zu unserem Apartment hinaufhumpelte und in meiner Manteltasche nach dem Schlüssel grub. Ich fand ihn nicht auf Anhieb, und nachdem ich ihn endlich herausgezogen hatte, hatte ich Mühe das Schloss zu öffnen. Draußen wurde es allmählich hell; wir hatten noch mehr als zwei Stunden zusammengesessen und diskutiert - natürlich ohne zu irgend-

einem Ergebnis zu kommen - und ich war mittlerweile seit fast dreißig Stunden ununterbrochen auf den Beinen. Ich wollte nur noch schlafen. Trotzdem hatte ich einen Umweg von einer guten halben Stunde gemacht, ehe ich nach Hause gegangen war. Ich wollte Kim nicht begegnen. Nicht jetzt. Bach hatte mir noch einmal die Geschichte eingeschärft, die er ihr erzählt hatte - sie war simpel und gerade deshalb überzeugend -, aber ich war nicht sicher, ob ich überzeugend war. Nicht in dem Zustand, in dem ich mich befand. Übermüdung und Nervosität sind nicht unbedingt hilfreich dabei, den Menschen zu belügen, der einem auf der ganzen Welt am meisten bedeutet. Ich war nicht einmal sicher, dass es mir am Abend gelingen würde, wenn Kim zurückkam.

Ich warf die Tür hinter mir zu, schälte mich aus dem Mantel - und blieb überrascht stehen. Die Wohnung war nicht dunkel. Das Radio lief. In der Küche brannte Licht, und Kimberley saß am Tisch, rauchte eine Zigarette und hielt eine Tasse Kaffee in der linken Hand. Sie musste mich gehört haben; schließlich hatte ich mir keine Mühe gegeben, sonderlich leise zu sein. Trotzdem sah sie nicht einmal hoch, als ich die Küche betrat.

»Guten Morgen, Schatz«, sagte ich.

Sie hob nun doch den Blick, lächelte mir müde und nicht sonderlich überzeugend zu und nippte an ihrem Kaffee. Mir fiel auf, dass sie sich ziemlich herausgeputzt hatte: Sie trug ihr bestes Kostüm, war offensichtlich beim Frisör gewesen und hatte sich sorgfältig geschminkt. Was nicht dazu passte, war der übervolle Aschenbecher auf dem Tisch vor ihr, die schlechte Luft im Raum und ihr müder Gesichtsausdruck. Vielleicht war ich nicht der einzige, der in der vergangenen Nacht nicht besonders viel Schlaf bekommen

hatte.
»Was ist los?« fragte ich geradeheraus.
Kimberley nahm einen Zug aus ihrer Zigarette, inhalierte tief und starrte auf einen Punkt irgendwo hinter mir. »Ich dachte, das könntest du mir sagen.«
»Ich?« Ich versuchte zu lachen, aber das Geräusch, das ich zu Stande brachte, hörte sich wohl mehr nach dem Gegenteil an. »Es tut mir leid, dass ich nicht angerufen habe. Aber ich musste ganz überraschend weg - hast du meine Nachricht nicht bekommen?«
»Welche?« fragte Kimberley.
»Die, dass Pratt dich auf eine wichtige Mission geschickt hat, oder die, dass dein Onkel gestorben ist. Nebenbei: herzliches Beileid.«
»Du hast ...«
»Mark hat aus dem Büro angerufen«, fiel mir Kimberley ins Wort. »Um mir sein Beileid auszudrücken.«
»Was hast du ihm gesagt?« entfuhr es mir. Meine Stimme klang erschrockener, als mir recht war.
»Keine Angst«, sagte Kimberley kühl. »Ich habe mitgespielt. Er hat nichts gemerkt. Ich nehme an, das war in deinem Sinne?«
»Bitte, Kim«, sagte ich. »Ich kann dir alles erklären, aber ...«
»... nicht jetzt?« unterbrach sie mich. »Brauchst du noch ein bisschen Zeit, um dir eine überzeugende Geschichte auszudenken?«
»Ich muss mir nichts ausdenken«, antwortete ich. »Ich war in Pratts Auftrag unterwegs. Aber niemand im Büro darf etwas davon wissen. Deshalb die Geschichte von meinem Onkel. Es war Pratts Idee.«

»Wieso?«
Ich versuchte es noch einmal, und diesmal brachte ich tatsächlich ein fast überzeugendes Lächeln zu Stande; oder zumindest so etwas wie ein Grinsen. »Es geht um eine Frau«, sagte ich. »Genauer gesagt, um ein Mädchen. Ich kann nicht darüber sprechen.«
»Ein Mädchen?« Kimberleys Misstrauen war nicht besänftigt, aber ich glaubte doch auch eine Spur von Neugier in ihrem Blick zu erkennen.
»Sie ist minderjährig«, sagte ich. »Nicht viel. Es geht nur um ein paar Monate, aber du weißt, wie die Presse ist. Pratt wäre erledigt, wenn die Sache herauskäme. Also hat er mich gebeten, nach Ohio zu fliegen und die Angelegenheit für ihn zu regeln.«
»Wieso ausgerechnet dich?«
»Vielleicht hat er einen Narren an mir gefressen«, sagte ich scherzhaft. »Aber vielleicht bin ich auch einfach nur unwichtig genug, um kein Interesse zu wecken.«
»Und was hast du getan? Ihr die Füße in Beton eingegossen und sie in einen Fluss geworfen?«
»Das alte Wundermittel«, antwortete ich. »Geld.«
»Und dafür hast du dich hergegeben?«
»Ich hatte keine große Wahl«, sagte ich achselzuckend. »Außerdem könnte ein kleiner Gefallen dann und wann meiner Karriere ganz nützlich sein.«
»War es diese Art von Karriere, die dir damals vorgeschwebt hat, als wir nach Washington gekommen sind?« Kimberley schüttelte traurig den Kopf und drückte ihre Zigarette aus. »Ich möchte nicht, dass du solche Dinge tust, John. Weder für Pratt noch für sonst wen.«
»Ich hatte keine Wahl«, beteuerte ich. »Vielleicht war es

ein Fehler, aber Pratt ist niemand, der ein Nein als Antwort akzeptiert. Bitte, lass uns heute Abend darüber reden, Schatz. Ich bin todmüde. Hast du die ganze Nacht auf mich gewartet?«

»Ja.« Sie leerte ihren Kaffee, griff nach der Zigarettenschachtel und legte sie nach einem Blick auf den überquellenden Aschenbecher wieder weg, ohne sich bedient zu haben. »Ich nehme an, du gehst heute nicht ins Büro?«

»Erst am Montag wieder«, antwortete ich. »Ein kleiner Extrabonus von Pratt.« In Wahrheit stammte dieser Bonus von Bach. Es wäre nicht besonders glaubhaft gewesen, wenn ich behauptet hätte, die Beisetzung meines Onkels an einem einzigen Tag abgewickelt zu haben.

»Dann geh und leg dich schlafen.« Kimberley stand auf. »Ich muss jetzt los.«

»Du kommst meinetwegen zu spät ins Büro.«

»Nein«, antwortete Kim. »Ich habe einen Vorstellungstermin.«

»Du ... bewirbst dich um einen neuen Job?« fragte ich überrascht.

Kim ging langsam zur Tür und griff im Vorbeigehen nach ihrer Handtasche. Sie drehte sich nicht zu mir herum, als sie antwortete: »Es ist ein bisschen komplizierter. Ich erzähle dir alles, wenn ich zurück bin.«

Ich hatte selbst nicht damit gerechnet, aber ich schlief nicht nur praktisch auf der Stelle ein, kaum dass Kimberley die Wohnung verlassen hatte, ich schlief auch wie das sprichwörtliche Murmeltier und erwachte erst spät am Nachmittag wieder, ausgeruht und ohne die leiseste Erinnerung an einen Alptraum. Ich hatte fest damit gerechnet, ja, ich spürte sogar für einen kurzen Moment so etwas wie eine absur-

de Enttäuschung: Immerhin hatte ich in der zurückliegenden Nacht den Beweis für eine so ungeheuerliche Bedrohung erhalten, dass ich ihre wahre Größe bisher vielleicht noch gar nicht begriffen hatte.
Meinem Unterbewusstsein schien das herzlich egal zu sein. Ich hatte nicht nur geschlafen wie ein Baby, ich fühlte mich ausgeglichen und entspannt; fast schon heiter.
Möglicherweise war es ja nur Hysterie. Immerhin erfährt man nicht jeden Tag, dass die Welt, auf der man lebt, seit Jahren aus dem Weltall heraus beobachtet wird; und dass diese Beobachter allem Anschein nach alles andere als freundlich sind ...
Ich hörte ein Geräusch, setzte mich überrascht auf und sah mich um. Ich hatte die Vorhänge nicht zugezogen, aber es war trotzdem dunkel im Zimmer. Ich musste den ganzen Tag verschlafen haben. Kein Wunder, dass ich mich so frisch und ausgeruht fühlte wie schon lange nicht mehr. Vielleicht hatte ich sogar noch länger geschlafen, als mir klar war, denn offensichtlich war Kimberley bereits zurück. Unter der Tür drang ein blassgelber Lichtschimmer hindurch, und ich roch das Aroma von frisch aufgebrühtem Kaffee. Vielleicht war es sogar dieser Geruch gewesen, der mich aufgeweckt hatte.
Ich stand auf, und ohne mehr als nur noch ein leichtes Ziehen im verknacksten Knöchel zu spüren, ging ich zur Tür. Als ich sie öffnete, hörte ich Kimberley irgendwo in der Küche hantieren. Das Licht flackerte. Der blassgelbe Schein kam daher, dass das Wohnzimmer nur von zwei Kerzen erhellt wurde, die auf einem festlich gedeckten Tisch standen; direkt neben unseren beiden einzigen Sektgläsern und einer Flasche, deren Etikett ich bei der blassen

Beleuchtung zwar nicht erkennen konnte, von der ich aber irgendwie sicher war, dass sie Champagner enthielt.
Verblüfft musterte ich das Arrangement einen Moment, dann setzte ich meinen Weg fort und ging in die Küche. Kimberley stand am Herd und drehte mir den Rücken zu. Sie war so sehr in ihre Arbeit vertieft, dass sie mich gar nicht bemerkte, obwohl ich mir keine besondere Mühe gegeben hatte, besonders leise zu sein, und ich beließ es noch für einen Moment dabei. Kimberley trug eine Schürze und dicke Topflappenhandschuhe, aber auch ihre besten Schuhe, Nylonstrümpfe und ein Kleid, das ich noch nie an ihr gesehen hatte.
»Warum hast du mich nicht geweckt?« fragte ich.
Kimberley fuhr erschrocken zusammen und hätte um ein Haar den Topf fallen gelassen, den sie in den Händen hielt. Hastig setzte sie ihn auf die Herdplatte zurück, drehte sich zu mir herum und sah mich mit einem Ausdruck komisch übertriebenen Entsetzens an.
»Mein Gott, John!« stöhnte sie. »Willst du mich umbringen?«
»Das kommt darauf an«, antwortete ich. »Hast du vielleicht noch die eine oder andere Versicherungspolice, von der ich nichts weiß?« Ich trat einen Schritt in die Küche hinein und blieb wieder stehen. »Haben wir einen Grund zum Feiern?«
»Möglicherweise«, antwortete Kimberley geheimnisvoll. »Aber jetzt verschwinde. Männer haben in der Küche nichts zu suchen. Das Essen ist gleich fertig.«
Ich war viel zu verwirrt, um zu widersprechen, und bevor ich meine Überraschung weit genug überwunden hatte, klingelte das Telefon.

»Gehst du bitte mal ran, Schatz?« bat Kimberley. »Wenn es Marybeth ist, dann sag ihr, dass ich in einer halben Stunde zurückrufe.«
Ich wandte mich ganz automatisch um und ging zum Telefon. Ich hatte kein gutes Gefühl dabei. Noch während ich nach dem Hörer griff, hatte ich das Gefühl, dass ich es besser nicht tun sollte.
Vielleicht hätte ich besser darauf gehört. Die Stimme, die aus dem Hörer drang, gehörte weder Marybeth noch einer von Kimberleys anderen Freundinnen, sondern Mark Simonson.
»John?« Mark klang ehrlich überrascht; aber nicht unbedingt auf angenehme Weise. »Aber ich dachte, du bist in ...« Er stockte, schwieg geschlagene fünf Sekunden und fuhr dann in verändertem Tonfall fort: »Schade. Ich hatte wirklich gehofft, dass ich mich irre.«
»Irren? Womit?«
»Du musst völlig verrückt geworden sein«, sagte Mark. »John, was ist in dich gefahren? Pratt läuft allmählich Amok! Ich hätte dich für klüger gehalten. Du bist nicht mehr auf der High School, wo du nach Belieben blaumachen kannst!«
»Würdest du mir verraten, wovon du überhaupt sprichst?« fragte ich.
»Wovon ich spreche?« Mark schrie fast. »Davon, dass ich jetzt mit dir rede, obwohl du doch eigentlich tausend Meilen weit weg sein solltest, um deinen Onkel zu beerdigen!«
»Es ging schneller, als ich dachte«, antwortete ich. Das war vielleicht nicht besonders klug, aber auch das einzige, was mir im Augenblick überhaupt einfiel. Meine Gedanken rasten. Ich stand kurz davor, in Panik auszubrechen. Ver-

dammt, Bach hatte versprochen, die Sache in Ordnung zu bringen!
»Dein Onkel ist nicht gestorben«, sagte Mark. »Du hast gar keinen Onkel in Ohio.«
Ich warf einen raschen Blick in Richtung Küche, ehe ich antwortete. Kimberley war immer noch damit beschäftigt, das Abendessen vorzubereiten. »Wie kommst du darauf?«
»Pratt ist darauf gekommen«, antwortete Mark. »Frag mich bitte nicht, warum, aber er hat deine Geschichte überprüft. Es hat ihn keine fünf Minuten gekostet, um herauszufinden, dass es diesen Onkel in Ohio gar nicht gibt.«
»Pratt?« murmelte ich verblüfft. Natürlich war es für einen Mann wie Pratt kein Problem, meine Geschichte zu überprüfen - aber warum um alles in der Welt sollte er das tun?
»Pratt«, bestätigte Mark. »Ich möchte nicht in deiner Haut stecken. Pratt spuckt Gift und Galle. Er mag es gar nicht, wenn man ihn belügt. Also wo, zum Teufel, warst du?«
»Das kann ich dir nicht sagen«, antwortete ich.
»Das solltest du aber«, sagte Mark. »Weißt du, John, ich mag dich. Deshalb rufe ich dich auch an, um dich zu warnen. Du solltest eine verdammt gute Ausrede haben, wenn du am Montag wieder ins Capitol kommst. Andernfalls kannst du dir gleich einen neuen Job suchen.«
»Jetzt übertreibst du«, sagte ich.
Ich konnte Marks Kopfschütteln regelrecht hören.
»Kaum. Ich konnte Pratt gerade noch davon abhalten, höchstpersönlich zu dir nach Hause zu kommen. Also denk dir besser bis Montag eine gute Ausrede aus.«
»Das werde ich«, antwortete ich. »Und ... vielen Dank für die Warnung, Mark.«
Simonson hängte ein, aber ich legte den Hörer nicht auf die

Gabel zurück, sondern drückte sie nur kurz herunter, warf noch einmal einen sichernden Blick zur Küchentür hin und wählte dann die Telefonnummer, die Bach mir für Notfälle gegeben hatte. Er hatte mir eingeschärft, sie wirklich nur in Notfällen zu benutzen, aber ich fand, dass diese Voraussetzung im Moment durchaus gegeben war.

Bach meldete sich nach dem fünften oder sechsten Klingeln. Seine Stimme klang müde, aber nicht verschlafen. »Ja?«

»Loengard hier«, antwortete ich mit gesenkter Stimme.

»John. Was ist passiert?«

»Pratt ist passiert«, antwortete ich, wobei ich mir Mühe gab, redlich empört zu klingen, aber trotzdem nicht so laut zu werden, dass Kimberley mich in der Küche hören konnte. »Er hat herausgefunden, dass ich nicht auf der Beerdigung meines Onkels war.«

»Wie konnte das passieren?« fragte Bach. Er klang kein bisschen erschrocken oder alarmiert, sondern einfach nur sachlich; eben ganz wie der Bach, den ich kannte.

»Das frage ich Sie«, antwortete ich. »Sie hatten versprochen, sich darum zu kümmern.«

»Das werde ich«, sagte Bach. »Machen Sie sich keine Sorgen.«

»Sie haben gut reden!« antwortete ich aufgebracht. »Sie müssen nicht ...«

Bach unterbrach mich. »Ich sagte, ich werde mich darum kümmern, John. Und ich schätze es gar nicht, wenn meine Worte in Zweifel gezogen werden. Sie bleiben Zuhause, wie wir es besprochen haben, und gehen am Montagmorgen ganz normal ins Büro. Um alles andere werde ich mich kümmern. Und jetzt machen Sie sich einen schönen Abend

mit Ihrer Freundin. Ich hoffe, sie findet Gefallen an unserem kleinen Geschenk. Und rufen Sie nicht mehr an, wenn es nicht wirklich nötig ist.«
»Ihrem Geschenk?«
Bach antwortete nicht. Er hatte bereits wieder aufgelegt. Einige Sekunden lang starrte ich den Telefonhörer in meiner Hand noch mit einer Mischung aus Zorn und Frustration an, ehe auch ich ihn wieder auf die Gabel legte.
Kimberley kam aus der Küche. Sie balancierte einen Teller mit köstlich duftendem Braten vor sich her, schüttelte aber den Kopf, als ich danach greifen wollte, um ihn ihr abzunehmen.
»Setz dich hin und genieße es einfach, nach Strich und Faden bedient zu werden«, sagte sie. »Es ist vielleicht für eine ganze Weile das letzte Mal. Wer war das gerade am Telefon? Marybeth?«
»Pratt«, antwortete ich kopfschüttelnd. »Er wollte nur wissen, ob alles klargegangen ist. Was soll das heißen: Es ist vielleicht für lange Zeit das letzte Mal?«
Kimberley lachte, lud ihr Tablett auf dem Tisch ab und verschwand schon wieder in der Küche, um den Rest des Abendessens zu holen. Wahrscheinlich ließ sie mich ganz bewusst zappeln. Unter normalen Umständen hätte ich dieses Spiel liebend gerne mitgespielt, aber heute war ich nervös, und so gereizt, dass ich an mich halten musste, um sie nicht anzufahren.
Ich starrte das Telefon an, fuhr mir nervös mit dem Handrücken übers Kinn und zwang mich mit aller Kraft, wenigstens äußerlich ruhig zu bleiben. Was um alles in der Welt hatte Bach mit Geschenk gemeint?
»Also?« fragte ich, als Kimberley zurückkam und ihr Ta-

blett mit aufreizend ruhigen Bewegungen auf dem Tisch ablud.
»Mach die Flasche auf«, sagte Kimberley lächelnd.
Ich schluckte die scharfe Antwort herunter, die mir auf der Zunge lag, und griff stattdessen nach der Flasche. Es war tatsächlich Champagner, und kein billiger, wie ein Blick auf das Etikett bewies.
»Verkraftet unser Haushaltsetat eine solche Ausgabe?« fragte ich.
»Keine Ahnung«, antwortete Kimberley. »Er wird es wohl müssen. Schließlich müssen wir in Zukunft wenigstens halbwegs standesgemäß leben.«
»Standesgemäß?«
»Wir haben einen Grund zum Feiern.« Kim griff nach dem Glas, das ich eingeschenkt hatte. »Du erinnerst dich an gestern Morgen?«
»Dein Vorstellungsgespräch?«
»Ich habe einen neuen Job.« Sie nickte. »Sie dürfen mir gratulieren, Mister Loengard. Seit heute Morgen sind wir sozusagen Kollegen.«
»Mach es nicht so spannend«, sagte ich. »Was ist los?«
Kim wirkte ein bisschen enttäuscht, und ich spürte einen leisen Anflug von schlechtem Gewissen. Vermutlich hatte sie diese Szene genau geplant, sich jedes Wort zurechtgelegt, das sie mir sagen wollte, und nun verdarb ich ihr den Spaß.
»Entschuldige«, sagte ich. »Also - was ist deine große Überraschung? Und wieso bekomme ich in Zukunft nichts mehr zu essen?«
»Von nichts mehr war nicht die Rede«, antwortete Kimberley lächelnd. »Aber vielleicht nicht mehr so oft. Und mög-

licherweise nicht immer pünktlich. Ich werde in Zukunft viel zu tun haben. Ich habe einen neuen Job!« Sie sah mich erwartungsvoll an, aber ich hatte ein wenig Angst, schon wieder das Falsche zu sagen und schwieg, und so fuhr Kim nach einer Sekunde fort: »Einen äußerst gut bezahlten Job.«
Ich tat ihr den Gefallen. »Und welchen?« fragte ich.
Kimberley zuckte mit den Schultern. »Oh, nichts Besonderes«, sagte sie in beiläufigem Ton. »Ein bisschen Telefonieren, Aktenablage, ein paar Briefe schreiben ... das übliche eben.«
»Beim YMCA?« fragte ich scherzhaft.
»Nein«, antwortete Kimberley. »Im Büro der First Lady.«
Ich starrte sie an. »Wie?«
Kim antwortete eine ganze Weile gar nicht, sondern sah mich nur lächelnd an und weidete sich dabei sichtlich an meinem fassungslosen Gesichtsausdruck. »Du hast richtig verstanden«, sagte sie schließlich. »Ich arbeite ab Montag im Vorzimmer von Jackie Kennedy.«
Ich war immer noch vollkommen fassungslos - allerdings nicht unbedingt aus den Gründen, die Kimberley vermuten mochte. Plötzlich verspürte ich ein eisiges Frösteln, und für eine Sekunde glaubte ich wieder Bachs Stimme zu hören, so deutlich, als stünde er hinter mir und wiederhole seine Worte von gerade noch einmal. Ich hoffe, Sie finden Gefallen an unserem kleinen Geschenk.
»Was ist los?« fragte Kimberley blinzelnd. »Du siehst aus, als hättest du ein Gespenst gesehen. Und ich dachte, du freust dich.«
»Aber das tue ich«, sagte ich hastig. »Ich ... ich war nur so überrascht, das ist alles. Wie ... wie bist du denn ...?«
»Das Wohltätigkeitsessen, vorgestern Abend«, antwortete

Kimberley aufgeregt. »Du erinnerst dich? Ich habe dir doch erzählt, dass wir hohen Besuch erwarten.«
»Jackie?«
»Die First Lady«, verbesserte mich Kimberley betont. »Mit ihrem ganzen Stab. Sie waren wirklich begeistert von dem Fest - und vor allem von meinem Zwiebelkuchen.«
»Und da hat sie dich vom Fleck weg als Köchin engagiert«, vermutete ich.
Kimberley lachte. »Wir kamen ins Gespräch. Sie ist eine wirklich nette Frau, weißt du? Wir haben über dies oder das gesprochen. Über das College, über dich - da wusste ich noch nicht, dass du neuerdings als Aushilfs-Mafioso für Pratt arbeitest - über mich und meine Arbeit ...«
Sie fuhr fort, so hastig auf mich einzureden, dass die Worte nur so aus ihr heraussprudelten. Wahrscheinlich hatte sie den ganzen Tag über Höllenqualen ausgestanden, mir ihre große Neuigkeit nicht mitteilen zu können. Trotzdem hatte ich Mühe, ihren Worten zu folgen. Ich hoffe, Sie finden Gefallen an unserem Geschenk ...
»Hörst du mir eigentlich zu?« fragte Kimberley plötzlich. Ich schrak ein wenig zusammen. Tatsächlich war ich zwei oder drei Sekunden so abgelenkt gewesen, dass ich nicht mehr gehört hatte, was sie sagte. »Natürlich«, sagte ich hastig. »Entschuldige bitte. Ich war nur so überrascht.«
»Na, und ich erst«, sagte Kimberley aufgeregt. »Ich habe es im ersten Moment gar nicht geglaubt, als der Anruf kam.«
»Welcher Anruf?«
»Aus ihrem Büro«, antwortete Kim. »Ein unglaublicher Zufall. Eine ihrer Sekretärinnen hat ganz plötzlich gekündigt, stell dir vor! Von einem Moment auf den anderen. Und da hat sie sich wohl an unser Gespräch erinnert und mich ein-

fach fragen lassen, ob ich an dem Job interessiert wäre.«
»Du hast natürlich abgelehnt«, sagte ich.
»Natürlich«, antwortete Kimberley ernst. »Aber sie hat so gebettelt, dass mir fast das Herz gebrochen wäre. Ich konnte es einfach nicht mehr ertragen.«
»Jackie Kennedy vor dir auf den Knien ...«
»... und in Tränen aufgelöst«, fügte sie nickend hinzu. »Es ist mir zwar schwer gefallen, aber schließlich habe ich nachgegeben.«
Sie beherrschte sich noch eine knappe Sekunde, aber dann prustete sie vor Lachen heraus, und auch ich sprang auf, lachte, so laut ich konnte, und schloss sie in die Arme. Ich freute mich so sehr für sie, dass es mir kaum möglich war, das Gefühl in Worte zu fassen.
Und trotzdem. In meinen Gedanken blieb etwas wie ein schlechter Nachgeschmack zurück. Ich hoffe, Sie finden Gefallen an unserem kleinen Geschenk. Plötzlich hatte ich wieder Angst vor Bach. Wozu um alles in der Welt war dieser Mann noch fähig?
Und plötzlich hatte ich das Gefühl, einen Pakt mit dem Teufel geschlossen zu haben.
Damals wusste ich noch nicht, wie Recht ich mit diesem Gedanken hatte.
Aber es sollte nicht mehr lange dauern, bis ich es begriff.

Als ich am Montagmorgen - wie gewohnt pünktlich zehn Minuten vor Dienstbeginn - ins Büro kam, erlebte ich eine Überraschung: Mein Schreibtisch war nicht mehr da. Das hieß: Natürlich war er noch da; er stand, zerschrammt und unansehnlich wie eh und je an seinem Platz. Aber es war nicht mehr mein Schreibtisch. Jemand hatte ihn vollkom-

men leer geräumt. Sämtliche Schubladen standen auf, und auch das kleine Messingschildchen mit meinem Namen, das ich auf eigene Kosten angeschafft hatte und auf das ich so stolz gewesen war, war verschwunden.
Der Anblick traf mich wie ein Schlag ins Gesicht. Ich hatte gehofft, dass Bach Wort hielt und mich gegen Pratt in Schutz nahm; ich hatte mir sogar mit einigem Erfolg eingeredet, davon überzeugt zu sein, dass mir nichts passieren konnte - aber tief in mir war ich keineswegs überzeugt davon gewesen. Ich hätte nicht überrascht sein dürfen. Ich wäre es nicht einmal gewesen, hätte ich auf meinem Schreibtisch eine Notiz gefunden, dass ich mich unverzüglich bei Pratt zu melden hätte, oder möglicherweise auch gleich einen Briefumschlag mit meiner Kündigung. Ja, selbst Pratts Anblick, der mit vor der Brust verschränkten Armen an meinem Schreibtisch lehnte und bereits voller Ungeduld darauf wartete, mich vor versammelter Mannschaft in den Boden zu stampfen, hätte mich nicht so getroffen wie dieser leere Schreibtisch. Der Anblick hatte etwas Endgültiges, und was noch schlimmer war, er machte mir klar, wie bedeutungslos ich war. Pratt hatte es nicht nötig, mich zu sich zu zitieren. Er hatte Tatsachen geschaffen.
»John?«
Ich erkannte Marks Stimme, aber irgendwie hatte ich nicht die Kraft, mich zu ihm herumzudrehen, sondern starrte weiter den leer geräumten Schreibtisch an. »Was ... ist passiert?« fragte ich mühsam.
»Das fragst du mich?« Mark trat mit zwei schnellen Schritten an mir vorbei und sah abwechselnd mich und die leer geräumte Tischplatte an. »Verdammt, John, was um alles in der Welt hast du getan?«

Ich konnte immer noch nicht antworten. Ich verstand nicht einmal wirklich, was er meinte. »Ich nehme an, Pratt will mich sprechen«, sagte ich lahm.
Mark nickte. »Darauf kannst du Gift nehmen«, sagte er. »Verdammt, John, wo bist du gewesen? Was um alles in der Welt hast du angestellt? Pratt schäumt seit drei Tagen vor Wut! Ich habe ihn noch nie so außer sich erlebt. Wo bist du gewesen?«
»Darüber kann ich nicht reden«, antwortete ich lahm.
»Das wirst du aber müssen«, erwiderte Mark. In seinen Augen stand ein Ausdruck ehrlich empfundener Sorge. Wäre die Situation auch nur eine Winzigkeit anders gewesen, hätte ich sicher Dankbarkeit empfunden. Aber alles, was ich spürte, war Verwirrung.
»Weißt du, wohin sie meine persönlichen Sachen gebracht haben?« fragte ich.
»Da, wo auch alles andere ist.«
»In einem Pappkarton im Keller? Oder hat Pratt gleich alles verbrannt?«
»Das würde er wahrscheinlich liebend gerne tun«, sagte Mark. Er wirkte ein bisschen verwirrt, und er sah mich auf eine fragende Art an, die ich nicht verstand. »Ich soll ihm Bescheid sagen, sobald du da bist. Komm.«
Er wedelte aufgeregt mit beiden Händen, ihm zu folgen, und ich gehorchte ganz automatisch. Wie in Trance folgte ich ihm, wobei ich mich vergeblich bemühte, die neugierigen, aber auch mitleidigen Blicke zu ignorieren, die mir meine Kollegen zuwarfen. Falsch: nicht meine Kollegen. Meine Ex-Kollegen.
Mark führte mich auf den Gang hinaus, wandte sich aber nicht nach links, in die Richtung, in der Pratts Büro lag,

sondern in die entgegengesetzte Richtung. »Wohin gehen wir?« fragte ich. »Ist das Erschießungskommando unten im Hof angetreten?«
Mark schien mit meinem Galgenhumor nicht allzu viel anfangen zu können, denn er antwortete gar nicht, sondern ging im Gegenteil ein wenig schneller. Vor einer geschlossenen Milchglastür am Ende des Korridors blieben wir stehen.
»Was sollen wir hier?« fragte ich.
Mark antwortete immer noch nicht, aber er deutete auf die Tür, und als ich seiner Geste folgte, hatte ich die Antwort.
Nicht, dass ich sie verstanden hätte.
Auf der Tür stand mein Name. Groß, deutlich lesbar und in tiefschwarzen, frisch aufgemalten Buchstaben: John Loengard.
»Ich hole jetzt Pratt«, sagte Mark. »Ich bin in zwei Minuten zurück. Und bis dahin solltest du dir ein paar gute Antworten einfallen lassen.«
Er ging, aber ich bemerkte es kaum. Ich starrte noch immer die Glasscheibe mit meinem Namen an.
Es dauerte fast eine Minute, ehe ich auch nur die Kraft fand, die Tür zu öffnen und hindurchzutreten.
Dahinter lag ein kleines, einfach eingerichtetes Büro, das nur einen einzigen Schreibtisch enthielt. Auf der lederbezogenen Platte stand ein großer Pappkarton mit meinem persönlichen Besitz, und daneben das kleine Messingschildchen, das vergangene Woche noch auf einem anderen Schreibtisch gestanden hatte.
Langsam, als würde mich jeder Schritt gewaltige Anstrengung kosten, trat ich an den Schreibtisch heran, stellte meine Aktentasche darauf ab und sah mich um. Das Büro hatte ein

eigenes Fenster, das auf den Garten des Capitols hinausführte.
Mein Büro.
Ich hatte davon geträumt, ein solches Büro zu haben. Vielleicht in fünf, sechs Jahren, realistisch gesehen in zehn. Eines konnte man Bach nicht nachsagen: dass er nicht großzügig gewesen wäre.
»Gefällt es Ihnen?«
Ich drehte mich zu Pratt herum, ohne zu antworten. Er war unter der Tür stehen geblieben und sah mich kalt an. Ich erblickte Mark hinter ihm, der nicht mit hereingekommen war, aber die Ohren gespitzt hatte. Pratt folgte meinem Blick, trat einen Schritt weiter in den Raum hinein und schloss die Tür. »Eigentlich bin ich ja nur gekommen, um Ihnen mein Beileid auszudrücken, John. Aber das wäre unpassend - schließlich ist niemand gestorben, wie wir beide wissen. Und schon gar nicht Ihr Onkel, John ... ich darf doch noch John sagen? Oder legen Sie Wert auf Mister Loengard?«
»Sir?« fragte ich.
Pratt lächelte dünn. »Sir? Sie beschämen mich, John.«
»Sir, vielleicht lassen Sie mich ...«
»Erklären?« unterbrach mich Pratt. Kopfschüttelnd kam er näher, fuhr mit den Fingerspitzen über die Kante meines Schreibtisches und schüttelte erneut den Kopf. »O nein, John, Sie müssen mir nichts erklären. Die Dinge haben sich geändert. Vor zwei Tagen wollte ich Sie noch feuern - ich nehme an, dass Ihr Freund Simonson Ihnen das bereits erzählt hat?«
»Nicht so direkt«, antwortete ich.
»Sie nehmen es mir doch nicht übel, oder?« fragte Pratt.

»Ich meine: Wie konnte ich wissen, wer Sie wirklich sind?«
»Sir?« fragte ich erneut. Ich war vollkommen verwirrt. Ich verstand nicht einmal ansatzweise, wovon Pratt überhaupt sprach. Wäre der Aufwand nicht ein wenig zu groß gewesen, dann hätte ich geargwöhnt, dass all das hier nur sorgsam von Pratt inszeniert worden war, um mich zu demütigen. Aber der Namenszug an der Glastür sprach ebenso deutlich dagegen wie die verhaltene Wut, die in Pratts Augen loderte.
Pratt griff in seine Jacke und zog ein zusammengefaltetes Blatt Papier heraus, das er mir wortlos reichte. Hastig faltete ich es auseinander und überflog seinen Inhalt.
Es war die Fotokopie eines Einweisungsbescheides. Pratts Namen war mit Schreibmaschine darauf eingetragen.
»Was ... ist das?« fragte ich verständnislos.
»Lesen Sie«, sagte Pratt. Seine Stimme bebte jetzt leicht. Ich spürte, wie schwer es ihm fiel, sich noch zu beherrschen. Und als ich das Dokument ein zweites Mal und aufmerksamer las, konnte ich ihn durchaus verstehen. Aus dem Papier ging eindeutig hervor, dass Charles Pratt wegen eines nervösen Nervenzusammenbruches in eine psychiatrische Heilanstalt eingewiesen und nach sechs Monaten unter Vorbehalt entlassen worden war.
»Das ist ...«
»Eine Fälschung«, unterbrach mich Pratt. »Aber es ist auch echt. Verstehen Sie?«
»Nein«, sagte ich ehrlich.
»Ich war niemals in dieser Klinik«, sagte Pratt. »Weder in dieser noch in irgendeiner anderen. Trotzdem ist dieses Dokument echt. Die Klinik hat eine komplette Akte über mich. Eine fünfjährige Krankengeschichte, ärztliche Be-

funde, Briefe meiner Familie und Freunde ...« Er zuckte mit den Schultern. »Ich habe es überprüft. Vom Chefarzt hin bis zu den Pflegern und einem Dutzend Patienten können sich alle an mich erinnern. Es hätte überhaupt keinen Sinn, zu leugnen. Meinen Glückwunsch, John.«
»Ich verstehe das nicht, Sir«, sagte ich.
»Drehen Sie das Blatt herum«, sagte Pratt.
Ich tat, was er verlangte. Auf der Rückseite der Fotokopie standen mit Schreibmaschine geschrieben drei Worte:
Loengard ist unberührbar
»Man hat mich wissen lassen, dass dieses Dokument an die Öffentlichkeit gelangen könnte, wenn ich Ihnen zu nahe trete, John«, sagte Pratt. »Sie können sich vorstellen, wie sich das in meinem nächsten Wahlkampf machen würde.«
»Damit habe ich nichts zu tun!« sagte ich.
»Womit?« Pratts Augen wurden schmal. »Mit einer gemeinen Erpressung? Sprechen Sie das Wort ruhig aus, John.«
»Ich wusste nichts davon!«
Pratt verzog die Lippen. »Oh, natürlich nicht«, sagte er. »Sie machen sich doch nicht selbst die Finger schmutzig, wie? Ich nehme an, für so etwas haben Sie Ihre Freunde.«
»Sir, ich ...«
Pratt unterbrach mich mit einer wütenden Handbewegung. »Wer steckt dahinter, John? Was hat das alles zu bedeuten? Wer sind Ihre Freunde, und wer, zum Teufel, sind Sie?«
Ich antwortete nicht sofort, sondern sah ihn einen Moment lang schweigend an und reichte ihm die Kopie zurück. Pratt riss mir das Blatt aus der Hand, knüllte es zu einem Ball zusammen und rammte es regelrecht in seine Jackentasche. »Ich warte.«

»Ich ... kann Ihnen diese Frage nicht beantworten, Sir«, sagte ich. Wie auch? Ich wusste die Antwort ja selbst nicht. »Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, dass ich meinem Land diene.«
»Indem Sie mich wie einen dummen Jungen vorführen?« Pratt schnaubte. Dann wurde sein Blick hart. »Ich weiß nicht, wer Ihre so genannten Freunde sind, John. Sie mögen mächtig sein, aber fühlen Sie sich nur nicht zu sicher. Es gibt Kräfte dort draußen, die noch viel mächtiger sind.«
Ich antwortete nicht, obwohl ich deutlich spürte, dass Pratt auf eine Antwort wartete. Einige Sekunden lang starrten wir uns nur an. Irgendwie gelang es mir, seinem Blick standzuhalten, aber es kostete mich alle Kraft, die ich aufbringen konnte. Ich fühlte mich miserabel. Niemand in diesem Büro hatte sich nicht gewünscht, Pratt eines Tages vor seinen Schreibtisch zitieren und genüsslich heruntermachen zu können, und ich machte da keine Ausnahme. Aber nicht so. Ich empfand keinen Triumph, nicht einmal Schadenfreude. Ich fühlte fast so etwas wie ... Scham. Bachs Geschenke waren vielleicht großzügig, aber sie waren nicht von der Art, an der man lange Freude hat.
»Die Sache ist noch nicht vorbei, John«, sagte Pratt schließlich. »Glauben Sie das ja nicht.«
Damit ging er.
Ich blieb hinter dem Schreibtisch stehen und starrte ihm nach, auch, als er die Tür schon längst hinter sich geschlossen hatte. Das ungute Gefühl, das mich während des Gespräches mit Pratt beschlichen hatte, blieb; wie ein schlechter Geschmack, den man einfach nicht von der Zunge bekam, ganz egal, was man auch tat. Es war nicht Pratts Drohung. Pratt wäre nicht Pratt gewesen, wenn er einfach

kopflos das Feld geräumt hätte; aber ich fürchtete ihn nicht. Nicht mehr.
Langsam setzte ich mich, streckte die Hand nach dem Messingschildchen mit meinem Namen aus und zog den Arm wieder zurück, ohne die Bewegung zu Ende zu führen. Und plötzlich hatte ich Angst. Ich wusste jetzt, was dieses Büro war. Ich hatte es für eine Belohnung gehalten, aber das stimmte nicht. Es war eine Botschaft. An Pratt, an mich, und an alle anderen, die sie verstehen konnten. Sie lautete: Majestic fürchtet niemanden. Weder einen Kongressabgeordneten aus Idaho, noch seine Regeln. Wir machen die Regeln.

Ich sah Bach drei Tage später wieder. Diesmal erreichte mich seine Einladung auf weitaus weniger verschwörerische Weise als vor meiner Abreise nach Idaho, und wir trafen uns auch nicht am anderen Ende des Landes, sondern nur ein paar hundert Schritte vom Capitol entfernt, allerdings zwanzig oder dreißig Meter unter der Erde: Steel hatte mich angerufen und mir mitgeteilt, dass mich Bach in seinem Büro bei Majestic erwartete.
»Setzten Sie sich, John«, sagte Bach, als ich den winzigen, fast spartanisch eingerichteten Raum betrat. Er sah nicht hoch, sondern blätterte in einer Akte voller eingeschriebener Blätter und Hochglanzfotos. Während ich mich setzte, zündete er sich eine Zigarette an und schob mir die Pakkung über den Tisch hinweg zu. »Auch eine?«
»Danke.« Ich schüttelte den Kopf. Das Büro hatte zwar eine Klimaanlage, die aber nicht eingeschaltet war. Ich hatte schon Mühe, zu atmen, auch ohne zu rauchen.
»Eine vernünftige Einstellung. Rauchen ist wirklich unge-

sund. Eine schreckliche Angewohnheit.« Bach hob endlich den Blick von seinen Papieren, nahm einen tiefen Zug aus seiner Zigarette und sah mich zwei oder drei Sekunden lang durchdringend an.
»Wie geht es Ihnen, John?«
»Gut«, antwortete ich. Worauf wollte er hinaus?
»Pratt macht keine Schwierigkeiten?«
»Er ist nicht begeistert, aber ich schätze, er hat die Botschaft verstanden«, antwortete ich. »Sie war ja auch deutlich genug.«
Bach zog erneut an seiner Zigarette. Ich hätte das nicht sagen sollen, das wusste ich. Schließlich sagte er: »Ihre Freundin ist zufrieden mit ihrer neuen Tätigkeit?«
»Ich denke schon«, antwortete ich. »Allerdings sehe ich sie kaum noch. Sie hat eine Menge zu tun.«
»Nun, es gibt ein paar Unterschiede zwischen der Arbeit beim YMCA und der im Vorzimmer der First Lady«, sagte Bach. »Sie wird sich schon daran gewöhnen. Und wahrscheinlich hat sie eine Menge interessanter Dinge zu erzählen, wenn sie abends nach Hause kommt.«
Ich starrte ihn an. »Sir?«
»Sie haben mich schon verstanden, John«, sagte Bach. »Und vergessen Sie den Sir. Jeder hier nennt mich Captain.«
»Ich bin nicht sicher, ob ich Sie verstanden habe, Captain«, antwortete ich betont. »Sie möchten, dass ich für Sie spioniere?«
»Nein«, antwortete Bach. Er klang nicht verärgert. »Ganz im Gegenteil. Ich möchte nicht, dass Sie auch nur eine einzige Frage stellen, John. Halten Sie einfach nur die Ohren offen. Und von Zeit zu Zeit werden wir uns unterhalten,

und ich erfahre so den neusten Klatsch und Tratsch aus dem Weißen Haus. Das ist doch nicht zu viel verlangt, oder?«
»Zu viel verlangt? Wofür?«
Bach seufzte. »Sehen Sie, John, das ist einer der Gründe, aus denen ich Sie mag. Sie sind immer für ein offenes Wort, nicht? Also gut, dann reden wir Klartext. Niemand bekommt bei Majestic etwas geschenkt. Sie ebenso wenig wie ich. Ich verlange nichts Unmögliches von Ihnen. Nicht einmal viel. Sie werden mir berichten, was Kimberley erzählt, und dafür halte ich Ihnen Pratt vom Hals. So einfach ist das.«
»Ich weiß nicht, ob mir das gefällt«, sagte ich.
»Das muss es auch nicht«, erwiderte Bach ungerührt. »Tun Sie es einfach.«
Er drückte seine Zigarette aus, schnippte sofort eine neue aus der Packung und schob sie dann wieder zurück, ohne sie anzuzünden. »Wir arbeiten noch nicht sehr lange zusammen, John«, sagte er. »Aber trotzdem kenne ich Sie schon gut genug. Sie sind anders als die meisten, die für mich arbeiten. Sie glauben an das, was Sie tun. Das ist einer der Gründe, aus denen ich Sie mag. Der andere ist, dass Sie ein Gewissen haben.«
»Worauf wollen Sie hinaus, Captain?« fragte ich.
»Wie gesagt, immer offen und direkt aufs Ziel zu.« Bach schüttelte den Kopf und zündete sich jetzt doch eine Zigarette an. »Aber gut. Im Klartext: Es gibt eine Menge Dinge, die ich an Ihnen schätze. Für mich arbeiten viele Menschen, ganz unterschiedliche Typen - aber nur wenige von ihnen sind wie Sie. Ich brauche gute Leute. Wenn Sie erst einmal verstehen, worum es bei unserer Arbeit wirklich geht, dann werden Sie auch begreifen, wie dringend ich Sie brauche.«

»Ich dachte, das wüsste ich bereits.«
»Sie wissen gar nichts, John«, sagte Bach ruhig. »Sie haben einen Kieselstein gesehen, aber was in Wahrheit da ist, ist ein Berg. Nicht einmal ich weiß, wie groß er wirklich ist. Ich kann Ihre Bedenken verstehen. Sie glauben, dass der Preis für das, was ich Ihnen geschenkt habe, vielleicht zu hoch ist. Und wissen Sie was? Er ist es.«
»Sir?«
»Captain«, verbesserte mich Bach automatisch. »Wir alle müssen Dinge tun, die wir nicht wollen, John. Sie, ich ... alle hier. Es geht nicht darum, was wir wollen, John. Es geht darum, was wir tun müssen. Und es steht nicht zur Debatte, ob es Ihnen oder mir gefällt. Dazu steht zu viel auf dem Spiel.«
»Das weiß ich, Captain«, sagte ich. »Aber ich kann Kim nicht bitten, den Präsidenten auszuspionieren!«
»Weil Sie ein Patriot sind?« Bach lachte. »Kim und Sie werden heiraten, nehme ich an?«
»Irgendwann sicher«, antwortete ich verwirrt, »aber was ...«
»Und Sie möchten Kinder haben?«
»Wir haben noch nicht konkret darüber gesprochen, aber ... sicher. In ein paar Jahren.«
Bach zog an seiner Zigarette, klappte den Aktendeckel vor sich auf und zog drei Schwarzweißfotografien einer fliegenden Untertasse heraus. »Was würden Sie tun, um Ihre Kinder zu beschützen, John? Würden Sie um ihre Leben kämpfen? Würden Sie lügen? Ihre Freunde verraten - vielleicht töten? Antworten Sie ehrlich, John. Wenn das Leben Ihrer eigenen Kinder bedroht wäre, würden Sie dann nicht alles tun, um sie zu beschützen? Und ich meine wirklich

alles?«
»Vermutlich schon«, antwortete ich, »aber ...«
»Und warum gestehen Sie mir nicht dasselbe Recht zu, wenn es um das Leben der gesamten Menschheit geht?« unterbrach mich Bach. »Denn darüber reden wir. Um nichts weniger. Diese ... Kreaturen sind nicht hier, um uns einen Freundschaftsbesuch abzustatten, John, das ist es, was Sie endlich begreifen müssen. Sie töten Menschen. Sie entführen Männer, Frauen und Kinder und tun ihnen unaussprechliche Dinge an. Sie sind irgendwo dort oben, John. Sie beobachten uns, wie Ameisen in einem Terrarium, und sie warten auf ihre Chance.«
»Das wissen wir nicht genau, oder?« fragte ich.
»Nein«, gestand Bach. »Aber solange ich keinen Beweis für das Gegenteil habe, gehe ich davon aus, dass es so ist. Dass wir um unsere nackte Existenz kämpfen, John. Ich kann keine Rücksicht auf Ihre Gefühle als Patriot nehmen, oder auf Ihr Gewissen; ebenso wenig wie auf meines. Dafür steht zu viel auf dem Spiel.«
»Sie meinen: Der Zweck heiligt die Mittel? Immer und unter allen Umständen?«
»In diesem Falle, ja«, antwortete Bach ernst. »Ich habe Dinge tun müssen, die mir nicht gefallen. Sie werden vielleicht Dinge tun müssen, die Ihnen nicht gefallen. Vielleicht werde ich Dinge von Ihnen verlangen, für die Sie mich hassen werden. Vielleicht Dinge, für die Sie sich selbst hassen. Aber es muss sein. Wir haben keine Wahl. Sie nicht, ich nicht ... niemand.«
»Und Sie würden Ihr Land verraten?«
»Um es zu retten?« Bach nickte. »Sicher.«
»Ich werde ... darüber nachdenken«, sagte ich.

»Dazu ist es zu spät, John«, sagte Bach.
»Weil Sie mir keine Wahl lassen?«
»Weil Ihnen die Umstände keine Wahl lassen«, verbesserte mich Bach. »Ich verstehe Ihre Gefühle, John. Ich war einmal in der gleichen Situation wie Sie. Irgendwie ... bin ich es noch. Glauben Sie nicht, dass es mir Freude bereitet, Majestic zu leiten. Die meisten Menschen denken, dass es ein erhebendes Gefühl ist, Macht zu haben, aber ich kann Ihnen versichern, dass es nicht stimmt. Es ist eine Last. Eine unerträgliche Last, John. Ich weiß nicht, wie lange ich sie noch alleine tragen kann. Manchmal hasse ich mich für das, was ich tue.«
»Warum tun Sie es dann?«
»Ich habe die Grauen nicht gebeten, hierherzukommen«, antwortete Bach. »Keiner von uns tat das. Aber sie sind nun einmal da. Wir führen einen Krieg, John, und es ist ein verdammt ungleicher Kampf, denn wir wissen weder, wer unsere Feinde sind, noch, was sie wollen oder wozu sie wirklich fähig sind. Alles, was ich weiß, ist, dass sie gnadenlos sind. Und dass wir kein Mitleid von ihnen zu erwarten haben.«
»Haben Sie je versucht, Kontakt mit ihnen aufzunehmen?« fragte ich.
»Sie verstehen immer noch nicht, worum es hier geht«, sagte Bach leise. »Das ist kein Krieg zwischen zwei verfeindeten Staaten. Ich spreche nicht von den Kommunisten oder den Gelben, John! Es geht hier nicht um Politik oder eine andere Weltanschauung! Wenn es zu einem offenen Kampf kommt, dann wird es ein Kampf ohne Gnade sein. Es wird keine Kompromisse geben, keine Friedensverhandlungen; nicht einmal eine Kapitulation. Sie oder wir. So einfach ist

das.«
»Woher wissen Sie das?« fragte ich.
Bach machte sich nicht einmal die Mühe, zu antworten. Ich wusste, dass er Recht hatte. Ich hatte die ... Fremdartigkeit der Aliens ebenso deutlich gespürt wie er und jeder andere, der jemals in die Nähe eines Grauen gekommen war, ganz gleich, ob lebend oder tot. So sehr ich Bach auch widersprechen wollte, ich konnte es nicht. Er hatte Recht. Es ging nicht um eine andere Nationalität oder Hautfarbe. Die Grauen waren Produkte einer vollkommen anderen Schöpfung. Vielleicht war kein Platz für sie und uns zusammen auf dieser Welt.
»Denken Sie darüber nach, John«, sagte Bach. »Lassen Sie sich Zeit. Mir ist klar, dass ich die vielleicht schwerste Entscheidung Ihres Lebens von Ihnen verlange, aber ich muss es tun.«
Ich stand auf. Bach drückte seine Zigarette in den Aschenbecher und widmete sich wieder seinem Schnellhefter.
»Captain?«
Bach zögerte einen Moment, ehe er aufsah. »Ja? War noch etwas?«
»Ich ...« Ich suchte eine Sekunde lang nach Worten, schüttelte schließlich den Kopf und sagte nur: »Nein. Entschuldigen Sie. Ich ... werde über alles nachdenken, was Sie gesagt haben.«
»Tun Sie das, John«, sagte Bach. »Und jetzt entschuldigen Sie mich. Ich habe noch eine Menge zu tun.«
Ich ging, aber innerlich verfluchte ich mich für meine Feigheit. Wahrscheinlich hatte Bach Recht gehabt, als er behauptete, dass wir einen Krieg führten, wie ihn diese Welt noch nicht gesehen hatte. Aber ich hatte einfach nicht den

Mut gehabt, die Frage zu stellen, die mir die ganze Zeit im Kopf herumgegangen war.
Die Frage, wer diesen Krieg angefangen hatte.

In dem aufgewühlten Zustand, in dem ich mich befand, wagte ich es nicht, nach Hause zu gehen. Ich hätte nicht die Kraft gehabt, ihr in die Augen zu sehen. Bach hatte mich nicht wirklich vor eine Entscheidung gestellt. Die Frage, über die ich nachdenken sollte, hatte er in Wahrheit längst für mich entschieden. Ich hatte die Wahl, aus voller Überzeugung für ihn zu arbeiten oder widerwillig, aber nicht die, sein Angebot auszuschlagen. Aber so lange ich Kimberley nicht gegenübertrat, konnte ich mir wenigstens noch einreden, ich hätte sie.
Statt zum Aufzug zu gehen, schlenderte ich ziellos durch die unterirdischen Gänge von Majestic - jene Teile der Anlage, die ich betreten durfte, heißt das. Obwohl ich nun seit Monaten dabei war und Bachs Vertrauen in einem Maß genoss, das ich mir selbst nicht völlig erklären konnte, waren große Teile des unterirdischen Labyrinthes für mich noch immer tabu; ich wusste weder, wie groß diese Anlage war, noch, was sie alles enthielt. Ich war auch nicht ganz sicher, ob ich es wirklich noch wissen wollte.
Beinahe ohne mein Zutun hatten mich meine Schritte in den Labortrakt gerührt. Ich blieb stehen und wollte mich gerade wieder herumdrehen und gehen, als ich eine bekannte Stimme vernahm.
Sie gehörte Walt. Von allen hier war er vielleicht der Mensch, mit dessen Namen ich den Begriff Freund noch am ehesten verbunden hätte; zumindest war er eindeutig nicht gegen mich, und das war bei Majestic vielleicht schon

mehr, als man erwarten konnte. Und im Moment hatte ich das dringende Bedürfnis, mit jemandem zu reden. Also ging ich weiter und öffnete nach kurzem Zögern die Tür, unter der Walts Stimme hervordrang.
Einen Moment später bedauerte ich es fast schon wieder.
Walt war nicht allein. Steel und er saßen an einem kleinen Tisch und spielten Karten. Als sie das Geräusch der Tür hörten, sahen beide auf; Walt lächelte, während Steel auf eine Art die Stirn runzelte, die mir nicht gefiel. Aber streng genommen gefiel mir an Steel überhaupt nichts. Möglicherweise lag das ja daran, dass ich unser erstes Zusammentreffen noch nicht vergessen hatte.
»Hi, John«, begrüßte mich Walt. »Ich wusste gar nicht, dass du Dienst hast.«
»Habe ich auch nicht«, antwortete ich. »Ich war bei Bach.«
»Hat er dir einen Heiratsantrag gemacht?« fragte Steel.
Ich ignorierte ihn, schloss nach einem letzten Zögern die Tür hinter mir und trat ganz an den Tisch heran. »Wer gewinnt?« fragte ich.
Steel deutete mit einer Kopfbewegung auf zwei unterschiedlich große Stapel Streichhölzer, die vor Walt und ihm auf dem Tisch lagen. »Das siehst du doch. Dieser kleine Zocker hat mich fast ausgeplündert. Wenn es so weitergeht, bin ich bald ruiniert.« Er gähnte, dann sah er auf die Armbanduhr und gähnte erneut. »Noch drei Stunden. Großer Gott, diese Schicht nimmt kein Ende!«
»Drei Stunden?«
»Bis ich abgelöst werde«, sagte Steel.
Ich überlegte nur eine Sekunde. Kimberley war jetzt vielleicht schon zu Hause, und wenn nicht, dann würde sie es bald sein. Ich konnte an diesem Abend nicht mit ihr reden.

Nicht, bevor ich nicht mit mir selbst ins Reine gekommen war. Wenn ich ihr jetzt in die Augen sehen musste, dann würde ich ihr alles erzählen, wenn sie auch nur eine einzige Frage stellte.
»Warum gehst du nicht nach Hause?« fragte ich. »Ich übernehme den Rest deiner Schicht.«
Steel blinzelte. »Im Ernst?«
»Ich habe nichts vor«, antwortete ich. »Meine Freundin ist noch im Büro, und den Film im Fernsehen kenne ich schon.«
»Du willst dich bei mir einschmeicheln, wie?« fragte Steel. Trotzdem warf er die Karten auf den Tisch und stand auf. »Das wird dir nichts nutzen.«
»Hau schon ab.« Ich wartete, bis er das Zimmer verlassen hatte, dann nahm ich auf seinem frei gewordenen Stuhl Platz, griff nach seinen Spielkarten und drehte sie herum. Steel hatte einen Royal Flush auf der Hand gehabt.
»Pech für ihn«, sagte ich. »Damit hätte er alle seine Streichhölzer zurückgewinnen können.«
»Glaube ich nicht«, antwortete Walt grinsend. »John ist der miserabelste Pokerspieler, dem ich jemals begegnet bin. Er würde selbst mit fünf Assen noch verlieren.«
Walt begann die Spielkarten einzusammeln und deutete zugleich mit einer Kopfbewegung auf ein kleines Schränkchen neben der Tür, auf dem eine Kaffeemaschine vor sich hinblubberte. »Du hättest mir dasselbe Angebot machen können wie ihm«, sagte er.
»Und die nächsten drei Stunden in Steels Gesellschaft verbringen?« Ich schüttelte heftig den Kopf und stand wieder auf; allerdings nicht, um mir einen Kaffee einzuschenken. Seinem Geruch nach zu urteilen, musste er seit

Stunden auf der Warmhalteplatte stehen. Stattdessen trat ich an die große Glasscheibe in der gegenüberliegenden Wand und öffnete die Jalousien, die den Raum dahinter vor neugierigen Blicken abschirmten.
»Was bewacht ihr hier eigentlich?« fragte ich.
Walt lachte. »Ein Mitglied von Steels Familie.«
Das Labor hatte sich seit meinem letzten Besuch verändert. Eine ganze Anzahl neuer, imposant aussehender Geräte waren aufgestellt worden, und unmittelbar hinter der Scheibe stand eine 16-mm-Filmkamera mit einem Weitwinkelobjektiv, die die ganze Szenerie aufnahm. Doktor Hertzog stand mit dem Rücken zur Scheibe über einen massiven Gitterkäfig gebeugt da, in dem sich das befand, was Walt als Steels Familienmitglied bezeichnet hatte: ein kleiner Schimpanse.
»Was tut er da?« fragte ich.
»Frag ihn selbst«, antwortete Walt. »Irgendwelche Experimente. Ich habe ihn gefragt, aber er hat nicht geantwortet. Vielleicht weiht er dich ja in sein großes Geheimnis ein.«
In seiner Stimme war ein Unterton von Bitterkeit, der mich dazu bewog, mich wieder zu ihm herumzudrehen und ihn anzublicken. »Wie meinst du das?«
Bevor Walt antworten konnte, ging die Zwischentür auf, und Hertzog kam herein. Er trug eine kleine Glasphiole mit einer dunkelroten Flüssigkeit in der Hand. Als er mich sah, wirkte er ein bisschen überrascht, lächelte aber. »Loengard! Ich wusste gar nicht, dass Sie heute Nacht hier sind!«
»Bin ich auch nicht«, antwortete ich. »Wenigstens nicht offiziell.«
»Ich verstehe. Sie waren neugierig. Aber ich muss Sie enttäuschen. Es ist noch zu früh, um etwas zu sagen. Ich

habe ihm die Probe erst vor zweiunddreißig Stunden injiziert.«
»Die Probe?«
»Hat Ihnen Bach nichts ...« Hertzog schüttelte ärgerlich den Kopf. »Natürlich hat er nicht. Typisch Bach. Wenn es möglich wäre, würde er wahrscheinlich auch noch die genaue Uhrzeit zum Staatsgeheimnis erklären.«
Er schüttelte den Kopf, schloss pedantisch die Tür hinter sich ab und wies auf den Gitterkäfig mit dem Schimpansen. »Wir haben Cheeta hier einige Körperzellen des Ganglions injiziert. Die Ergebnisse sind erstaunlich.«
»Sie haben was?« krächzte ich.
»Eine einmalige Gelegenheit«, sagte Hertzog. Den entsetzten Unterton in meiner Stimme hatte er gar nicht zur Kenntnis genommen. »Wir wissen seit fünfzehn Jahren von diesen Biestern, aber es ist das erste Mal, dass wir ein lebendes Exemplar in die Hände bekommen haben.«
»Soll das heißen, dieses ... Ding lebt noch?« fragte ich schaudernd.
»Es ist ein zähes kleines Miststück«, bestätigte Hertzog. »Beunruhigend zäh, wenn ich ehrlich sein soll. Wir haben ihm einige Dinge angetan, die jedes lebende Wesen auf dieser Welt umgebracht hätten. Aber es lebt noch immer.«
»Und trotzdem experimentieren Sie damit herum?« fragte ich schaudernd. Mein Blick blieb dabei fest auf dem Schimpansen im Käfig gerichtet. Das Tier saß ruhig da und schien meinen Blick zu erwidern; auf eine Art und Weise, die nicht so recht zu einem Tier zu passen schien.
»Gerade deshalb, John«, antwortete Hertzog ernst. »Man muss seinen Gegner kennen, um ihn bekämpfen zu können. Sehen Sie sich diesen Schimpansen an. Irgendetwas ... ge-

schieht mit ihm.«
Der Affe wandte den Kopf und sah nun Hertzog an. Sicher war es nur ein Zufall. Die Glasscheibe, die das Labor vom Vorraum trennte, war absolut schalldicht. Es konnte nur ein Zufall sein.
Hertzog seufzte und hob die Hand mit dem Glasröhrchen. »Ich muss diese Blutprobe untersuchen«, sagte er. »Und danach werde ich mich vielleicht für eine oder zwei Stunden hinlegen, Sie rufen mich, wenn sich irgendetwas dort drinnen tut?«
»Sicher«, antwortete ich.
»Und vergessen Sie nicht, den Film zu wechseln«, fügte Hertzog noch hinzu. »Ich möchte, dass jede Sekunde aufgenommen wird. Wahrscheinlich ist es Verschwendung, aber man weiß nie ...«
Er ging. Walt wartete, bis er die Tür hinter sich geschlossen hatte, dann sagte er: »Das habe ich gemeint.«
»Was?«
»Ich bin seit zwei Jahren dabei«, sagte Walt mürrisch. »Er hat in dieser ganzen Zeit zusammengerechnet nicht so viel mit mir gesprochen wie jetzt gerade mit dir. Was ist so Besonderes an dir, dass alle hier einen Narren an dir gefressen haben?«
»Vielleicht bin ich besonders leicht zu beeinflussen«, antwortete ich. »Oder sie glauben, sie könnten mir ruhig alles anvertrauen, weil ich sowieso nicht begreife, was sie sagen.«
Walt blieb ernst, aber er sagte nichts mehr, sondern stand auf und trat mit langsamen Schritten neben mich. Ein Schatten huschte über sein Gesicht, als er den Schimpansen ansah, der noch immer reglos in einer Ecke seines Käfigs

hockte.
»Armes Vieh«, murmelte er. »Es wird dieses Experiment nicht überleben, oder?«
»Ich schätze nicht«, antwortete ich. Die ehrliche Antwort auf seine Frage wäre gewesen: Ich hoffe nicht. Das Tier tat mir leid, aber ich hatte weder die eisige Kälte in Brandons Augen vergessen, noch das, was während der Obduktion seines Leichnams geschehen war.
»Ich liebe Tiere«, sagte Walt. »Warum tun sie dieser wehrlosen Kreatur so etwas an?«
»Weil sie es sonst einem Menschen antun müssten, und ich schätze, die Auswahl an Freiwilligen ist im Moment nicht besonders groß. Oder möchtest du dich zur Verfügung stellen?«
»Bestimmt nicht.« Walt schüttelte sich. Der Schimpanse in seinem Käfig blickte abwechselnd ihn und mich sehr aufmerksam an, und wieder hatte ich das Gefühl, dass das Tier nicht einfach nur dasaß und uns anstarrte, sondern jedes Wort verstand, das wir sprachen.
»Ob sie dasselbe auch all diesen Leuten angetan haben?« fragte Walt leise. »All diesen Männern und Frauen, die sie entführt haben?«
»Brandon und die Hills?«
»Oh, es waren noch sehr viel mehr«, antwortete Walt. »Alles hat Bach dir noch nicht erzählt, wie? Brandon und die Hills waren längst nicht die einzigen. Selbst wenn wir alle Wichtigtuer und Spinner abziehen, bleiben noch genug übrig, um mir Angst zu machen. Ich frage mich, ob sie alle einen solchen ... Gast haben.«
»Genau das versucht Hertzog herauszufinden«, antwortete ich.

»Es ist trotzdem nicht richtig«, sagte Walt. »Dieses arme Tier kann nichts dafür.«
Der Affe hörte auf, abwechselnd ihn und mich durch die Glasscheibe hindurch anzustarren. Er stand auf, schlurfte zur Tür seines Käfigs und rüttelte daran. Nur einmal, und nicht besonders kräftig. Statt weiter an den Gitterstäben zu rütteln, wie es jeder normale Affe getan hätte, streckte er die Hand durch die Stäbe hindurch und fuhr prüfend mit den Fingern über das Zahlenschloss, das die Tür sicherte.
»Zehn Dollar, dass er die Kombination herausfindet«, sagte Walt. Es sollte ein Scherz sein, aber sein Lachen klang nicht einmal echt genug, um ihn selbst zu überzeugen. Nach ein paar Sekunden drehte er sich mit einem Ruck herum und ging schnell zu seinem Platz zurück.
»Hast du Lust auf eine Partie Karten?«
»Ich fürchte, mir sind die Streichhölzer ausgegangen«, antwortete ich. Ich sah immer noch den Affen an. Die Finger des Schimpansen fuhren fort, über das Zahlenschloss zu streichen, in einer prüfenden, beunruhigend menschlich wirkenden Geste. Eine Sekunde lang dachte ich ernsthaft daran, Hertzog zu benachrichtigen, entschied mich aber dann dagegen. Schließlich ging auch ich zum Tisch zurück und setzte mich.
»Wohin ist eigentlich die Tafel gekommen?« fragte ich.
»Die Symboltafel von Brandons Feld?« Walt hob die Schultern. »Dahin, wo das meiste verschwindet, nehme ich an.« Er machte eine flatternde Handbewegung. »Majestic ist groß. Ich glaube, nicht einmal Bach weiß noch, wo er all seine kleinen Schätze hingelegt hat.«
»Weißt du es?«
Walt machte eine Geste, die alles oder auch gar nichts be-

deuten konnte. »Frag Bach. Er mag es nicht, wenn wir zu viel reden.«
»Du magst ihn nicht besonders, wie?«
»Niemand mag Bach«, antwortete Walt ernsthaft. »Nicht einmal Bach selbst. Böse Zungen behaupten, er am allerwenigsten.«
»Warum bist du dann hier?«
»Der Job wird gut bezahlt«, antwortete Walt.
»Blödsinn.«
»Ich war dabei«, sagte Walt nach einer Weile. »In Roswell.«
»Du hast es gesehen?« fragte ich aufgeregt. »Ich meine, nicht nur auf Fotos, sondern wirklich?«
»Ich habe mitgeholfen, das Wrack zu bergen«, bestätigte Walt. »Ich war damals ein junger Air-Force-Soldat. Wir hatten nicht die geringste Ahnung, was wir überhaupt taten - aber ich kann dir versichern, dass es ganz bestimmt kein Wetterballon war, wie die Zeitungen behauptet haben.«
»Aber das ist fünfzehn Jahre her«, sagte ich. »Gerade hast du gesagt, du wärst seit zwei Jahren dabei.«
»Wie gesagt: Ich war ein junger Soldat. Ich habe gehorcht und getan, was man mir gesagt hat, und im übrigen die Klappe gehalten. Aber irgendwann fing ich an, unbequeme Fragen zu stellen.«
»Und da hat Bach dir ein Angebot gemacht ...«
»... das ich nicht ausschlagen konnte.« Walt zog eine Grimasse. »Er hat ziemlich überzeugende Methoden, seinen Willen durchzusetzen. Es gab noch ein, zwei andere aus dem Bergungstrupp von damals, die nicht länger schweigen wollten. Ihnen hat Bach auch ein Angebot gemacht, aber sie haben es abgelehnt.«

»Und?«
»Niemand hat jemals wieder von ihnen gehört.«
Ich starrte ihn an. »Du willst damit sagen ...«
»Ich will gar nichts sagen«, fiel mir Walt ins Wort. »Ich sage nur, dass ich mich entschieden habe, für Majestic zu arbeiten.« Er sah auf die Uhr. »Der Film muss gleich gewechselt werden. Holst du eine neue Rolle aus dem Lager?«
»Sicher.« Ich war enttäuscht, und ich machte keinen Hehl daraus. Walt hatte im Grunde nur ausgesprochen, was ich insgeheim schon lange argwöhnte, aber es war eben etwas ganz anderes, etwas zu vermuten, oder es zu wissen. Aber ich versuchte nicht, ihn weiter zu bedrängen. Vermutlich hatte er ohnehin schon mehr gesagt, als er eigentlich gewollt hatte. Ich verließ das Labor, ging ins Lager und holte eine neue Filmrolle; ein Unternehmen, das weitaus länger dauerte, als ich angenommen hatte. Majestic mochte eine der geheimnisvollsten und fantastischsten Organisationen sein, die es gab, aber selbst hier herrschte die Bürokratie: Ich musste ungefähr ein halbes Dutzend Formulare und Anträge ausfüllen, um eine neue Filmrolle zu bekommen, und es dauerte fast zwanzig Minuten, ehe ich wieder ins Labor zurückkam.
Zu lange für Walt. Er hatte sich in seinem Stuhl zurückgelehnt, die Füße auf den Tisch gelegt und war eingeschlafen. Ich lächelte, legte die Filmrolle auf den Tisch ...
... und erstarrte mitten in der Bewegung.
»Walt.«
Walt schnarchte lautstark zur Antwort.
»Walt!« rief ich noch einmal. »Verdammt, wach auf!«
Walt öffnete blinzelnd die Augen, nahm die Füße vom

Tisch und sah mich mit verschleiertem Blick an. »Was ... oh, ich bin wohl ...«
»Der Affe ist weg«, unterbrach ich ihn.
Walt starrte mich noch eine weitere halbe Sekunde lang völlig verständnislos an, aber dann wachte er schlagartig auf und sprang so hastig in die Höhe, dass sein Stuhl nach hinten flog und umkippte. Mit einem einzigen Satz war er neben mir und starrte die offen stehende Tür des Affenkäfigs an.
»Aber wie ... wie ist das möglich?« stammelte er. »Verdammt noch mal, wie lange habe ich geschlafen?!«
»Keine zehn Minuten«, antwortete ich. »Es sieht so aus, als ob ich dir zehn Dollar schulde.«
Walt fuhr sich nervös mit der Hand über das Gesicht. Wir standen beide vor der geschlossenen Glastür, aber das Licht im Labor war hell genug, um das kleine Zahlenschloss zu erkennen, das neben der Käfigtür lag.
»Hertzog muss vergessen haben, es zuzumachen«, sagte Walt nervös.
Das war eine Möglichkeit. Aber ich glaubte nicht daran.
»Wir müssen ihn wieder einfangen«, fuhr Walt fort. »Er muss noch dort drinnen sein.«
»Das mache ich«, sagte ich rasch. »Geh und sag Hertzog Bescheid.«
Walt zögerte. »Keine Sorge«, sagte ich. »Er kann nicht weit sein. Ich fange ihn ein, bevor du mit Hertzog zurück bist.«
Mein Blick glitt aufmerksam durch den Raum auf der anderen Seite der Glasscheibe. Das Labor war nicht besonders groß, aber so vollgestopft mit Schränken, Tischen und Geräten, dass sich ein ganzes Dutzend Schimpansen darin verstecken konnte. Ich war nicht begeistert von der Vor-

stellung, jetzt dort hineinzugehen und nach dem Tier zu suchen. Aber alles in mir schrie mir zu, mich zu beeilen, bevor es zu spät war. Zu spät für was? schoss es mir durch den Kopf. Mühsam drängte ich den Gedanken beiseite.
»Verschwinde schon«, herrschte ich Walt an. »Und mach die Tür hinter dir zu.«
Ich wartete, bis er den Raum verlassen und die Tür hinter sich zugezogen hatte, ehe ich das eigentliche Labor betrat. Ich war nervös, aber ich hatte keine Angst. Ganz gleich, was in ihm war, letzten Endes hatte ich es nur mit einem Affen von der Größe eines fünfjährigen Kindes zu tun.
Vorsichtig näherte ich mich dem Käfig, ging in die Hocke und hob das Schloss auf. Es war nicht aufgebrochen, sondern sorgsam geöffnet worden - und ich war verdammt sicher, dass Hertzog nicht vergessen hatte, es zu schließen.
Sein Experiment war wohl erfolgreicher gewesen, als er selbst angenommen hatte. Wie es aussah, schuldete ich Walt einen Zehner.
Der Gedanke jagte mir einen eisigen Schauer über den Rükken. Zweiunddreißig Stunden! Und er hatte dem Affen nur ein paar Zellen des Ganglions injiziert!
Langsam ließ ich das Zahlenschloss in die Jackentasche gleiten, stand auf ...
... und stürzte haltlos nach vorne, als etwas mit der Wucht eines Hammerschlages zwischen meine Schultern traf!
Irgendwie gelang es mir, meinen Sturz abzufangen, aber ich prellte mir dabei beide Handgelenke, und der Schmerz war so schlimm, dass ich laut aufschrie. Irgendetwas hing auf meinem Rücken. Kleine, aber unglaublich starke Hände hatten sich um meinen Hals geschlossen und versuchten mir die Luft abzuschnüren. Mühsam kam ich auf die Füße,

griff mit beiden Händen hinter mich und spürte borstiges Fell.
Ich bekam keine Luft mehr. Der Affe war ungeheuer stark; viel kräftiger, als ich es bei einem Tier dieser Größe jemals für möglich gehalten hätte. Und er kämpfte ganz und gar nicht so, wie ich es von einem Tier erwartete. Statt auf mich einzuschlagen, mir das Gesicht zu zerkratzen oder mich zu beißen, klammerte er sich mit verbissener Wut an mich und drückte weiter auf meine Kehle. Meine Luft wurde allmählich knapp.
Die Vorstellung, vielleicht von einem kleinkindergroßen Schimpansen erwürgt zu werden, war so grotesk, dass ich im ersten Moment nicht einmal Angst verspürte. Ich griff erneut hinter mich, bekam irgendwie den Arm des Affen zu fassen und zerrte mit aller Kraft daran.
Er rührte sich nicht, aber der Druck auf meinem Kehlkopf nahm noch weiter zu. Ich hätte geschrien, hätte ich noch die Luft gehabt, die dazu nötig gewesen wäre. Verzweifelt bäumte ich mich auf, taumelte durch den Raum und prallte gegen ein Regal voller Flaschen und Gläser, die klirrend zerbrachen. Der Affe hing noch immer auf meinem Rükken. Er gab keinen Laut von sich.
Die Atemnot wurde allmählich unerträglich. Meine Lungen brannten wie Feuer, und vor meinen Augen begannen sich schwarze Nebelfetzen zu drehen. Ich stand kurz davor, das Bewusstsein zu verlieren. Hilflos taumelte ich durch das Labor, prallte gegen Schränke und Wände, riss die Kamera und andere Geräte um und zerrte verzweifelt weiter an den Armen des Schimpansen, ohne dass sich der Griff seiner winzigen Hände auch nur um einen Deut lockerte. Das Labor begann vor meinen Augen zu verschwimmen. Alles

drehte sich um mich. Meine Lungen schienen explodieren zu wollen, und ich konnte spüren, wie die Kraft aus meinem Körper zu weichen begann. Noch ein paar Sekunden, und es war aus. Ich würde das Bewusstsein verlieren, und irgendetwas sagte mir, dass es der Schimpanse nicht dabei belassen würde. Er würde mich töten. Das Ding in ihm würde mich töten.

Mit letzter Kraft taumelte ich auf den Glasschrank zu, gegen den ich schon einmal geprallt war, drehte mich im letzten Moment herum und warf mich mit aller Gewalt nach hinten. Wieder splitterte Glas. Ich spürte einen brennenden Schmerz in der Schulter, und zum ersten Mal überhaupt gab der Affe einen Laut von sich: einen schrillen, fast menschlich klingenden Schmerzensschrei. Sein Griff lockerte sich. Ich rang keuchend nach Atem, warf mich ein zweites Mal und noch heftiger nach hinten und wurde mit dem erneuten Bersten von Glas und einem noch schrilleren Schmerzensschrei belohnt. Der Griff der Schimpansenhände lockerte sich noch mehr. Mit einer allerletzten, verzweifelten Anstrengung packte ich seinen linken Arm, riss das Tier von meinem Rücken und schleuderte es davon. Der Affe flog quer durch das Labor, prallte gegen die Wand und rutschte hilflos daran hinab. Aus seinem Rücken ragten ein halbes Dutzend scharfkantiger Glasscherben, und sein Fell war dunkel und nass von Blut.

Meine Kräfte versagten endgültig. Hilflos fiel ich zu Boden. Meine Kehle schmerzte unerträglich, und ich hatte immer noch entsetzliche Mühe, zu atmen. Ich verlor nicht das Bewusstsein, aber ich konnte nur noch verschwommen sehen, und ich war nicht in der Lage, mich nennenswert zu bewegen; geschweige denn, aufzustehen.

Der Schimpanse hatte weit weniger Schwierigkeiten. Jeder einzelne des guten Dutzends gläserner Dolche, die sich in seinen Rücken gebohrt hatten, hätte ausreichen müssen, um ihn umzubringen, aber er blieb nur einen Moment lang benommen liegen, ehe er sich wieder aufrichtete und mit pendelnden Armen näher kam. In seinen Augen stand etwas geschrieben, das selbst den Schleier aus beginnender Ohnmacht durchbrach, der sich über mein Bewusstsein legen wollte. Er würde es zu Ende bringen.

Ich versuchte aufzustehen, aber es ging nicht. Ich bekam noch immer kaum genug Luft, um bei Bewusstsein zu bleiben. Hilflos tastete ich über den Boden, bekam eine gezackte Glasscherbe zu fassen und schloss die Finger darum, obwohl ich mir die Handfläche dabei zerschnitt.

Der Schimpanse blieb stehen. Sein Blick glitt über die Glasscherbe in meiner Hand, dann über mein Gesicht, und dann wieder über meine improvisierte Waffe, als versuche er, meine Chancen einzuschätzen, ihm damit ernsthaften Schaden zuzufügen.

Der Gedanke kam mir selbst beinahe absurd vor. Nach dem, was dieses Tier bereits überstanden hatte, war ich nicht einmal sicher, ob ich ihm mit einem Maschinengewehr ernsthaften Schaden zufügen konnte.

Trotzdem griff er nicht abermals an, sondern zog sich ein kleines Stück weit zurück, sah sich aufmerksam um - und begann dann mit geschickten Bewegungen zur Decke hinaufzuklettern.

Im allerersten Moment begriff ich nicht, was er tat. Aber es wurde mir sehr schnell klar.

Unter der Decke des Labors zog sich ein ganzes Gewirr von Rohrleitungen und Kabeln dahin. Der Schimpanse schwang

sich auf eines dieser Rohre, packte ein anderes mit beiden Händen und begann mit der gleichen, unheimlichen Kraft daran zu zerren, die ich gerade am eigenen Leib gespürt hatte.
Das Rohr war gute zwei Zoll dick und mit massiven Schrauben befestigt, aber es hielt dem wütenden Zerren des Schimpansen trotzdem nur wenige Augenblicke stand. Drei, vier kräftige Rucke, und der Affe hielt eine meterlange, eiserne Keule in der Hand.
Ich versuchte erneut aufzustehen und fiel auch diesmal kraftlos zurück. Ich konnte immer noch nicht richtig atmen. Die Todesangst hätte eigentlich meine letzten Kraftreserven mobilisieren müssen, aber sie tat es nicht. Im Gegenteil. Selbst die Glasscherbe in meiner Hand schien plötzlich Zentner zu wiegen.
Der Schimpanse blickte kalt auf mich herab. Sein Gesicht und seine Haltung blieben die eines Tieres, aber in seinen Augen stand eine boshafte, berechnende Intelligenz, die nicht tierisch war. Aber auch nicht menschlich, sondern ... fremd.
Die Augen, die auf mich herabsahen, stammten nicht von dieser Welt. Ihr Blick war so anders, dass ich nicht einmal zu erahnen vermochte, welche Art von Bewusstsein sich dahinter verbarg, doch was ich um so deutlicher spürte, das war der unbändige, gnadenlose Hass, der in diesem Bewusstsein lauerte; ein Hass, der keinen Grund brauchte und durch nichts zu besänftigen war. Und plötzlich wusste ich mit vollkommener Sicherheit, dass Bach in einem Punkt Recht hatte: Diese Geschöpfe und wir würden niemals gemeinsam auf dieser Welt leben können. Sie oder wir. So einfach war das.

Der Schimpanse hob das Metallrohr, als hätte er meine Gedanken gelesen und wolle mir zur Bestätigung zuwinken. Ich sah, wie sich seine Muskeln zum Sprung spannten und versuchte den Punkt abzuschätzen, an dem er aufkommen würde. Ich hatte eine winzige Chance. Meine Glasscherbe war seinem Rohr nicht ebenbürtig, ebenso wenig wie meine Muskelkraft der seinen, aber ich würde nicht kampflos aufgeben.

Die Tür flog auf. Walt stürmte herein, sah mich am Boden liegen und zog in einer instinktiven Bewegung seine Waffe, und der Schimpanse auf den Rohrleitungen unter der Decke drehte sich blitzschnell herum und sprang.

»Walt! Pass auf!«

Meine Warnung kam zu spät. Der Schimpanse landete mit einem dumpfen Geräusch auf dem Aktenschrank neben der Tür und schwang seine Rohrkeule. Walt registrierte die Bewegung im letzten Augenblick und versuchte zurückzuweichen. Er entging dem Hieb nicht, aber das Rohr streifte nur seine Schläfe, statt ihm den Schädel zu zertrümmern. Trotzdem taumelte er zurück, ließ seine Waffe fallen und stürzte benommen zu Boden.

Der Schimpanse sprang mit einem kraftvollen Satz vom Aktenschrank herunter. Aus seinem Rücken lösten sich zwei Glasscherben, und der Blutstrom, der sein Fell tränkte, wurde breiter. Trotzdem verloren seine Bewegungen nichts von ihrer Kraft und Schnelligkeit. Er huschte auf Walt zu, blieb plötzlich wieder stehen und ließ dann das Rohr fallen. Stattdessen hob er Walts Pistole auf.

»Nein«, murmelte ich. »Nicht! Walt! Pass auf!«

Walt war vermutlich bewusstlos oder zu benommen, um meine Worte zu hören, aber der Affe reagierte darauf.

Langsam drehte er den Kopf und sah zu mir zurück. In seinen Augen loderte blanker Hass, aber auch fast so etwas wie Triumph - und ein düsteres Versprechen.
Walt regte sich stöhnend. Mit unsicheren Bewegungen stemmte er sich auf die Ellbogen hoch, hob die linke Hand an den Kopf und verzog das Gesicht. Aus einer Platzwunde an seiner Schläfe floss Blut, aber sie sah vermutlich schlimmer aus, als sie war.
»Verschwinde!« rief ich. »Verdammt noch mal, Walt, hau ab! Hol Hilfe!«
Meine Kraft kehrte allmählich zurück. Irgendwie gelang es mir, mich in die Höhe zu stemmen, und auch Walt überwand seine Benommenheit und stand auf. Seine Augen wurden rund vor Staunen, als er die Waffe sah, die der Schimpanse in den Händen hielt.
»Was -?!«
Der Schimpanse hob die Pistole. Sein Blick glitt zwischen Walt und mir hin und her, als überlege er, wer von uns der gefährlichere Gegner war. Dann hob er ganz langsam die Pistole, zielte auf Walt und zog mit dem Daumen den Hahn zurück.
Walt machte einen Schritt nach hinten. Aus dem Ausdruck vollkommenen Unverstehens auf seinem Gesicht wurde Schrecken, dann pures Entsetzen.
»Nein«, keuchte ich. »Nein!«
Der Affe drückte ab. Die Pistole entlud sich mit einem Knall, der in der Enge des Raumes wie ein Kanonenschlag widerhallte und die Fensterscheibe zum Klirren brachte. Walt wurde in die Höhe und zurückgeschleudert, prallte gegen die Tür und sprengte sie auf, während er leblos daran hinunterrutschte. Gleichzeitig wirbelte der Affe mit einer

unglaublich schnellen Bewegung herum und legte auf mich an. Er schoss, ohne zu zögern.
Wäre ich nicht noch immer halb benommen gewesen, hätte er mich zweifellos getroffen.
Als er auf Walt abdrückte, hatte ich dazu angesetzt, mich auf ihn zu stürzen. Aber meine Knie waren immer noch weich; ich stolperte, wäre um ein Haar wieder gestürzt und entging durch mein ungeschicktes Taumeln der Kugel, die an mir vorüberpfiff und in die Wand einschlug.
Er kam nicht dazu, noch einmal abzudrücken. Draußen auf dem Flur begann eine Alarmsirene zu heulen, und praktisch im gleichen Moment hörte ich aufgeregte Stimmen und das Geräusch rennender Schritte, die schnell näher kamen. Der Schimpanse verlor schlagartig das Interesse an mir, fuhr herum und war mit einem Satz draußen auf dem Flur. Nicht einmal zwei Sekunden, nachdem er verschwunden war, stürmten zwei bewaffnete Soldaten an der Tür vorbei. Schüsse peitschten.
Hastig kniete ich neben Walt nieder. »Walt! Was ist passiert! Wo hat er dich erwischt, verdammt!«
Walt stöhnte. Draußen auf dem Gang peitschten wieder Schüsse, und dann hörte ich das schmerzerfüllte Kreischen des Affen. Sie hatten ihn erwischt. Gut.
»Er ... hat mich erwischt«, stöhnte Walt. »Dieses verdammte kleine Mistvieh ... hat mich erwischt!«
»Red keinen Unsinn«, antwortete ich. »Du kommst wieder auf die Beine.«
Wir wussten beide, dass das nicht stimmte. Die Kugel hatte Walt dicht unterhalb des Herzens getroffen. Es war ein Wunder, dass er überhaupt noch lebte. »Doktor Hertzog!« schrie ich. »Doktor! Schnell!«

Walts Finger krallten sich so fest in meinen Arm, dass mir der Schmerz die Tränen in die Augen trieb. »Sag ... niemandem ... wie es ... passiert ... ist«, flüsterte er. »Sie sollen nicht ... erfahren, dass ich ... von einem beschissenen ... Affen ... erledigt worden bin.«
»Red keinen Quatsch!« antwortete ich. »Er hat dich nicht erledigt. Der Doc ist in ein paar Sekunden hier.«
Ich sprach bereits mit einem Toten. Walts Blick war weiter auf mich gerichtet, aber in seinen Augen war kein Leben mehr.
»Ich verspreche es, Walt«, sagte ich leise. »Niemand wird es erfahren.«
Behutsam ließ ich seinen leblosen Körper wieder zu Boden gleiten, stand auf und trat auf den Flur hinaus. Walts Mörder hatte sein Opfer nicht lange überlebt. Vier oder fünf Soldaten standen nur wenige Schritte entfernt um den reglosen Körper des Schimpansen herum. Der Geruch von Pulverdampf und Blut lag in der Luft, und unter dem kleinen Körper bildete sich allmählich eine dunkelrote Lache. Trotzdem hielten die Soldaten einen respektvollen Abstand. Einer der Männer berührte den Kadaver vorsichtig mit dem Gewehrlauf und sprang dann hastig einen Schritt zurück, als hätte er Angst, dass das Tier selbst im Tode noch gefährlich sein könnte. Eine Angst, die nicht ganz unberechtigt war.
»Rührt ihn nicht an! Ich brauche den Körper unversehrt!«
Ich blieb stehen und sah zurück. Doktor Hertzog, Bach und ein weiteres halbes Dutzend Soldaten kamen im Sturmschritt herbeigeeilt. Hertzog wedelte aufgeregt mit beiden Armen. »Nicht anfassen!« brüllte er immer wieder.
Ich hatte nicht vor, den Affen anzufassen. Langsam ging

ich weiter, blieb dicht vor dem reglosen Kadaver stehen und sah auf ihn herab. In dem zerfetzten Bündel vor mir war kein Leben mehr. Er musste von mindestens vier oder fünf Kugeln getroffen worden sein. Trotzdem.
Ich bückte mich, griff nach Walts Pistole, die in der immer noch größer werdenden Blutlache neben dem Schimpansen lag, und setzte den Lauf auf seinen Hinterkopf.
»Loengard!« brüllte Hertzog. »Sind Sie wahnsinnig! Haltet ihn auf!«
Keiner der Männer in meiner unmittelbaren Nähe rührte sich, als ich das gesamte Magazin in den Schädel des toten Affen hineinfeuerte.
»Loengard! Sie ... Sie Wahnsinniger! Was haben Sie getan?!« Hertzog kam schwer atmend auf uns zu und sah mit einer Mischung aus Entsetzen und Unglauben auf das herab, was von dem Schimpansen übrig geblieben war. »Sie ... Sie Idiot! Ich hätte seinen Körper gebraucht! Wissen Sie überhaupt, was Sie da zerstört haben?!«
Ich ließ die leer geschossene Pistole fallen, richtete mich auf und sah in Bachs Gesicht. Seine Miene war ausdruckslos und versteinert wie immer, aber auch er hielt eine Waffe in der rechten Hand, und sein Atem ging schwer.
»Er hat Walt umgebracht!« sagte ich.
Hertzog blinzelte. »Er hat ... was?«
»Der Affe.« Das Ding in ihm. »Er hat Walt erschossen.«
Hertzog wollte etwas sagen, aber Bach brachte ihn mit einer schnellen Bewegung zum Schweigen. »Sind Sie verletzt?« fragte er.
Ich hob zwar die Hand an meinen schmerzenden Hals, schüttelte aber den Kopf. »Ein Kratzer.«
»Gut«, sagte Bach. »Dann machen Sie sich sauber, und

dann gehen Sie nach Hause. Wir reden morgen über alles.«
»Moment!« sagte Hertzog. »Ich muss wissen, was passiert ist! Wie konnte das Tier ...«
»Ich sagte: morgen, Doktor«, unterbrach ihn Bach. Er sah ihn nicht einmal an. »Gehen Sie jetzt nach Hause, John.«

Mitternacht war vorbei. Aus dem Lautsprecher des Plattenspielers plärrten die ersten Takte von Bobby Darrins neuestem Hit »Mack, the Knife«, aber ich hörte es kaum, obwohl die Platte zum fünften oder sechsten Mal lief. Vielleicht auch zum fünfzigsten Mal. Ich wusste es nicht; ebenso wenig, wie ich wusste, wie oft ich die Teile des Puzzlespiels, die vor mir auf dem Tisch lagen, schon durcheinandergemischt und neu sortiert hatte. Ich war in einem Zustand zwischen Betrunkensein und Betäubung, aber es war keine angenehme Betäubung. Ich hatte gewusst, dass der Alkohol mir nicht helfen würde, schon bevor ich die Flasche aus dem Schrank nahm und mir das erste Glas einschenkte. Er machte es nur schlimmer. Meine Hände zitterten sichtbar, und ich vermutete, dass ich schon nicht mehr in der Lage sein würde, ohne Schwierigkeiten zu sprechen.
Allerdings gab es niemanden, mit dem ich hätte reden können. Kim war nicht zu Hause gewesen, als ich das Apartment betrat, und sie war auch nicht gekommen, während ich duschte und mich umzog. Ich hatte mir eingeredet, darüber erleichtert zu sein, denn so musste ich ihr wenigstens nicht erklären, woher der hässliche Kratzer an meinem Hals stammte oder das Blut auf meiner Jacke und meinem Hemd, die nun zusammengerollt ganz unten in der Mülltonne in der Küche lagen. Aber das stimmte nicht. Die

Flasche Jack Daniels auf dem Tisch vor mir war halb leer und ich war mehr als halb betrunken, aber jede Sekunde, die verging, machte es schlimmer. Ich hatte Angst vor dem Moment, in dem Kimberley nach Hause kam, und trotzdem wünschte ich mir nichts mehr.

Ich legte das Puzzleteil an seinen Platz. Es passte nicht, so dass ich mit Gewalt nachzuhelfen versuchte. Als Ergebnis bekam es einen hässlichen Knick.

Ein weiteres Opfer, dachte ich. Unwichtig. Nur ein winziges Teil in einem gewaltigen Bild, dessen Schicksal keine Rolle spielte; so, wie auch Walt nur ein unwichtiges Puzzleteil gewesen war. So wie ich. Wir alle waren unwichtig. Austausch- und ersetzbar, ohne dass es irgendjemandem auch nur auffallen würde.

Ich versuchte den Gedanken zu vertreiben, der wohl weniger aus mir selbst als vielmehr aus der halb leeren Flasche neben mir stammte, aber es gelang mir nicht. Dabei war ein Teil meines Bewusstseins durchaus klar genug geblieben, um mich meinen Zustand deutlich analysieren wie verstehen zu lassen. Ich befand mich in der Lage eines Soldaten nach der Schlacht; der zweiten binnen weniger Tage. Aber anders als auf Brandons Feld in Boisy hatten diesmal beide Seiten Verluste davongetragen. Trotz allem, trotz Pratt, trotz Bach und all der erstaunlichen und unglaublichen Dinge, die ich erlebt und gesehen hatte, war der Kampf gegen die außerirdischen Invasoren für mich bisher nichts als ein großes, spannendes Abenteuer gewesen.

Aber das Spiel war vorbei. Walts Blut hatte das Gefühl der Unverwundbarkeit, in dem ich mich tief in mir drinnen noch immer gewähnt hatte, ein für alle Mal zerstört. Aus dem Spiel war tödlicher Ernst geworden.

Ich hörte, wie die Tür ins Schloss fiel, aber ich sah nicht einmal auf, sondern griff mit zitternden Händen nach dem Glas und trank einen weiteren Schluck. Ich hatte Kimberleys Rückkehr herbeigesehnt wie nichts anderes auf der Welt, aber plötzlich hatte ich fast panische Angst davor, ihr in die Augen zu sehen.

Ihre Schritte kamen näher. Sie betrat das Wohnzimmer, ging zum Plattenspieler und schaltete ihn aus. Die Stille, die für ein paar Sekunden einkehrte, hatte etwas Erstickendes.

»Hallo«, sagte ich leise.

Kim drehte sich herum und sah mich wortlos an. Sie wirkte ... zornig. Auf eine Art, die ich mir nicht erklären konnte. Sie trug noch ihren Mantel, an dessen Revers die in Plastik eingeschweißte Zugangskarte des Weißen Hauses prangte. Sie vergaß oft, sie abzunehmen, und natürlich vergaß sie es ganz absichtlich. Sie war so stolz auf ihre neue Position, dass sie es am liebsten in die ganze Welt hinausgeschrien hätte.

Ich konnte ihr nicht sagen, wem sie dieses unscheinbare weiße Stück Papier wirklich verdankte.

»Seit wann trinkst du?« fragte sie mit einer Kopfbewegung auf die Flasche.

Noch bevor ich antwortete, spürte ich, dass das Gespräch in eine Richtung gehen würde, die wir beide nicht wollten. Die Dinge hatten begonnen, sich selbständig zu machen. Sie bestimmten, was ich tat, nicht umgekehrt.

»Seit ich bis Mitternacht darauf warten muss, dass du nach Hause kommst«, antwortete ich. »Im Fernsehen lief nichts Interessantes.«

Warum sagte ich das? Warum, zum Teufel, konnte ich ihr nicht einfach die Wahrheit sagen?

»Ich war im Capitol«, antwortete Kim, ohne meine Spitze zur Kenntnis zu nehmen. »Du hast ein neues Büro?«
»Wir machen eben beide Karriere«, antwortete ich.
»Ich habe Pratt getroffen«, sagte Kimberley. »Du hattest Recht. Er ist ein unangenehmer Mensch. Hattest du wichtige Papiere in deinem Schreibtisch?«
»Keine Ahnung«, antwortete ich. »Ich habe ihn erst heute Morgen bekommen. Es war ein ereignisreicher Tag.« Ich trank einen weiteren Schluck, nahm ein neues Puzzlestück und bekam es ebenso wenig an seinen Platz wie das erste. »Ich glaube, man muss mit den Randstücken anfangen«, sagte ich. »Mit den Teilen mit einer geraden Kante, und sich dann nach innen vorarbeiten.«
Kim schwieg zehn endlose, schwere Sekunden lang. Der Zorn in ihrem Blick erlosch und machte etwas Platz, das schlimmer war: einer Mischung aus Trauer und Schmerz, die tausendmal schlimmer war, als hätte sie mir Vorwürfe gemacht. Dann sagte sie: »Weißt du, was ich an dir am meisten geliebt habe, John? Dass wir immer über alles reden konnten. Wir hatten niemals Geheimnisse voreinander. Ich ... ich dachte, du wärst mein bester Freund.«
Ich antwortete nicht. Alles in mir schrie danach, aufzustehen und sie in die Arme zu schließen, aber ich konnte es nicht.
»Warum hast du mich belogen, John?«
»Wovon redest du?« fragte ich.
»Ich habe mit Pratt gesprochen«, antwortete Kimberley.
»Er war gerade dabei, deinen Schreibtisch zu durchwühlen.«
»Das passt zu ihm.«
»So, wie es zu ihm passt, dich wegzuschicken, damit du

seine schmutzige Wäsche wäschst?« Kimberley schüttelte den Kopf. »Es gibt keine Frau, John. Da war keine Sache, die du für ihn in Ordnung bringen musstest, nicht wahr?«
»Hat er das gesagt?«
»Er hat mir gesagt, dass dein Onkel gestorben ist«, antwortete Kimberley leise. »Welcher Onkel, John?«
Ich schwieg auch dazu. Und ich hasste mich dafür.
»Warum tust du mir das an, John?« fuhr Kimberley traurig fort. »Wir waren immer ehrlich zueinander. Wir haben immer über alles gesprochen. Willst du ...« Sie atmete hörbar ein. Ich sah, dass sie nur noch mit Mühe die Tränen zurückhielt. »Willst du mich für irgenderwas bestrafen?«
»Kim, bitte! Ich ...«
»Ist es, weil ich dich noch nicht heiraten will?« fragte sie. »Was ist dein Geheimnis, John? Ich weiß, dass es keine andere Frau ist. Ich hätte es geglaubt, aber ich habe dein Büro gesehen und den Ausdruck in Pratts Augen. Er hasst dich.« «
»Pratt hasst jedermann«, sagte ich.
»Aber er hat auch Angst vor dir«, sagte Kimberley ruhig. »Was hast du getan, John?«
»Ich kann es dir nicht erklären, Kim«, flüsterte ich. »Ich will es ja, aber die Dinge sind so ... kompliziert.«
»Dann erkläre sie mir«, antwortete Kimberley. »Jetzt. Hier. Oder ...«
»Oder?«
Kimberley atmete hörbar ein. Es klang wie ein kleiner Schrei. »Morgen könnte es zu spät sein, John.«
»Ich kann es nicht sagen, Kim«, murmelte ich. »Ich kann nicht.«
»Ist das deine Antwort?« Kim presste die Lippen zu einem

schmalen, blutleeren Strich zusammen. Ihre Augen glänzten feucht. »Ich liebe dich, John. Ganz egal, was du getan hast. Warum kannst du mir nicht vertrauen?«
Ich wollte es. Gott weiß, wie sehr ich es wollte. Aber ich konnte es nicht. Ganz egal, was ich auch getan hatte oder noch tun würde, ich hatte nicht das Recht, sie noch tiefer in die Geschichte hineinzuziehen, als ich es schon getan hatte.
Ich schwieg. Kimberley sah mich weitere zwei oder drei Herzschläge lang an, dann drehte sie sich herum und ging langsam und ohne ein weiteres Wort aus dem Zimmer.
Ich weiß nicht, wie lange ich dasaß und ins Leere starrte. Vielleicht zehn Minuten, vielleicht eine Stunde. Vielleicht auch nur einen Augenblick. Schließlich griff ich wieder nach dem Glas, schenkte es randvoll und setzte es an. Doch ich wollte es nicht trinken. Plötzlich widerte es mich an.
Ich sprang auf, schleuderte das Glas zu Boden und beförderte den Tisch mit einem Fußtritt hinterher. Das Puzzle explodierte in einer Wolke aus wirbelnder Bewegung und durcheinander fliegenden Teilen, die wie bunter Schnee überall im Zimmer niederregneten.
Als ich aus dem Haus stürmte, bemerkte ich eine Sternschnuppe, die eine weiße Narbe in den Nachthimmel über Washington brannte. Es kam mir so vor wie ein böses Omen.
Woher hätte ich wissen sollen, dass es noch viel mehr war?

Rings um den großen Tisch im Konferenzraum von Majestic hatte sich eine illustre Gesellschaft eingefunden. Nicht alle davon waren damals schon die, als die sie die Weltöffentlichkeit später kennen lernen sollte, aber mit Ausnahme Doktor Hertzogs und mir selbst schien es nie-

manden hier drinnen zu geben, der nicht mindestens ein öffentliches Amt bekleidete. Ich kannte nicht jeden hier drinnen persönlich, aber es waren mehrere Vier-Sterne-Generäle darunter, drei oder vier Senatoren und einige Gesichter, die schon auf dem einen oder anderen Wahlplakat zu sehen gewesen waren.

»Was um alles in der Welt tue ich hier?« fragte ich; wohlweislich im Hüsterton, und fast, ohne die Lippen zu bewegen. Meine Arbeit im Capitol brachte es mit sich, dass ich die Nähe prominenter Persönlichkeiten gewohnt war. Trotzdem konnte ich einen Schauer der Ehrfurcht nicht ganz unterdrücken, angesichts der geballten Macht, die in diesem Raum zusammengekommen war.

Hertzog antwortete auf die gleiche Weise, aber in leicht amüsiertem Ton: »Was wollen Sie, John? Seit gestern Nacht sind Sie ein berühmter Mann. Immerhin haben Sie als einer von sehr Wenigen einen direkten Kampf mit einem Außerirdischen überlebt.«

»Trotzdem.« Ich schüttelte den Kopf. »Was ist hier los? Mein Gott: Nelson Rockefeller! Senator Humphrey! Henry Kissinger! General Brown! Wo ist Präsident Kennedy?«

»Nicht zu vergessen Captain Frank Bach«, fügte Hertzog mit einem dünnen Lächeln hinzu, womit er meine letzte Frage - ich war sicher, absichtlich - überging. »Kommen Sie, John.«

Ich folgte ihm zum anderen Ende des Raumes, wo ein supermoderner 16-mm-Projektor aufgebaut war. Hertzogs Lächeln wurde ein wenig breiter, als er meinen überraschten Blick registrierte.

»Sie sind seit gestern Abend ein Filmstar«, sagte er. »Ich fürchte nur, dass die Honorarzahlungen nicht besonders

hoch ausfallen werden.«
Ich blieb ernst. Ich hatte in der vergangenen Nacht kein Auge zugetan und war nicht in der Stimmung, zu scherzen. Das verbot schon allein die Versammlung illustrer Namen hinter uns. Bach hatte diese Konferenz nicht einberufen, um einen Kaffeeklatsch abzuhalten.
»Was ist passiert?« fragte ich.
Hertzog zuckte mit den Schultern und sah demonstrativ in die andere Richtung, antwortete aber trotzdem: »Ich glaube, es gab eine neue Sichtung. Diesmal direkt über Washington. Vergangene Nacht.«
»Diese Nacht?« wiederholte ich überrascht und wohl auch ein wenig zu laut, denn einige Gesichter am Tisch wandten sich stirnrunzelnd in meine Richtung. Hertzogs Grinsen wurde eindeutig schadenfroh.
»Sie haben es gesehen?«
»Ich habe ... eine Sternschnuppe gesehen«, antwortete ich zögernd. »Jedenfalls dachte ich, es wäre eine Sternschnuppe.«
»Ja, ja, das denken alle«, sagte Hertzog. »Und das sollen sie auch. Still jetzt. Da kommt Bach.«
Bach betrat den Konferenzraum. Anders als bei den meisten Gelegenheiten, zu denen wir uns begegnet waren, trug er keinen unauffälligen Straßenanzug, sondern seine Air-Force-Uniform mit den Insignien eines Captains, und selbst auf seinem Gesicht glaubte ich Anzeichen einer leichten Anspannung zu erkennen. Irgendetwas war passiert.
»Meine Herren.« Bach nickte flüchtig in die Runde. »Herzlichen Dank, dass Sie alle so schnell und unkompliziert gekommen sind. Ich will Ihre Zeit auch gar nicht über Gebühr in Anspruch nehmen und gleich beginnen.«

Er gab Hertzog einen Wink. Der Arzt nickte, schaltete den Filmprojektor ein und praktisch in der gleichen Bewegung die Deckenbeleuchtung aus. »Der Film, den Sie jetzt sehen, entstand vergangene Nacht. Nichts davon ist gestellt oder irgendwie manipuliert worden.«

Auf der Leinwand am anderen Ende des Raumes erschien die Aufnahme des Labors. Der Käfig mit dem kleinen Schimpansen war ebenso gestochen scharf zu erkennen wie das Zahlenschloss an der Tür. Das Weitwinkelobjektiv reichte sogar aus, einen Teil des Vorraumes zu erfassen. Ich fuhr leicht zusammen, als ich mich selbst auf dem Film erkannte. Und dann noch einmal und deutlich heftiger, als ich registrierte, dass die Kamera nicht nur Bilder aufgenommen hatte. Leise, aber durchaus verständlich, konnte ich Walts und meine Stimme hören. Bach kannte jedes Wort, das Walt und ich am vergangenen Abend miteinander gewechselt hatten.

»Dieser Schimpanse war ein ganz normales, gesundes Tier von achtzehn Monaten«, fuhr Hertzog fort. »Sie finden alle notwendigen Daten in dem Hefter, der vor Ihnen liegt, ebenso wie eine Beschreibung des experimentellen Verlaufs. Acht Stunden nach der Injektion des fremden Gewebes zeigten sich die ersten ...«

Ich hörte nicht mehr hin. Wie hypnotisiert starrte ich auf die Filmleinwand. Ich konnte mich selbst sehen, wie ich aufstand und den Raum verließ, um die neue Filmrolle zu holen. Der Film war geschnitten, aber ich war sicher, dass Bach jede Sekunde davon kannte. Ich versuchte, einen Blick von Bach zu erhaschen, aber er sah nicht in meine Richtung.

»Die Bilder, die Sie jetzt sehen«, drang Hertzogs Stimme in

meine Gedanken, »entstanden unmittelbar, nachdem Agent Loengard den Raum verlassen hatte und Agent Popejoy eingeschlafen war. Das Verhalten des Schimpansen zeigt ganz eindeutig, dass dieser Zeitpunkt nicht zufällig gewählt war. Vielmehr hat er die beiden Agenten sehr aufmerksam beobachtet und auf seine Chance gewartet.«
»Seine Chance?« Ich konnte nicht erkennen, wer diese Frage stellte, aber ich glaubte, es war Kissinger. »Ein Affe?«
»Das war er da schon längst nicht mehr, Sir«, antwortete Hertzog. »Sehen Sie.«
Der Schimpanse näherte sich der Käfigtür und griff durch die Stäbe hindurch nach dem Schloss, aber nicht, ohne zuvor noch einen sichernden Blick auf Walt geworfen zu haben. Seine Finger glitten über das Zahlenschloss und machten sich daran zu schaffen. Ich konnte nicht genau erkennen, was er tat, doch er brauchte nur wenige Sekunden, um das Schloss zu öffnen.
»Ich verwende diese Schlösser seit Jahren«, sagte Hertzog. »Sie sind solide. Einem Profisafeknacker würden sie nicht lange standhalten, aber ich kann Ihnen versichern, dass sie jeden der hier Anwesenden vor erhebliche Probleme stellen würden. Dieser ... Affe hat das Schloß in weniger als fünf Sekunden geöffnet.«
Der Schimpanse verließ seinen Käfig. Für eine Sekunde war sein Blick direkt in das Objektiv der Kamera gerichtet, und für die gleiche Zeitspanne glaubte ich noch einmal diese unheimliche, berechnende Intelligenz darin zu erkennen. Dann verschwand er, und ich sah mich selbst, wie ich den Raum wieder betrat und Walt weckte. Der Film war auf das Nötigste zusammengeschnitten worden.
Trotzdem zeigte er weitaus mehr, als mir lieb war.

Man sagt, dass Erinnerungen ihren Schrecken verlieren, wenn man sich ihnen stellt, aber zumindest in diesem Fall stimmte das nicht. Ich erlebte alles noch einmal, und es machte es nicht besser, mir selbst dabei zuzusehen, wie ich mit dem Schimpansen um mein Leben kämpfte; oder wie ich hilflos dabei zusehen musste, wie Walt starb.

Hertzog hielt den Filmprojektor an, nachdem auf der Leinwand zu sehen gewesen war, wie Walt in meinen Armen starb und ich den Raum verließ. Ich blinzelte, als er das Licht wieder einschaltete. Für einen Moment war ich fast blind. Als ich wieder halbwegs sehen konnte, begriff ich, dass alle Anwesenden mich anstarrten, Bach eingeschlossen. Ich trug einen anderen Anzug als gestern Nacht, und wenn ich so aussah, wie ich mich fühlte, musste ich ungefähr zehn Jahre älter aussehen, aber natürlich wusste jeder, wer auf der Filmleinwand zu sehen gewesen war.

Bach nickte Hertzog fast unmerklich zu, und der Arzt fuhr fort: »Der Affe wurde wenige Augenblicke später getötet. Leider wurde der ... Parasit während des Kampfes so sehr beschädigt, dass wir nicht mehr genau feststellen konnten, wie weit die beiden unterschiedlichen Organismen bereits miteinander verschmolzen waren, aber ich konnte immerhin noch feststellen, dass sich das Geschöpf mit großer Wahrscheinlichkeit im Bereich der Amygdala festsetzt.«

Bach runzelte die Stirn, und Hertzog fügte mit einem angedeuteten Lächeln hinzu: »Verzeihen Sie. Das ist der Teil des menschlichen Hirnstammes, in dem wir so etwas wie das emotionale Kontrollzentrum vermuten.«

»Vermuten?« fragte Senator Humphrey stirnrunzelnd.

»Die Hirnforschung ist ein relativ junger Zweig der Medizin, Senator«, antwortete Hertzog in entschuldigendem

Tonfall. »Wir wissen noch sehr wenig über das menschliche Hirn und seine Funktion.«
»Aber es würde passen«, fügte Bach hinzu. »Bei den meisten Entführungsopfern, mit denen wir bisher ... sprechen konnten, zeigten sich emotionale Veränderungen.«
Das winzige Zögern in seinen Worten entging mir ebenso wenig wie Humphrey. Er runzelte die Stirn und sah Bach beinahe feindselig an, schwieg aber. Ich hatte das Gefühl, dass die beiden Männer nicht unbedingt Freunde waren.
»Das waren beeindruckende Bilder, Captain«, sagte Rockefeller in das unbehagliche Schweigen hinein. »Es tut mir leid um Ihren Agenten. Aber Sie haben diese Sondersitzung doch sicher nicht nur einberufen, um uns diesen Film zu zeigen.«
»Natürlich nicht«, antwortete Bach. »Die Ereignisse der vergangenen Nacht sind sehr beunruhigend. Es geht nicht nur um Agent Popejoy oder diesen Farmer aus Idaho. Aber ich glaube, wir kennen jetzt endlich unseren wirklichen Feind.«
»So?« fragte Rockefeller.
»Die Ganglions.« Bach wandte sich mit einer entsprechenden Geste an Hertzog. »Doktor.«
»Eine der Fragen, auf die wir seit fünfzehn Jahren vergeblich nach einer Antwort gesucht haben«, sagte Hertzog, »betraf die Geschöpfe, die wir die Grauen getauft haben.«
»Die Piloten des ... Flugobjektes?« fragte Kissinger.
Hertzog nickte. »Natürlich wissen wir so gut wie nichts über sie«, sagte er. »Weder über ihre Herkunft, noch über ihre Evolution oder ihre Abstammung. Wir sind auf Vermutungen angewiesen. Trotzdem gibt es gewisse Parallelen. Sie sind nicht so fremdartig, wie es auf den ersten Blick

scheint. Ihre Körper sind humanoid. Sie haben zwei Arme, zwei Beine, Augen und Ohren ...«
»Worauf wollen Sie hinaus, Doktor?« unterbrach ihn Humphrey ungeduldig. »Dass sie so eine Art ... Menschen sind?«
»Nein«, antwortete Hertzog. »Sie stammen definitiv nicht von dieser Welt. Aber etwas stimmt mit ihrer Evolution nicht.«
»Wie?«
»Was der Doktor damit sagen will«, mischte sich Bach ein, »ist, dass sie unserer Meinung nach nicht in den Pilotensessel eines Raumschiffes gehören, sondern eher in einen Einbaum.«
»Wie bitte?«
»Ich halte diese Wesen nicht dafür in der Lage, ein Objekt wie das zu konstruieren, wie das Schiff, in dessen Wrack wir sie fanden«, sagte Hertzog. »Wenn ihre Anatomie auch nur annähernd so funktioniert wie die unsere, dann dürften sie schon große Schwierigkeiten haben, es auch nur zu bedienen.«
»Sie meinen, diese ... Grauen sind nicht die eigentlichen Invasoren«, sagte Rockefeller, »sondern nur eine Art Handlanger?«
»Wirte wäre wohl der passendere Ausdruck«, verbesserte ihn Bach. Er beugte sich unter den Tisch und hob ein dickwandiges Glas auf, das bisher darunter gestanden hatte. »Das hier ist unser wirklicher Feind, meine Herren.«
Sekundenlang wurde es sehr still, während alle den toten Ganglion anstarrten, der sich in dem Behältnis befand. Ich wusste nicht, ob es die Kreatur war, die sie aus Brandons Leichnam herausgeholt hatten, oder das fünfzehn Jahre

ältere Exemplar, aber ich spürte selbst über die große Entfernung hinweg auch jetzt wieder den Odem des Fremden und der Feindseligkeit, der das Geschöpf noch im Tode umgab. Und allen anderen hier im Raum erging es wohl ebenso.

Hertzog räusperte sich lautstark. »Ich muss noch einmal darauf hinweisen, dass nichts von dem, was wir hier besprechen, in irgendeiner Form bewiesen ist. Es ist nur eine Theorie.«

»Aber eine äußerst beunruhigende«, sagte Rockefeller. »Ich finde einen Gegner wie diese Grauen schlimm genug. Aber den kann ich wenigstens erkennen, wenn er mir gegenübersteht. Aber diese Dinger ...«

»Wir könnten niemandem mehr trauen«, fügte General Brown düster hinzu. Er warf einen langen, nachdenklichen Blick in die Runde. »Nicht einmal mehr uns selbst.«

»Es ist vielleicht nicht ganz so schlimm«, sagte Bach. »Doc?«

Hertzog schaltete das Licht aus und startete den Projektor. Auf der Leinwand erschien das Abbild einer jungen Frau. Sie war einfach, um nicht zu sagen, ärmlich gekleidet, hatte einen altmodischen Haarschnitt und kam mir auf vage Weise bekannt vor. Das Zimmer, in dem sie sich befand, war so schäbig, dass es sich nur auf einer Polizeiwache befinden konnte. Drei oder vier Männer umgaben die junge Frau, aber sie waren nur als Umrisse zu erkennen; der grelle Scheinwerfer, der auf das Gesicht der jungen Frau gerichtet war, blendete sie nicht nur, sondern ließ die Dunkelheit im Rest des Zimmers auch noch tiefer erscheinen. Was wir sahen, war eine Verhörszene.

Ich warf Hertzog einen fragenden Blick zu, aber er deutete

nur ein Achselzucken an und wich meinem Blick aus.
Trotzdem hatte ich das sichere Gefühl, dass ihm die Szene unangenehm war. Wieso?
»Die junge Dame, die Sie dort sehen«, begann Bach, »ist Elisabeth Brandon. Die Schwester des Farmers, der Agent Loengard angegriffen hat.«
Ich war überrascht. Deshalb also war mir ihr Gesicht so bekannt vorgekommen. Die Ähnlichkeit war wirklich verblüffend. Was aber ganz und gar nicht passte, das war ihre Art, zu reden. Wir wurden Zeuge eines Verhörs, das offensichtlich mit einer versteckten Kamera aufgenommen worden war. Aber Elisabeth Brandon sprach nicht wie eine Farmersfrau vom Lande. Sie war aggressiv, zum Teil sogar unflätig, und ihre Wortwahl schwankte zwischen primitiv bis zur geschliffenen Rhetorik.
»Das Verhör dauerte beinahe fünf Stunden«, erklärte Bach, während er Hertzog einen Wink gab, den Ton des Projektors ein wenig zu dämpfen. »Ich erspare es Ihnen, es sich ganz anzuhören, obwohl ich Ihnen versichern kann, dass es sich lohnen würde. Aber ich denke, Sie haben bereits bemerkt, dass die charakterlichen Veränderungen ... ziemlich deutlich sind.«
»Soll das heißen, dass diese Frau ebenfalls ... besessen ist?« fragte eine erschrockene Stimme. Ich glaube, sie gehörte Johnson.
»Nicht nur sie«, bestätigte Bach. »Wir haben im Umfeld dieses Farmers insgesamt vier Personen identifiziert, die von Ganglions infiziert waren. Uns liegen noch nicht genug Erfahrungswerte vor, um konkrete Aussagen zu treffen, aber ich bin sicher, dass wir eine Art ... sagen wir: Verhaltensmuster aufstellen können. Die Betroffenen beginnen

sich charakterlich zu verändern. Sie werden aggressiv, und sie beginnen vor allem, das Interesse an sich und ihrer unmittelbaren Umgebung zu verlieren. Sie werden schlampig, legen keinen Wert mehr auf Sauberkeit und Ordnung und verhalten sich eindeutig cholerisch.«

»Im Gegenzug«, fügte Hertzog hinzu, »scheint es jedoch eine fast sprunghafte Steigerung der intellektuellen Fähigkeiten zu geben. Wenn Sie dem Verhör gefolgt sind, wird Ihnen aufgefallen sein, dass diese junge Frau über Dinge redet, die man bei einem Bauerntrampel aus Idaho niemals erwartet hätte. Sie war hochintelligent.«

»War?« fragte Kissinger.

Hertzog schwieg einen Sekundenbruchteil zu lange, um diesem Zögern keine Bedeutung zu geben. »Sie starb bei dem Versuch, den Parasiten chirurgisch zu entfernen«, sagte er.

»Wie alle anderen übrigens auch«, fügte Bach hinzu; in einem Ton, als spräche er über das Wetter oder die neusten Football-Ergebnisse.

»Das heißt, es gibt für die Betroffenen keine Überlebenschance«, sagte eine Stimme aus der Dunkelheit heraus. Ich erkannte sie nicht.

Bach sagte einfach: »Nein«, aber Hertzog antwortete: »Möglicherweise doch. Wir haben mit einer Substanz experimentiert, auf die die Ganglions reagieren. Möglicherweise verlassen sie den Wirtskörper wieder, wenn die Injektion innerhalb der ersten sechsunddreißig bis achtundvierzig Stunden erfolgt.«

»Möglicherweise?« fragte Kissinger.

»Es ist ...«

»Das ist jetzt nicht der Moment für wilde Spekulationen,

Doktor Hertzog«, unterbrach ihn Bach. »Wir werden auf diesem Gebiet weiterforschen, aber im Augenblick haben wir ein dringenderes Problem. Unsere Radarstationen haben in den letzten Tagen eine verstärkte UFO-Aktivität verzeichnet. Eine beunruhigend verstärkte Aktivität, um es ganz deutlich zu machen. Wir müssen etwas unternehmen.«
»Lassen Sie mich eines der Dinger abschießen«, verlangte General Brown. »Dann sehen wir weiter.«
»Typisch«, flüsterte ich, an Hertzog gewandt. »Ist dieser Kerl schon einmal auf die Idee gekommen, dass sie vielleicht zurückschießen könnten?«
Hertzog lächelte nur dünn, tat aber so, als konzentriere er sich weiter auf die Bilder des Brandon-Verhörs, die über die Leinwand flimmerten, und auch Bach kam nicht dazu, zu antworten, denn in diesem Moment ging die Tür auf, und ein Soldat kam herein und reichte ihm einen Zettel. Bach überflog ihn mit steinernem Gesicht, steckte ihn ein und sagte: »Agent Loengard, Doktor Hertzog, würden Sie bitte den Raum verlassen?«
Wir gehorchten widerspruchslos, aber ich war doch sehr beunruhigt, denn ich musste nach wie vor daran denken, dass Bach jedes Wort kannte, das Walt und ich in der letzten Nacht gewechselt hatten. Und vielleicht nicht nur das.
Kaum hatten wir den Raum verlassen, fragte ich: »Was haben wir ausgefressen?«
»Ausgefressen?« Hertzog lächelte. »Nichts. Wir haben nicht die richtige Geheimhaltungsstufe, das ist alles. Wissen Sie eigentlich, wer das da drinnen ist? Das Gehirn von Majestic 12. Die Gründungsmitglieder. Sie können sich geadelt fühlen, dass Sie sie überhaupt sehen durften.«
»Ich frage mich nur, warum.«

»Bach hat einen Narren an Ihnen gefressen«, antwortete Hertzog. »Ist Ihnen das etwa nicht aufgefallen?«
Ich hätte schon blind sein müssen, um das nicht zu merken, aber der Grund dafür war mir noch immer ein Rätsel. »Ich weiß. Ich verstehe nur nicht, warum.«
»Niemand versteht Bach«, sagte Hertzog spöttisch. »Ich glaube, nicht einmal er selbst. Seien Sie froh, dass es nicht anders herum ist. Ich möchte Bach nicht zum Feind haben.«
»Haben Sie deshalb nichts gesagt, als all diese Leute getötet wurden?« fragte ich. Die Worte taten mir im gleichen Moment schon wieder leid, in dem ich sie aussprach. Hertzog fuhr sichtbar zusammen.
»Das war nicht fair«, sagte er.«
»Ich weiß. Entschuldigen Sie.«
Hertzog starrte mich zwei, drei Sekunden lang betroffen an, dann drehte er sich um setzte sich mit schleppenden Schritten in Bewegung. »Sie haben ja Recht«, murmelte er. »Ich mache mir Vorwürfe. Ich ... komme mir vor wie ein Mörder.«
»Unsinn!« sagte ich. Mit ein paar Schritten hatte ich ihn eingeholt. »Es tut mir leid. Ich weiß auch nicht, warum ich den Blödsinn gesagt habe. Sie hatten keine andere Wahl.«
»Das versuche ich mir auch einzureden«, murmelte Hertzog. »Und wahrscheinlich ist es auch so. Trotzdem frage ich mich, ob wir das Recht hatten, diese Leute zu töten. Ich meine: Wahrscheinlich waren sie schon tot, jedenfalls in gewissem Sinne. Das was sie waren, existierte wahrscheinlich schon lange nicht mehr. Sie waren nur noch leere Hüllen. Und trotzdem weiß ich nicht, ob wir das Recht hatten, sie einfach umzubringen. Sie waren lebende Wesen.«
»Wovon reden Sie?« fragte ich. »Von Brandons Schwester

und den anderen, oder den Ganglions?«
Hertzog sah mich sonderbar an. »Macht das einen Unterschied?«
»Sie sind hier, um uns unsere Welt wegzunehmen!«
»Sind Sie sicher?« fragte Hertzog.
»Wie?« fragte ich verwirrt.
»Verstehen Sie mich nicht falsch«, sagte Hertzog. »Ich glaube auch, dass es so ist, ebenso wie Sie, Bach und alle anderen. Aber wir glauben das nur.«
Ich verstand immer noch nicht, wovon er sprach. »Und?«
Hertzog zuckte die Achseln. »Wir sind im Krieg, John«, sagte er. »Im Krieg mit einem Volk, dass wir nicht einmal kennen. Aber die einzigen Schüsse, die bisher gefallen sind, haben wir abgefeuert.«

Ich kam erst spät am Nachmittag nach Hause, und während ich - mit jeder Stufe langsamer werdend - die Treppe hinaufging und mich unserem Apartment näherte, holte mich die Wirklichkeit wieder ein. Die Ereignisse der vergangenen Nacht, und die des Morgens, hatten mich für eine Weile beinahe vergessen lassen, dass ich noch ein anderes, zumindest subjektiv ebenso schlimmes Problem hatte. Unser Streit war nicht vorbei. Er war aufgeschoben, aber das machte es nicht besser, sondern im Gegenteil wohl eher schlimmer. Nach allem, was geschehen war, und vor allem angesichts der ungeheuerlichen Bedrohung, die unsichtbar über uns allen schwebte, mag es lächerlich erscheinen, doch unser kleiner hausgemachter Weltuntergang erschien mir genauso bedrohlich wie die Gefahr durch die Grauen. Was nutzte es mir schon, wenn die Welt draußen überlebte, während meine subjektive Wirklichkeit in die Brüche ging?

Als ich das Apartment erreicht hatte und die Hand nach dem Türgriff ausstreckte, zögerte ich. Zum ersten Mal im Leben hatte ich Angst, Kimberley gegenüberzutreten. Wir waren im Streit auseinander gegangen; vielleicht das Schlimmste, was zwei Menschen einander antun konnten.
Es würde nie wieder geschehen. Ich fasste einen Entschluss.
Nichts von alledem wäre passiert, hätte ich ihr von Anfang an die Wahrheit gesagt. Unsere Liebe war in Gefahr geraten, weil ich gegen meine eigene, eiserne Regel verstoßen hatte: Kimberley niemals zu belügen.
Ich würde ihr die Wahrheit sagen, ganz gleich, was Bach dazu meinte.
Jetzt.
Mit einer entschlossenen Bewegung drehte ich den Türknauf herum, betrat das Apartment und blieb wieder stehen.
Eisige Kälte schlug mir entgegen. Die Vorhänge im Wohnzimmer bewegten sich im Wind; beide Fensterflügel standen weit offen trotz der eisigen Temperaturen, die draußen herrschten. Mit ein paar raschen Schritten war ich am Fenster und schlug es eine Spur zu heftig zu; es gab einen trockenen Knall, und der Fenstergriff in meiner Hand zitterte leicht nach, bevor ich ihn endgültig losließ, um mich umzudrehen und ungläubig in das zu starren, was einst unser Wohnzimmer gewesen war.
Die Wohnung bot einen völlig chaotischen Anblick. Hätte ich es nicht besser gewusst, hätte ich geschworen, dass hier vor kurzer Zeit ein Kampf stattgefunden hatte: Die Teppiche waren verrutscht, Stühle, Tische und Couch standen nicht mehr an ihrem Platz. Bücher und Schallplatten waren durcheinander oder gleich ganz aus den Regalen gerissen,

und ein seltsamer, strenger Geruch lag in der Luft.
»Kim?« rief ich.
Keine Antwort. Aus meiner Verwirrung wurde Beunruhigung, dann Sorge. Ich rief noch einmal Kimberleys Namen, bekam auch diesmal keine Antwort und lief zum Schlafzimmer.
»Kimberley! Was ist los? Warum antwortest ...«
Ich riss die Schlafzimmertür auf, stürmte halb hindurch und erstarrte zum zweiten Mal binnen weniger Augenblicke mitten in der Bewegung.
Kimberley lag auf dem Bett und schlief. Jedenfalls hoffte ich, dass sie schlief.
Obwohl im Schlafzimmer wie auch in der gesamten Wohnung kaum mehr als drei oder vier Grad herrschen konnten, lag sie ohne Decke auf dem Bett und trug nur ein hauchdünnes Negligé.
Sie atmete, das konnte ich schon von der Tür her erkennen, aber sie war totenbleich.
Mit einem einzigen Satz war ich bei ihr, ergriff sie bei den Schultern und riss sie in die Höhe.
»Kim!« schrie ich. »Was ist los mit dir?«
Kimberley stöhnte leise, öffnete die Augen und sah mich mit einem verschleierten, vollkommen verständnislosen Blick an.
»Kimberley! Um Gottes willen, was ... was ist mit dir?«
Sie antwortete nicht gleich, versuchte aber, sich instinktiv aus meinem Griff zu lösen, was ich allerdings nicht zuließ. Kims Haut war eiskalt, und sie fühlte sich auf eine schwer zu beschreibende Weise unangenehm an. Was um alles in der Welt war mit ihr passiert?
»Was soll denn mit mir sein?« Kim fuhr sich mit dem

Handrücken über die Augen, gähnte ausgiebig und blinzelte dann. »Es ist kalt hier drinnen.«
»Das Fenster stand auf«, sagte ich. »Die ganze Nacht.«
»Die ganze Nacht?« Kimberley blinzelte erneut. »Wie spät ist es denn?«
»Acht«, antwortete ich, »beinahe, jedenfalls.«
»Acht?!« Sie schrak sichtbar zusammen. »Dann muss ich los! Ich komme zu spät ins Büro!«
Sie wollte aufspringen, aber ich ließ auch das nicht zu, sondern drückte sie mit sanfter Gewalt aufs Bett zurück. »Es ist acht Uhr abends«, sagte ich. »Du brauchst dich nicht zu beeilen. Im Büro ist jetzt wahrscheinlich niemand mehr.«
Ich machte eine Geste mit der freien Hand in die Runde. »Was ist hier passiert?«
»Acht Uhr abends?« vergewisserte sich Kim. Sie sah mich einen Moment lang zweifelnd an, dann richtete sie sich auf und rieb sich fröstelnd mit den Händen über die nackten Oberarme. »Ich habe den ganzen Tag verschlafen? Unglaublich.«
»Und nicht nur das«, sagte ich. »Die Wohnung sieht aus, als wären Dschinghis Khans Horden hindurchgezogen, und zwar mehrmals, und aus verschiedenen Richtungen. Was ist hier passiert?«
»Wenn ich das wüsste ...« Kim schüttelte verwirrt den Kopf. »Ich ... kann mich nicht erinnern. Ich habe etwas getrunken. Aber nicht viel«, fügte sie rasch hinzu.
»Aber du trinkst doch niemals«, antwortete ich zweifelnd. »Jedenfalls nicht mehr als einen oder zwei Martinis!«
»Ich weiß nicht«, antwortete Kim nur. »Ich ...« Sie brach ab, zuckte erneut mit den Schultern und setzte dann von neuem an. »John, wegen gestern Abend ... es ... es tut mir

leid. Ich war ziemlich ungerecht zu dir.«
»Unsinn«, sagte ich. Ich war noch immer zutiefst verwirrt, aber die Erkenntnis, dass Kim unversehrt war, überwog alles andere. »Ich bin es, der sich entschuldigen muss.
Es ... es gibt da etwas, dass ich dir erklären muss. Ich hätte es längst tun sollen, aber ...«
Kimberley überraschte mich erneut: Sie hob die Hand, verschloss meine Lippen mit dem Zeigefinger und schüttelte den Kopf.
»Nein, Schatz. Du musst dich für gar nichts entschuldigen. Ich war so dumm, dass ich mich am liebsten zu Tode schämen würde.«
»Aber ich ...«
»Ich sollte es besser wissen«, fuhr Kimberley unbeeindruckt fort. »Ich meine: Ich arbeite schließlich selbst im Weißen Haus. Ich sollte wohl wissen, dass es Dinge gibt, über die du nicht reden darfst. Nicht einmal mit mir.«
»Nein«, antwortete ich. »Die gibt es nicht. Wir haben uns geschworen, keine Geheimnisse voreinander zu haben.«
»Und du hast geschworen, die Dinge für dich zu behalten, die du bei deiner Arbeit erfährst«, antwortete Kim ernst. »Genau wie ich. Es tut mir leid. Ich war ... dumm.«
»Du warst eifersüchtig«, verbesserte ich sie.
»Das ist dasselbe«, beharrte Kimberley. »Du hast mir niemals Grund zur Eifersucht gegeben. Ich war eine Idiotin, auf Pratt zu hören. Ich werde es nie wieder tun, das schwöre ich dir.« Sie küsste mich flüchtig, rutschte dann ein Stück weit von mir fort und zog die Bettdecke bis ans Kinn hoch.
»Acht Uhr?« vergewisserte sie sich.
»Abends«, bestätigte ich.
»Kein Wunder, dass ich mich wie gerädert fühle«, sagte sie.

»Wie kann man nur so lange schlafen? Sei ein Schatz und koch uns noch einen Kaffee; den stärksten, den du zustande bringst.«
»Wir müssen uns wirklich unterhalten, Kim«, sagte ich ernst. Die Verlockung war groß, ihr Angebot anzunehmen. Es wäre leicht gewesen, es zu tun - Bachs Geheimnis weiter für mich zu behalten und Kim weiter in dem Glauben zu belassen, dass ich Tag für Tag ins Büro ginge, um dort langweilige Zahlenkolonnen aus verstaubten Akten abzuschreiben.
Aber das hieß auch, weiter mit einer Lüge zu leben.
Und das wollte ich nicht.
»Das werden wir«, antwortete Kim. »Nachdem du Kaffee gemacht und ich mich angezogen habe.«
Ich kapitulierte. Doch als ich aufstand und auch Kimberley sich erhob, fiel mir etwas auf. Auf ihrem Kopfkissen befand sich ein kleiner, kreisrunder Blutfleck.
»Was ist passiert?« Als sie mich nur fragend ansah, deutete ich mit einer Geste auf ihr Kissen. Kims Blick folgte der Bewegung. Sie fuhr erschrocken zusammen, hob die Hand an den Hinterkopf und blickte dann stirnrunzelnd auf ihre Fingerspitzen, an denen ebenfalls Blut klebte.
»Ich muss mich wohl gestoßen haben«, sagte sie. »Seltsam - ich kann mich gar nicht erinnern. Und es tut auch gar nicht weh.«
»Lass mich sehen«, verlangte ich, aber Kimberley wehrte ab.
»Es ist nichts«, sagte sie. »Ein Grund mehr, in Zukunft nach dem zweiten Martini Schluss zu machen - und einen starken Kaffee zu trinken.«
Das gefiel mir nicht. Es war wirklich nur ein winziger Blut-

fleck, vermutlich nicht mehr als ein einzelner Tropfen, aber dass sie sich nicht erinnerte, wo und wie sie sich diese Verletzung zugezogen hatte, irritierte mich. Wenn ihr so etwas passierte, musste sie mehr als nur ein bisschen betrunken gewesen sein. Aber ich wollte den gerade geschlossenen, noch empfindlichen Frieden nicht sofort wieder gefährden, drehte mich wortlos um und verließ das Schlafzimmer.

Ich kochte Kaffee, wie ich es Kim versprochen hatte, und danach kehrte ich ins Wohnzimmer zurück und begann, das herrschende Chaos zu beseitigen, so gut ich konnte. Besonders gut war es nicht. Ich habe niemals das Talent zum Hausmann besessen, und um ganz ehrlich zu sein: auch nicht den Ehrgeiz, es zu entwickeln. Aber ich bemühte mich, und als Kimberley - nach einer Ewigkeit, wie es mir vorkam - aus dem Schlafzimmer auftauchte, hatte ich die schlimmsten Folgen der vergangenen Nacht beseitigt. Was blieb, war eine schmierige Pfütze unter dem Fenster, von der ich annahm, es wäre Regenwasser, das vom Wind hereingeweht worden war.

Aber es war kein Regenwasser. Es war eine streng riechende, graugrüne Substanz von fast schleimiger Konsistenz.

»Was um Gottes willen ist denn das?« fragte ich angeekelt.

Kim kam neugierig näher und ging in die Hocke. Sie streckte die Hand nach der Pfütze aus, berührte sie aber nicht, sondern verzog ebenfalls angeekelt das Gesicht.

»Das muss die Katze gewesen sein«, sagte sie.

»Katze? Was für eine Katze?«

Kim blinzelte. »Ich ... erinnere mich jetzt«, sagte sie zögernd. »Eine Katze kam herein, weil das Fenster offen stand. Jetzt weiß ich es wieder: Ich wollte sie verscheuchen, weil sie diese Schweinerei angerichtet hat. Dabei habe ich

mir den Kopf angestoßen.«
Zweifelnd blickte ich abwechselnd sie und die sonderbare Pfütze an. Das Zeug sah nicht so aus, als wäre es von einer Katze hinterlassen worden. Es roch auch nicht so.
»Vergiss das jetzt«, sagte Kimberley und stand auf. »Weißt du was? Ich wische das später weg. Jetzt ziehst du deinen Mantel wieder an, und ich lade dich zur Feier des Tages zum Abendessen ein. Du hattest mir doch von diesem kleinen italienischen Restaurant zwei Straßen weiter von hier erzählt.«

Während der nächsten Wochen geschah nichts Außergewöhnliches. In Wirklichkeit geschahen eine Menge außergewöhnlicher und bedrohlicher Dinge, aber ich bekam wenig davon mit; vielleicht wollte ich auch außerhalb meiner kleinen Welt nichts mehr sehen. Als ich begriff, was geschah, war es beinahe zu spät.
Die Dinge gingen ihren Gang, wie man so schön sagte. Kimberley und ich gingen tagsüber weiter ins Büro und taten unsere Arbeit, ich ging abends und an den Wochenenden zu Majestic, und sie stellte niemals auch nur eine einzige Frage, ganz wie sie es versprochen hatte. Und ich beließ es dabei. Im Nachhinein war ich ganz froh, dass sie mich davon abgehalten hatte, sie einzuweihen. Manchmal plagte mich immer noch mein schlechtes Gewissen, das größte und wichtigste Geheimnis meines Lebens ausgerechnet vor ihr verborgen zu halten, aber zugleich war ich auch fast erleichtert. Bach mochte wohl einen Narren an mir gefressen haben, wie Hertzog behauptete, aber ich bezweifelte, dass seine Großmut weit genug reichte, um mir einen Hochverrat zu verzeihen - und als nichts anderes hätte er es

betrachtet, hätte ich Kim eingeweiht. Ganz gleich, aus welchen Gründen.
Was mich schließlich dazu brachte, es doch zu tun, das war ein Ereignis, das wohl jeder von Ihnen kennt, auch die, die damals noch gar nicht geboren waren; auch wenn die allerwenigsten von Ihnen wohl die wirklichen Hintergründe kennen. Ebenso wenig wie ich übrigens, damals.
Die Tage begannen wieder länger zu werden, und die Abende damit wärmer. Kim und ich hatten uns in letzter Zeit angewöhnt, fast regelmäßig auszugehen; ein Verhalten, das unseren Haushaltsetat ebenso strapazierte, wie es unserem Privatleben gut tat. Es war mir gleich. Kimberley und ich verstanden uns so gut wie seit Monaten nicht mehr, und wenn der Preis dafür darin bestand, dass ich zwei Jahre länger auf einen neuen Wagen sparen oder meinen Anzug ein Jahr länger tragen musste, dann war es mir recht.
Es war schon spät. Wir hatten italienisch gegessen und anschließend eine gute Flasche Wein getrunken, und ich war gerade weit genug beschwipst, um noch Herr meiner Sinne (und vor allem meiner Sprache) zu sein, mich aber auf einen romantischen Ausklang des Abends in unserem Schlafzimmer zu freuen. Auch das war etwas, das sich in den letzten Wochen geändert hatte: Heutzutage ist es vielleicht selbstverständlich, dass auch eine Frau sexuell aktiv wird und ihre Wünsche klar und deutlich formuliert, aber in den sechziger Jahren war dies ganz und gar nicht normal, aller Flower-Power-Romantik und Hippiebewegung zum Trotz. Nicht, dass ich mich über diese Veränderung beklagt hätte ...
Wir waren noch einen Block von Zuhause entfernt. Es war weit nach zehn, und die Straße hätte eigentlich so gut wie

leer sein müssen. Trotzdem hatte sich vor einem Geschäft auf der anderen Straßenseite ein regelrechter Menschenauflauf gebildet.
»Was ist denn da los?« fragte Kim.
Ich sah nur flüchtig hin. Ein gutes Dutzend Menschen hatte sich vor dem Schaufenster eines Fernsehgeschäfts eingefunden, es war die Zeit, in der auch in Amerika nicht jeder Haushalt über einen eigenen Fernseher verfügte und in jedem Schaufenster einer oder auch mehrere Apparate liefen. Mich interessierte es im Moment nicht. Wir hatten einen eigenen Fernseher, und ich hatte für den Rest des Abends andere Pläne, als mir eine Soap-Opera anzusehen oder irgendeine Quiz-Show.
»Keine Ahnung«, sagte ich achselzuckend. »Lass uns nach Hause gehen. Ich möchte ins Bett.«
»Ich denke, du bist nicht müde.«
»Bin ich auch nicht«, antwortete ich grinsend.
Kimberley lachte, zog mich aber trotzdem mit schon etwas mehr als sanfter Gewalt quer über die Straße und auf das Schaufenster zu. Ich sträubte mich nicht. Ob wir ein paar Minuten früher oder später zu Hause ankamen, spielte keine Rolle.
Doch der Abend sollte einen radikal anderen Verlauf nehmen, als ich in diesem Moment ahnte.
Und mit ihm der Rest meines Lebens.
Dass irgendetwas nicht stimmte, fiel mir schon auf, bevor wir das Geschäft erreichten. Am Straßenrand parkte ein Wagen. Der Motor lief, und der Fahrer saß hinter dem Steuer und lauschte konzentriert der Stimme des Nachrichtensprechers, die aus dem Radio drang. Er sah sehr besorgt aus. Um nicht zu sagen: erschrocken. Das Fenster des Wa-

gens stand offen, aber ich konnte nicht verstehen, was die Stimme aus dem Radio sagte. Doch ich fing einige Fetzen auf; vielleicht nur Bruchstücke von Worten, aber es waren Bruchstücke, die mich aufs höchste beunruhigten. Es waren Worte wie Nuklearsprengkopf, Ultimatum und Kernwaffeneinsatz.

»Was ist denn los?« fragte Kim. Auch sie hatte die Stimme aus dem Radio gehört.

Ich zuckte nur mit den Schultern, aber ich musste mich jetzt nicht mehr drängen lassen, um das Schaufenster zu erreichen. Ganz im Gegenteil war plötzlich ich es, der sie zog.

Aus meinen schlimmsten Befürchtungen schien Gewissheit zu werden, als wir das Schaufenster erreichten. In dem Geschäft liefen gleich ein halbes Dutzend Fernsehempfänger, die allerdings alle das gleiche Programm zeigten. Der Ton war ausgeschaltet, aber die Bilder, die auf den Mattscheiben flimmerten, waren so eindeutig, dass sie im Grunde keiner weiteren Erklärung bedurften.

Sie zeigten einen Flottenverband der US-Navy, der offensichtlich mit voller Kraft durch den Ozean pflügte. In raschem Wechsel dazu waren Hubschrauber zu sehen, Einheiten der Air Force und schließlich eine Staffel B-52-Bomber. Zumindest diesen letzten Filmschnipsel kannte ich. Es war eine Archivaufnahme, wie vermutlich alle anderen auch.

Aber es waren auch nicht die Bilder, die mich erschreckten. Plötzlich fielen mir gewisse Meldungen ein, die ich in den letzten Tagen gehört hatte, Informationen, die zum Teil jedermann zugänglich und im Radio ausgestrahlt worden waren, zum Teil aber auch als Geheimsache über meinen Schreibtisch gegangen waren.

In der ersten Sekunde war ich einfach nur erschüttert. Das ... das konnte nicht sein! Es war einfach nicht möglich! Nicht einmal die Russen konnten so verrückt sein.
»Was bedeutet das, John?« fragte Kim. Ihre Stimme klang kein bisschen beunruhigt, sondern nur verstört. Vielleicht ging es ihr ebenso wie mir: Vielleicht wollte sie nicht begreifen, was diese Bilder bedeuteten.
»Er hat es getan!« murmelte ich fassungslos. »Dieser Wahnsinnige hat es wirklich getan!«
»Was?« fragte Kim. »Aber was ist denn nur los?«
»Chruschtschow ist los, Schätzchen«, sagte einer der Männer hinter uns. »Dieser verrückte Russe hat Raketen auf Kuba stationiert.«
Kim erschrak nicht. Sie sah nicht einmal besorgt aus, sondern sah den Mann nur verständnislos an. Dann wandte sie sich wieder an mich. »Sind wir im Krieg, John?«
Ich hätte viel darum gegeben, die Antwort zu wissen. Offiziell waren wir es vermutlich noch nicht, aber das war möglicherweise ein Unterschied, der kleiner war, als selbst ich in diesem Moment noch ahnte. Ich starrte wieder das halbe Dutzend synchroner Bilder auf den Fernsehern im Schaufenster an, und plötzlich war es mir, als begänne ich den Boden unter den Füßen zu verlieren. Ich stürzte rasend schnell auf einen Abgrund zu, schneller und schneller und schneller, und mit mir stürzte die ganze Welt. Heute weiß jedermann, wie nahe die Welt damals dem atomaren Inferno war, aber in dieser Nacht war ich vielleicht der Einzige aus der kleinen Gruppe, der die ganze Tragweite der Gefahr begriff. Die Männer und Frauen rings um uns herum wirkten nervös und angespannt, aber einige sahen auch beinahe freudig erregt aus, so absurd es auch klingen mag.

»Damit kommt er nicht durch«, sagte ein rothaariger Bursche hinter mir. »Kennedy wird Chruschtschow in den Arsch treten, ihr werdet sehen.«
Ich drehte mich herum und funkelte ihn an. Ich sagte kein Wort, aber irgendetwas in meinem Blick musste ihn abgrundtief erschreckt haben, denn sein schadenfrohes Grinsen erlosch schlagartig, und er wich instinktiv einen Schritt von mir zurück.
»Was ist los mit Ihnen?« fragte er nervös. »Sind Sie etwa so ein Scheiß-Kommunistenfreund?«
»Halt bloß die Klappe, du Idiot«, sagte ich. »Weißt du überhaupt, was da vor sich geht?«
»John.« Kimberley legte mir die Hand auf den Unterarm, und die Berührung brach den Bann.
Plötzlich wurde mir nicht nur klar, dass ich mich wie ein kompletter Narr benahm, sondern dass ich auch drauf und dran war, mir eine gehörige Tracht Prügel einzuhandeln. Der Bursche war einen Kopf größer als ich, und ein gutes Stück breitschultriger, und McCarthy war zwar zu diesem Zeitpunkt noch ein gesichtsloser Gouverneur, dessen Name niemandem etwas sagte, aber sein Geist war bereits deutlich zu spüren. Ich hielt dem Blick des rothaarigen Jungen noch eine trotzige halbe Minute lang stand, dann drehte ich mich mit einem Ruck herum und ging.
Kimberley folgte mir mit schnellen, festen Schritten. »Was ist los mit dir, John?« fragte sie. »So habe ich dich ja noch nie erlebt! Ist es wegen der Berichte im Fernsehen?« Sie zögerte einen Moment, dann fragte sie noch einmal: »Sind wir im Krieg, John?«
»Ich weiß es nicht«, antwortete ich wahrheitsgemäß. »Aber vielleicht solltest du dir schon einmal eine Aktentasche be-

sorgen. Und ein weißes Blatt Papier. Du weißt doch: duck and cover.«
Kimberley sah mich nur irritiert an, aber ich sah auch, dass ich ihre fast unnatürliche Ruhe nun endlich erschüttert hatte. Sie sagte nichts mehr, doch hinter ihrer Stirn begann es sichtbar zu arbeiten.
Wir hatten das Apartmenthaus erreicht. Kim griff in die Manteltasche und zog ihren Schlüsselbund heraus, aber ich löste mich von ihrem Arm und steuerte den Wagen an, der einige Schritte entfernt am Straßenrand stand. »Wo willst du hin?« fragte Kim.
»Ich muss noch einmal weg«, antwortete ich ausweichend. »Warte nicht auf mich.«
»Um diese Zeit? Aber wohin denn, um Gottes willen.« »Ich muss zu Bach. Warte nicht auf mich.« »Zu Bach? Aber warum rufst du ihn nicht einfach an?« Ich stieg in den Wagen, warf die Tür hinter mir zu und startete den Motor, ohne zu antworten. Ich sah im Rückspiegel, dass Kim auf mich zuzurennen begann, hämmerte den Gang hinein und trat das Gaspedal bis zum Boden durch, so dass der Wagen mit durchdrehenden Reifen losjagte. Meine Gedanken überschlugen sich. Ich musste zu Bach. Ich musste mit ihm reden, um herauszufinden, was hinter diesem Wahnsinn steckte, und dann ...
Was? Die Welt retten?
Der Gedanke erschien mir plötzlich selbst so absurd, dass ich hinter dem Steuer laut zu lachen begann. Es war ein durch und durch hysterisches Lachen, aber als es vorbei war, da hatte ich mich auch halbwegs wieder beruhigt.
Zumindest weit genug, um zu begreifen, dass ich in die falsche Richtung fuhr.

Bach wohnte in einem jener unauffälligen Vororte, in denen sich Hunderttausend-Dollar-Häuser hinter unauffälligen Fassaden verbargen und in der Auffahrt der Drittwagen des Sohnes stand, während der Chevy des Hausherren hinter dem Garagentor verborgen blieb und die Heizung des Pools abends ausgeschaltete wurde, damit man den aufsteigenden Dampf nicht sah. Es war nach elf, als ich ankam, aber im Haus brannte noch Licht, und hinter dem Fenster neben der Tür flackerte der blaue Schein eines Fernsehers. Vermutlich gab es in dieser Nacht niemanden in Amerika, der nicht vor dem Fernseher saß und gebannt der Stimme des Nachrichtensprechers lauschte.

Es gab keine Klingel, so dass ich klopfen musste. Die Reaktion erfolgte sofort. Schritte näherten sich der Tür, dann blickte mich ein im ersten Moment vollkommen perplexer, dann fast zorniger Bach an.

»John?«

»Darf ich reinkommen?« Ich beantwortete meine Frage selbst, indem ich die Tür aufschob und einfach an ihm vorbeiging. Bach war noch immer so perplex, dass er nicht einmal versuchte, mich aufzuhalten. Eine Sekunde lang starrte er mich nur ratlos an, dann drehte er sich herum, warf einen raschen, aber sehr aufmerksamen Blick nach draußen und schloss dann die Tür.

»Ich bin allein gekommen«, sagte ich.

Bach legte den Kopf schräg. »Woher haben Sie diese Adresse?«

Ich lachte leise. »Ich bin Agent, Captain, schon vergessen? Und ich hatte einen guten Lehrer. Ich nehme an, Sie haben die Nachrichten verfolgt?«

Statt zu antworten ging Bach mit schnellen Schritten an mir

vorbei und schaltete den Fernseher aus. Als er sich wieder zu mir herumdrehte, hatte er seine Selbstbeherrschung komplett wiedergefunden. Er trug jetzt weder seine Navy-Uniform noch einen der schlichten dunklen Anzüge, in denen ich ihn kannte, sondern nur Jeans und ein geripptes Unterhemd, aber das machte ihn nicht weniger beeindrukkend. Er hätte vermutlich auch noch Autorität ausgestrahlt, hätte er in langen Unterhosen und Ringelsöckchen vor mir gestanden.

»Ich hoffe, Sie haben einen guten Grund, hierherzukommen, John«, sagte er ruhig. »Ich schätze es nicht, in meiner Freizeit gestört zu werden. Ich habe sehr wenig davon.«

»Wie können Sie das zulassen?« fragte ich mit einer Kopfbewegung auf den ausgeschalteten Fernseher. »Nach allem, was vorgeht?«

»Was?« fragte Bach. »Reden Sie nicht in Rätseln, Mann!«

»Kuba«, antwortete ich. »Kennedy hat eine Blockade verhängt?«

»Nachdem Chruschtschow ein halbes Dutzend Atomraketen dort stationiert hat, ja«, antwortete Bach gelassen. »Was erwarten Sie denn, John? Dass er den Russen auch noch Transportflugzeuge zur Verfügung stellt?«

»Aber das ist Wahnsinn!« protestierte ich. »Die Situation wird eskalieren, wenn die Russen stur bleiben!«

Bach sah mich für die Dauer eines Atemzuges nachdenklich an. Dann schüttelte er den Kopf, ging zum Tisch und zündete sich eine Zigarette an. Er nahm einen tiefen Zug, ehe er antwortete.

»Vielleicht sind Sie doch kein so guter Agent, wie Sie zu glauben scheinen, John. Oder ich kein so guter Lehrer. Sonst wüssten Sie nämlich, dass der Präsident bereits eine

Spezialeinheit der Marine in Alarmbereitschaft versetzt hat, um eine Landung auf Kuba durchzuführen. Wir werden Chruschtschow seine Missiles in Geschenkpapier verpackt zurückschicken - zusammen mit ein paar von Castros Zigarren.«
»Das bedeutet Krieg«, sagte ich.
Bach zuckte die Achseln. »Nur, wenn die Russen stur bleiben. Ich glaube nicht, dass sie dieses Risiko eingehen.«
»Und wenn doch?«
Bachs Achselzucken wiederholte sich. »Kennedy wird jedenfalls nicht nachgeben«, sagte er. »Aber das ist immer noch keine Antwort auf meine Frage: Was, zum Teufel, tun Sie hier, John?«
Bach sah mich an, schwieg.
»Majestic«, fuhr ich fort. »Er hat keine Ahnung, dass es existiert, und er weiß auch nichts von Roswell und allen anderen. Der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika hat keine Ahnung, was vor sich geht.«
»Präsidenten kommen und gehen«, sagte Bach. »Kennedy ist ein guter Mann, aber für meinen Geschmack ein wenig zu redselig.«
Ich hätte nicht einmal mehr erschrocken sein dürfen, aber ich war es. Nein, nicht erschrocken. Ich war empört.
»Er weiß es nicht«, sagte ich. »Ebenso wenig wie Chruschtschow. Die beiden würden einen solchen Wahnsinn nie anfangen, wenn sie wüssten, was vor sich geht.«
»Vielleicht nicht«, antwortete Bach. »Vielleicht schon. Eine gemeinsame Bedrohung macht aus Feinden nicht zwangsläufig Freunde, wissen Sie?«
Ich starrte ihn eine Sekunde lang an, und dann machte es deutlich hörbar Klick hinter meiner Stirn. »Sie wollen es

gar nicht, nicht wahr?« fragte ich. »Das ist es, was Sie wirklich wollen, Bach. Die wirkliche Bestimmung von Majestic! Sie wollen die Technologie der Grauen für sich. Nicht für Amerika. Für Majestic.«

Bach zog an seiner Zigarette. Seine Augen wurden schmal, und seine linke Hand glitt in einer unerwarteten Geste zur Brust und strich über den rechteckigen Anhänger, der an seinem Hals hing. »Sie sind betrunken«, sagte er plötzlich.

»Das stimmt«, gestand ich unumwunden. »Gerade genug, um den Mut für diese Worte zu haben. Aber nicht so sehr, dass ich nicht begreife, was hier vor sich geht.«

»Und was geht hier vor - Ihrer Meinung nach?« fragte Bach ruhig.

»Die Welt steuert auf eine Katastrophe zu, Sie ... Sie größenwahnsinniger Irrer!« schrie ich. »Und Sie haben die Möglichkeit, sie daran zu hindern! Sagen Sie es ihnen! Rufen Sie Kennedy an und erzählen Sie ihm die Wahrheit! Zeigen Sie ihm die Leichen der Grauen und das UFO-Wrack, das Sie irgendwo versteckt haben!«

»Ist das alles?« fragte Bach. Er wirkte äußerlich noch immer ganz ruhig, beinahe schon gefährlich ruhig. Aber seine Finger strichen weiter nervös über das Amulett an seinem Hals.

»Sie, Sie müssen es ihm sagen!« fuhr ich fort, noch immer erregt, aber jetzt nicht mehr schreiend. »Verdammt, Bach, wenn nicht Sie, wer sollte dann wissen, dass die Zeit vorbei ist, in der wir auf dieser Welt so tun können, als wären wir allein? Sie müssen es Kennedy sagen, und er muss es Chruschtschow sagen! Wir sind nicht mehr allein auf dieser Welt! Wir haben einen neuen Feind, und wir können ihn nur gemeinsam besiegen!«

Bach sah mich ruhig an. »Sind Sie jetzt fertig, John?«
»Heißt das, dass Sie es nicht tun werden?« fragte ich.
»Der Präsident weiß, was er wissen muss«, antwortete Bach kühl. »Nicht mehr, aber auch nicht weniger.«
»Sie ...«
»Sie sollten jetzt gehen John«, unterbrach mich Bach. »Ich werde dieses Gespräch vergessen. Sie sind erregt, und nach dem, was heute Abend passiert ist, kann ich das sogar verstehen. Aber machen Sie keine schlechte Angewohnheit daraus. Ich bin kein sehr großmütiger Mensch, wie Sie wissen.«
»Sie verstehen gar nichts!« antwortete ich bitter. »Mein Gott, Bach, Sie ... Sie glauben wirklich, Sie hätten das Recht, Gott zu spielen, wie?«
»Nein«, antwortete Bach. »Sie?«
»Ich werde da nicht länger mitspielen«, sagte ich. »Der Präsident wird erfahren, was vorgeht.«
»Nur zu«, sagte Bach. »Gehen Sie zu ihm und erzählen Sie ihm, was Sie wissen. Ich bin sicher, er wird herzhaft lachen.«
»Vielleicht auch nicht.«
Bach schüttelte den Kopf. Er blieb immer noch ganz ruhig. »Gehen Sie nach Hause und schlafen Sie Ihren Rausch aus, John«, sagte er. »Wir reden morgen weiter, wenn Sie sich beruhigt haben.«
Es hätte noch so viel gegeben, was ich sagen wollte. Was ich ihm sagen musste. Aber ich spürte auch, dass ich den Bogen bereits überspannt hatte. Bach hatte wenigstens in einem Punkt die Wahrheit gesagt: Er war kein besonders großmütiger Mensch. So starrte ich ihn nur noch einen Moment lang wütend an, dann fuhr ich auf dem Absatz

herum und ging. Als ich die Tür hinter mir zuzog, rief Bach mir noch nach:
»Und kommen Sie nie wieder hierher, John.«

Mitternacht war vorbei, als ich nach Hause kam. Ich hatte mich nicht wieder verfahren, aber ich hatte auch nicht den direkten Weg nach Hause gewählt, sondern ganz bewusst einen Umweg gemacht und auch noch einen Zwischenstopp in einem kleinen Imbiss eingelegt, um zwei Tassen starken Kaffee zu trinken. Ich brauchte einfach Zeit, um mich zu beruhigen - und so ganz nebenbei hatte ich weder Lust, den Rest der Nacht auf einer Polizeiwache zu verbringen, noch, meinen Führerschein zu verlieren.
Trotzdem war ich nach der zweiten Tasse Kaffee nicht mehr ganz sicher, ob es nicht klüger gewesen wäre, mit Scotch weiter zu machen. Ich wurde langsam wieder nüchtern, und im gleichen Maße wurde mir auch klar, dass ich schon wieder einen Fehler gemacht hatte.
Diesmal vielleicht einen zu viel.
Ich hatte die Beherrschung verloren, und vor allem: Ich hatte Bach bedroht. Und Frank Bach war kein Mensch, der sich ungestraft bedrohen ließ. Auch nicht von mir. Er hatte zwar gesagt, dass er unser Gespräch vergessen würde, aber ich wusste, dass es nicht stimmte. Es würde Konsequenzen für mich haben. Vielleicht nicht direkt. Bach würde sich keine Strafe für mich einfallen lassen, aber er würde mich in Zukunft mit Sicherheit sehr viel aufmerksamer im Auge behalten. Und das war im Moment so ziemlich das Letzte, was ich gebrauchen konnte.
Nicht bei dem, was ich vorhatte.
Ich hatte nicht nur heute einen Fehler begangen. Seit Mona-

ten schien alles, was ich tat, nur noch aus einer Aneinanderreihung von Fehlern und falschen Entscheidungen zu bestehen. Und die schlimmsten von allen würde ich jetzt rückgängig machen. Ich würde tun, was ich schon vor langer Zeit hätte tun sollen, und Kimberley endlich die ganze Geschichte erzählen. Noch in dieser Nacht.

Jetzt.

Ich zahlte meinen Kaffee, verließ das Restaurant und fuhr auf dem schnellstmöglichen Weg nach Hause. Ich fuhr schnell, aber nicht zu schnell. In Anbetracht der fortgeschrittenen Uhrzeit herrschte in der Stadt noch erstaunlich viel Betrieb: Auf den Straßen waren fast so viele Wagen wie tagsüber, und ich sah mehr als eine Gruppe von Männern und Frauen, die beieinander standen und aufgeregt miteinander diskutierten. Ich war wohl nicht der Einzige, dem die schlechten Nachrichten den Schlaf geraubt hatten. Das Radio in meinem Wagen ließ ich allerdings ausgeschaltet. Ich brauchte nicht noch mehr Hiobsbotschaften.

Was nicht hieß, dass ich sie nicht bekam.

Als ich in unsere Straße einbog, nahm mir ein schwarzer Mercury die Vorfahrt. Ich trat im letzten Moment auf die Bremse, entging mit kreischenden Reifen einem Auffahrunfall und hob wütend die Hand, um auf die Hupe zu schlagen.

Aber ich tat es nicht, denn in diesem Moment erkannte ich den Wagen.

Genauer gesagt: seinen Fahrer.

Es war Pratt.

Kongressabgeordneter Charles Pratt. Ich sah sein Gesicht nur für den Bruchteil einer Sekunde, aber ich erkannte ihn trotzdem ohne den geringsten Zweifel. Von seiner rück-

sichtslosen Fahrweise hatte ich schon gehört, aber es war das erste Mal, dass ich sie erlebte - und so ganz nebenbei auch das erste Mal, dass er sie einsetzte, um möglichst schnell zu dem Haus zu gelangen, in dem ich wohnte.
Nichts anderes war sein Ziel.
Ich wäre Pratt um ein Haar nun doch noch in den Wagen gefahren, als er warnungslos abbremste, und den Mercury mit einem brutalen Ruck am Lenkrad unmittelbar vor unserem Apartmenthaus zum Stehen brachte. Mit einer fast verzweifelten Bewegung wich ich ihm aus, drehte hastig das Gesicht nach links, damit Pratt nicht im Vorbeifahren seinerseits nun mich erkannte, und gab instinktiv wieder Gas. Der Wagen rasierte um Haaresbreite an Pratts Mercury vorbei, aber ich sah im Rückspiegel, wie Pratt ausstieg und sich herumdrehte, ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen. Stattdessen umkreiste er den Wagen und ging mit festen Schritten auf den Eingang des Apartmenthauses zu.
Ich widerstand im letzten Moment dem Impuls, anzuhalten und zurückzusetzen.
Tatsächlich fuhr ich sogar wieder ein wenig schneller und betätigte den Blinker, um an der nächsten Kreuzung rechts abzubiegen. Pratt hatte mich bisher nicht bemerkt und so sollte es auch bleiben. Trotzdem behielt ich ihn natürlich aufmerksam im Rückspiegel im Auge. Pratt verschwand im Eingang unseres Apartmenthauses, als ich die Kreuzung erreichte und abbog.
Ich gab mehr Gas und holte aus dem altersschwachen Chevy heraus, was ich nur konnte, während ich den Block umrundete. Was um alles in der Welt suchte Pratt in unserer Wohnung, und noch dazu mitten in der Nacht? Seit unse-

rem Zusammenstoß waren Wochen vergangen. Pratt hatte in dieser Zeit das Einzige getan, was ihm noch übrig blieb - mich mit Missachtung gestraft. Wieso tauchte er ausgerechnet heute hier auf? Konnte es sein, dass der eingetretene Notfall ihm endlich die notwendigen Vollmachten beschert hatte, um mit mir abzurechnen? Und wenn ja, hatte er in einer Nacht wie dieser tatsächlich nichts Besseres zu tun, als seine gekränkte Eitelkeit zu rächen?

Es gab noch eine andere Erklärung. Aber sie war so absurd, dass ich mich im ersten Moment einfach weigerte, sie auch nur in Betracht zu ziehen.

Doch der Gedanke war nun einmal da, und er bohrte sich wie ein vergifteter Stachel immer tiefer in mein Bewusstsein. Pratt war unterwegs zu meiner Wohnung, während ich nicht Zuhause war. Wer sagte mir, dass er das das erste Mal tat? Kimberley hatte sich verändert, seit sie mit Pratt gesprochen hatte, und vielleicht war das kein Zufall.

Ich versuchte vergeblich, mir einzureden, dass ich ein Narr war, und nur grundlos eifersüchtig. Es nutzte nichts. Das Gefühl war einmal da, und es wurde mit jeder Sekunde stärker.

Trotzdem war ich noch geistesgegenwärtig genug, den Wagen wieder auf dreißig Meilen die Stunde herunterzubremsen, ehe ich den Block ganz umrandet hatte. Ich parkte nicht unmittelbar vor der Tür, sondern ein Stück weit entfernt und so, dass der Wagen von unserer Wohnung aus nicht gesehen werden konnte, und zwang mich, die wenigen Schritte zur Haustür langsamer als eigentlich notwendig zurückzulegen. Als ich vor der Tür unseres Apartments stand, waren ungefähr drei Minuten vergangen, seit Pratt das Haus betreten hatte.

Als ich den Schlüssel ins Schloss stecken wollte, zitterten meine Hände so stark, dass ich für einen Moment innehalten musste. Ich war aufgebracht, aber mich selbst in der Rolle des wütenden Ehemannes zu sehen, der außer sich vor Wut die Tür eintrat, erschien mir selbst in diesem Augenblick noch zu lächerlich. So wartete ich, bis sich meine zitternden Hände wieder einigermaßen beruhigt hatten, schob den Schlüssel lautlos ins Schloss und schob die Tür ebenfalls lautlos auf.

Pratt war in der Wohnung.

Ich konnte seine und Kimberleys Stimmen aus dem Wohnzimmer hören. Ich konnte die Worte nicht verstehen, aber immerhin den Tonfall - und was ich belauschte, das war ganz bestimmt kein Liebesgeflüster.

Ebenso lautlos, wie ich die Tür geöffnet hatte, schloss ich sie hinter mir wieder, wandte mich um und schlich zum Wohnzimmer. Ich widerstand der Versuchung, einen Blick hinein zu werfen. Stattdessen presste ich mich dicht neben der Tür gegen die Wand und lauschte mit geschlossenen Augen.

»... frage Sie noch einmal, Mister Pratt«, sagte Kimberley gerade. »Was wollen Sie hier? Es ist Mitternacht! John ist nicht hier, und er kommt auch heute nicht mehr!«

»Sie sind durcheinander, Kimberley«, antwortete Pratt. »Aber das ist nur zu verständlich. Ich werde Ihnen alles erklären.«

»Für Sie immer noch Mrs. Sayers, Mister Pratt. Und Ihre Erklärungen interessieren mich nicht. Gehen Sie!«

Pratt lachte. Jedenfalls glaubte ich, dass es ein Lachen war. Ganz sicher war ich nicht.

»Ich muss Ihnen ein paar Dinge erklären, Kimberley. Sind

Sie bereit dafür?«
Ich konnte hören, dass er mit irgendetwas hantierte; ein metallischer, raschelnder Laut, als hätte er irgendetwas ausgepackt, das in eine Aluminiumfolie eingehüllt war. Kimberley sog hörbar die Luft zwischen den Zähnen ein.
»Was ist das? Es ... es soll aufhören! Dieses Geräusch! Machen Sie, dass es aufhört!«
Ich lauschte angestrengt, konnte aber absolut nichts hören. Die Verlockung, mich aus meinem Versteck zu lösen und ins Wohnzimmer zu stürmen, wurde immer stärker, aber noch widerstand ich ihr. Vielleicht musste ich nur eine oder zwei weitere Minuten abwarten, um Pratt ein für alle Mal loszuwerden.
»Es tut mir leid, Kimberley«, sagte er, »aber das kann ich nicht. Glauben Sie mir, auch ich hätte es vorgezogen, dieses Gespräch mit John zu führen, statt mit Ihnen. Aber unglücklicherweise war John nicht hier, als meine ... Kameraden Sie besuchten.«
»Dieses Geräusch!« wimmerte Kim. »Schalten Sie es ab! Schalten Sie es ab, Pratt!«
Ich hörte immer noch nichts, aber es fiel mir immer schwerer, reglos dazustehen und zu lauschen. Der gequälte Ton in Kimberleys Stimme war echt. Sie litt Höllenqualen. Noch eine Minute, dachte ich, keine Sekunde länger.
»Sie werden gleich alles verstehen, Kimberley«, sagte Pratt. »Es ist bedauerlich. Eigentlich mag ich Sie nämlich. Sie sind ein nettes Mädchen, und Sie haben mit dieser ganzen Geschichte nun wirklich nichts zu tun. Aber manchmal entwickeln sich die Dinge nun einmal nicht ganz so, wie man will. Das Problem ist John. Wir können Ihrem Mann nicht mehr länger trauen, Kim. Er entwickelt sich allmählich zu

einer ernst zu nehmenden Bedrohung. Für uns alle, Kim. Auch für Sie.«
»Dieses Geräusch!« wimmerte Kim. Der Schmerz in ihrer Stimme ließ auch mich innerlich aufstöhnen. »Schalten Sie es ab! Ich ertrage es nicht mehr!«
Dasselbe galt auch für mich. Ich wusste nicht, was Pratt ihr antat, aber was immer es war, ich würde es beenden. Jetzt!
Doch als ich mich von der Wand abstieß und ins Wohnzimmer stürmen wollte, sah ich ein sonderbares, flackerndes Licht. Ein Licht in Farben und von einer flackernden Art, wie ich es noch nie zuvor gesehen hatte, und so blieb ich noch einmal stehen und lauschte.
»Berühren Sie das Licht, Kim«, sagte Pratt. »Es ist ganz einfach, Sie werden es sehen. Strecken Sie die Hand aus, und berühren Sie das Licht. Es wird alle Ihre Fragen beantworten.«
»Nein«, wimmerte Kim. »Bitte!«
»Sie kämpfen dagegen«, sagte Pratt. »Das ist nur natürlich. Aber es ist sinnlos. Berühren Sie das Licht, und alles wird gut. Klaar Si Su Haar.«
Die letzten Worte hatte er mit veränderter, unheimlicher Stimme gesprochen; eine Stimme, die kaum noch wie die eines Menschen klang ...
... und es auch nicht war!
Endlich begriff ich. Pratt war nicht hier, um sich an mir für irgendetwas zu rächen.
Er war auch nicht hier, weil Bach ihn geschickt hatte.
Pratt gehörte zu ihnen!
Mit einem Ruck löste ich mich von meinem Platz, stürmte ins Wohnzimmer - und blieb wieder stehen. Ich weiß nicht, was ich erwartet habe, aber das nicht. Es gibt Dinge, auf die

man sich nicht vorbereiten kann, ganz gleich, wie sehr man es auch versucht.
Das Zimmer war in ein Meer tanzender Farben getaucht, die ihren Ursprung in einem fußballgroßen Etwas hatten, das schwerelos einen halben Meter über dem Boden schwebte. Ich konnte nicht sagen, was es war, nicht einmal genau, wie es aussah, denn es schien seine Form und seine Größe ununterbrochen zu ändern, wie ein Prisma, in dem sich nicht nur das Licht, sondern auch die Formen brachen.
Kimberley und Pratt standen inmitten dieses Ozeans aus Licht, und irgendwie schienen sie selbst zu einem Teil der ständig wechselnden Farben und Formen geworden zu sein, so dass ich im ersten Moment fast Schwierigkeiten hatte, sie überhaupt zu erkennen. Kim lehnte an der Wand neben dem Fenster, in verkrümmter Haltung, mit schmerzverzerrtem Gesicht und beide Hände gegen die Ohren gepresst, und Pratt drehte sich genau in diesem Moment zu mir herum und sah mich an. Auf seinem Gesicht erschien nicht die mindeste Spur von Überraschung.
»Hallo, John«, sagte er.
Ich ignorierte ihn, überwand endlich meine Überraschung und war mit einem einzigen Satz bei Kimberley. »Kim! Liebling! Was ist los? Was ist mit dir?«
Kimberley zitterte am ganzen Leib. Sie antwortete nicht. Wahrscheinlich konnte sie es nicht einmal. Wütend fuhr ich zu Pratt herum.
»Pratt! Verdammt noch mal, was tun Sie hier?«
Angesichts dessen, was ich sah, kam mir diese Frage beinahe selbst lächerlich vor, und Pratt antwortete auch ganz genau so darauf. Er lächelte.
»John, John, John«, sagte er kopfschüttelnd. »Das wissen

Sie doch ganz genau. Ich weiß wirklich nicht, was ich von Ihnen halten soll. Ich glaube, ich hätte nicht so lange hinter der Tür gestanden und meine Frau leiden lassen - wenn ich eine Frau hätte, heißt das.«
»Warum sie, Pratt?« fragte ich. »Warum Kimberley? Warum nicht ich?«
»Nur Geduld, John. Ihre Zeit wird noch kommen«, antwortete Pratt lächelnd.
»Sie verdammter Mistkerl«, murmelte ich. »Sie widerlicher, elender ...«
Pratt unterbrach mich mit einem Kopfschütteln und der Andeutung eines spöttischen Lächelns.
»Ihr seid ein seltsames Volk«, sagte er. »Ich habe niemals begriffen, wieso so viele von euch so großen Gefallen daran finden, ihre Mitmenschen zu beleidigen. Ist das ein Ausdruck eurer Hilflosigkeit?«
»Was wollen Sie, Pratt?« fragte ich mit zitternder Stimme.
»Sie, John«, antwortete Pratt. »Ganz einfach: Sie.«
»Und im Gegenzug lassen Sie Kimberley gehen?«
Pratt nickte. »Und Scrooge Duck wird der nächste Präsident der USA. Keine Chance, John.«
»Dann lassen Sie mir keine andere Wahl«, sagte ich und stürzte mich auf ihn.
Ich war schnell - ich meine, wirklich schnell - und die Wut und vor allem die Angst um Kimberley ließen mich im wahrsten Sinne des Wortes über mich hinauswachsen.
Trotzdem hatte ich keine Chance.
Pratt sah meinen Angriff rechtzeitig genug kommen, um etwas dagegen zu tun, aber er machte sich nicht einmal die Mühe. Er blieb einfach ruhig stehen und wartete darauf, dass ich mit ausgebreiteten Armen gegen ihn prallte.

Vielleicht hatte er mich unterschätzt, aber vielleicht hatte ich auch einfach nur Glück. Es gelang mir jedenfalls, ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen, so dass wir aneinander geklammert ein paar Schritte weit durch das Zimmer stolperten und schließlich über die Couch stürzten.
Es war nur Glück, und es hörte damit auch schlagartig auf. Noch während wir stürzten, packte mich Pratt mit einer Hand im Nacken und riss mich ohne die geringste Mühe von sich herunter. Mit beinahe noch weniger Mühe sprang er wieder hoch, riss mich mit sich in die Höhe und schleuderte mich quer durch das Zimmer. Irgendwie brachte ich es fertig, nicht zu stürzen, aber ich prallte mit solcher Wucht gegen die Wand, dass mir die Luft aus den Lungen gepresst wurde und ich für einen Moment nur Sterne sah.
»John, John, John«, seufzte Pratt. »Warum machen Sie es sich und mir nur so unnötig schwer?«
Wie durch einen Nebel aus grauer Watte und Blut sah ich Pratt (Pratt? Das Pratt-Ding!) auf mich zukommen. Ich kämpfte verzweifelt um mein Bewusstsein. Der Anprall war unvorstellbar hart gewesen. Pratt musste so stark sein wie zehn normale Männer - und dabei hatte er bisher im Grunde nur mit mir gespielt. Es war vollkommen sinnlos, gegen diese Kreatur kämpfen zu wollen.
Aber dann hörte ich Kimberley schreien, und dieser Schrei löste etwas in mir aus, von dem ich selbst nicht mehr gewusst hatte, dass ich es noch besaß: Den verzweifelten Instinkt, zu überleben, die gleiche Kraft, die Menschen seit einer Million Jahre immer wieder dazu gebracht hatte, auch in den ausweglosesten Situationen immer noch weiterzukämpfen. Wenn ich aufgab, dann würde nicht nur ich sterben, sondern auch Kimberley. Als Pratt nach mir griff,

duckte ich mich blitzschnell unter seiner Hand hindurch und packte gleichzeitig seinen Arm.
Es war Pratts eigene, übermenschliche Kraft, die ihm zum Verhängnis wurde.
Er versuchte, sich aus meinem Griff loszureißen, aber ich stemmte mich nicht dagegen, sondern sprang im Gegenteil plötzlich auf ihn zu, verlagerte mein Gleichgewicht und drehte mich gleichzeitig halb um meine eigene Achse, und Pratt wurde vom Schwung seiner eigenen Bewegung an mir vorbei gerissen, prallte hilflos gegen das Fenster und stürzte in einem Scherbenregen hinaus.
Keuchend und fast krampfhaft um Atem ringend taumelte ich zu Kim hinüber. Sie hockte noch in der gleichen verkrümmten Haltung da und hatte die Hände gegen die Schläfen gepresst. Ich bezweifelte, dass sie überhaupt mitbekommen hatte, was geschehen war.
Unten auf der Straße wurden Schreie laut, aufgeregte Stimmen und näher hastende Schritte. Mit einem einzigen Satz war ich am Fenster und sah hinaus.
Pratt lag mit verrenkten Gliedern drei Stockwerke unter mir auf der Straße. Er rührte sich nicht, und ich bezweifelte auch, dass selbst das unglaubliche Etwas, in das er sich verwandelt hatte, diesen Sturz überlebt haben konnte.
Aber ich hatte ein anderes Problem. Auf der Straße unter mir waren mindestens ein Dutzend Menschen zusammengelaufen, und die meisten von ihnen starrten jetzt geradewegs nach oben und mir ins Gesicht.
»Das Geräusch!« wimmerte Kim hinter mir. »Es soll aufhören! Bitte, John, mach, dass es aufhört!«
Ich drehte mich rasch vom Fenster weg - und erlebte einen Anblick, der mir schier das Blut in den Adern gefrieren

ließ!
Kim saß nicht mehr neben dem Fenster. Ihr Gesicht war immer noch schmerzverzerrt, aber sie hatte sich auf Hände und Knie erhoben und kroch wimmernd auf die flackernde Lichtkugel zu.
»Aufhören!« wimmerte sie immer wieder. »Mach, dass es aufhört!«
Wimmernd vor Schmerz streckte sie die linke Hand nach der Lichtkugel aus, dem Licht, in dem alle Antworten waren.
»Nein!« schrie ich. »Kim! Nicht!«
Ihre Hand bewegte sich weiter. Noch ein paar Zentimeter, und ihre ausgestreckten Finger würden das Licht berühren. Ich war keine zwei Schritte von ihr entfernt, aber ich wusste, dass ich sie nicht mehr rechtzeitig erreichen würde, um sie zurückzureißen.

So tat ich das Einzige, was mir spontan einfiel: Ich packte einen Stuhl, schwang ihn hoch über den Kopf und schmetterte ihn mit aller Gewalt auf die Lichtkugel.
Sie explodierte. Es gab keinen Knall, keine Hitze oder Druckwelle, aber für eine Sekunde erstrahlte das Zimmer in einem so unerträglich grellen, gleißenden Licht, als blickte ich direkt ins Herz einer explodierenden Sonne.
Schreiend taumelte ich zurück, schlug die Hände vors Gesicht und prallte gegen die Wand. Ich war blind. Vor meinen Augen tanzten flackernde Lichtpunkte, und zwei dünne Pfeile aus rot glühendem Schmerz schienen sich direkt in mein Gehirn zu bohren.
Es dauerte lange, bis ich wieder halbwegs klar sehen konnte.

Als ich die Augen öffnete, war die Lichtkugel, aber auch der Stuhl, den ich hineingeschleudert hatte, spurlos verschwunden. Bach würde mich umbringen.
Kim hatte aufgehört zu stöhnen und war halb auf die Seite gesunken. Sie hielt die Hände noch immer gegen die Schläfen gepresst, als wäre sie in dieser Haltung erstarrt und nicht mehr in der Lage, sich zu bewegen. Aber sie zitterte am ganzen Leib, und als ich sie an den Schultern berührte, fuhr sie wie unter einem elektrischen Schlag zusammen und stieß einen halblauten, kläglichen Schrei aus.
»Es ist alles in Ordnung, Schatz«, sagte ich, während ich sie an mich presste und ihr tröstend mit der Hand über das Haar strich. »Keine Angst mehr. Es ist vorbei. Es ist alles in Ordnung.«
Die Worte kamen mir selbst wie der pure Hohn vor. Alles in Ordnung? Nichts war in Ordnung, das wusste sie so gut wie ich.
»Was ist passiert?« fragte ich. »Erzähl es mir. Was wollte er von dir?«
»In meinem Kopf«, flüsterte Kim. Sie schluchzte so heftig, dass ich alle Mühe hatte, die Worte überhaupt zu verstehen. »Es ist ... in meinem Kopf, John.«
»Du meinst Pratt«, vermutete ich. »Er ist ... irgendwie in deine Gedanken eingedrungen, nicht wahr. Aber keine Sorge. Er kann dir nichts mehr tun. Er ist tot.«
»Nicht Pratt«, antwortete Kim. »Es. Es ist in meinem Kopf, John. Es ... es bewegt sich. Es bewegt sich in meinem Kopf!«
Ich starrte sie an; zwei, drei, fünf Sekunden, aber es verging noch einmal dieselbe Zeitspanne, bis ich endlich begriff, was ihre Worte wirklich bedeuteten.

Es bewegt sich in meinem Kopf, John!
Es waren nicht Pratts Gedanken gewesen, die sie spürte. Kimberley war von einem Ganglion besessen.

Doktor Hertzog schien zu jenen seltenen Menschen zu gehören, die keine Nachrichten hörten, denn als ich zwanzig Minuten später mit beiden Fäusten gegen seine Haustür hämmerte, dauerte es eine geraume Weile, bis hinter einem Fenster im ersten Stock ein trübes Licht aufflammte, und dann noch einmal endlose, quälende Sekunden, bis sich schlurfende Schritte der Tür näherten. Jemand lugte durch den Spion, dann hörte ich das Klirren von mindestens zwei Sicherheitsketten und die Tür wurde geöffnet. Ich hatte Hertzog wirklich aus dem tiefsten Schlaf gerissen. Sein Gesicht war mindestens genauso zerknittert wie der alte Pyjama, den er trug, und ganz wach schien er noch nicht zu sein, denn er blinzelte mich eine Sekunde lang verständnislos an, ehe er fragte: »John?«
»Ich brauche Ihre Hilfe, Doc«, sagte ich. »Jetzt gleich.«
Ich konnte regelrecht sehen, wie etwas hinter Hertzogs Stirn Klick machte und er den Rest seiner Benommenheit schlagartig abschüttelte. Vielleicht war es der Arzt in ihm, der den alarmierten Tonfall in meiner Stimme richtig deutete. Seine Müdigkeit war von einem Sekundenbruchteil zum anderen wie weggeblasen.
»Was ist passiert?« fragte er. »Sind Sie verletzt?«
»Kim«, antwortete ich mit einer Geste zum Wagen zurück. Kimberley saß auf dem Beifahrersitz und starrte blicklos geradeaus. Selbst über die große Entfernung hinweg konnte ich sehen, wie totenbleich sie war. »Sie müssen uns begleiten. Wir müssen sie zu Majestic bringen.«

Hertzog blinzelte. »Majestic? Was ist passiert, verdammt noch mal?« Er wirkte mit einem Male sehr wach.
»Sie haben Sie«, sagte ich. »Sie ist von einem Ganglion besessen.«
Hertzogs Gesicht, ohnehin nicht viel dunkler als sein Schlafanzug, verlor noch mehr an Farbe. »Sind Sie sicher?«
»Hundertprozentig«, antwortete ich. »Kommen Sie, Doc. Wir müssen zu Majestic! Das Mittel, von dem Sie mir erzählt haben ...«
»Das ist unmöglich«, antwortete Hertzog.
Ich ignorierte ihn und wedelte ungeduldig mit beiden Händen. »Wir haben keine Zeit zu verlieren, Doc. Ich weiß, dass das Zeug noch nie getestet wurde, aber wir haben keine Wahl!« Ich versuchte, ihn an den Schultern zu ergreifen, aber Hertzog entwand sich mit einer erstaunlich schnellen Bewegung und wich gleichzeitig einen Schritt zurück.
»Sie verstehen mich nicht, John«, sagte er ernst. »Wenn wir Ihre Freundin zu Majestic bringen, dann bedeutet das ihren Tod.«
»Wie?«
»Ich habe ganz klare Anweisungen«, antwortete Hertzog. »Das Sammeln lebender Exemplare hat im Moment allerhöchste Priorität. Wenn ich sie ins Labor bringe, muss ich sie operieren.«
»Operieren?« Ich starrte ihn an. »Sie meinen, Sie wollen ... das Ding aus ihr herausschneiden?«
»Ich will nicht, ich muss«, sagte Hertzog. Seine Stimme klang noch immer so ruhig und sachlich wie bisher, aber mit einem Mal fand ich diese Sachlichkeit nicht mehr bewunderungswürdig, sondern fast abstoßend. Ich musste mich mit aller Kraft beherrschen, um ihn nicht anzuschrei-

en.
»Diese Anordnung gilt doch nicht für Kimberley«, antwortete ich. »Sie ist meine Freundin. So gut wie meine Frau.«
»Diese Anordnung gilt sogar ganz besonders für Ihre Freundin, John«, antwortete er ruhig. »Bach war in diesem Punkt sehr deutlich.« Er lachte, aber es klang nicht besonders amüsiert. »Ihnen ist doch wohl klar, dass Mitarbeiter von Majestic und ihre Angehörigen ganz oben auf der Abschussliste unserer Freunde stehen. Ganglions, die einen von uns befallen, interessieren Bach ganz besonders.«
»Das wird er nicht tun«, murmelte ich. Ich war wie vor den Kopf geschlagen.
Hertzog antwortete nicht einmal, und wozu auch? Wir beide kannten Bach gut genug.
»Dann ... dann müssen wir es hier tun.«
»Was? Sie töten?« Hertzog schüttelte heftig den Kopf. »Einmal ganz davon abgesehen, dass ich hier rein zufällig nicht über einen komplett ausgestatteten Operationssaal verfüge, würde das am Ergebnis nichts ändern. Sie wissen das, John. Ich habe mehr als zwei Dutzend Ganglions extrahiert. Keiner der Träger hat den Eingriff überlebt.«
»Ich rede nicht von einer Operation!« antwortete ich. »Was ist mit dem Mittel? Haben Sie es hier?«
»A.R.T.?« Hertzog nickte und schüttelte praktisch in der gleichen Bewegung den Kopf. »Wie lange ist es her?«
»Was? Dass sie den Ganglion bekommen hat?« Ich hatte nicht die geringste Ahnung. »Ich weiß es nicht. Ein paar Tage. Vielleicht Wochen.«
»Warum nicht gleich Monate?« Hertzog schüttelte erneut den Kopf. »Es hat keinen Sinn, John. Das Zeug ist noch nicht erfolgreich getestet. Und selbst wenn, hätte es nur

innerhalb der ersten vierundzwanzig bis sechsunddreißig Stunden Aussicht auf Erfolg. Ich kann die Verantwortung nicht übernehmen.«
»Das müssen Sie auch nicht«, antwortete ich. »Ich übernehme sie. Ich mache es selbst. Geben Sie mir das Zeug und erklären Sie mir genau, was ich tun muss, das ist alles, was ich von Ihnen verlange.«
Hertzog seufzte. Es klang fast wie ein kleiner Schrei. »Bitte, John«, sagte er. »Ich kann Sie verstehen. Aber es hat keinen Sinn. Glauben Sie mir: Es gibt nichts, was ich für Kimberley tun könnte; oder sonst irgendjemand auf der Welt.«
»Geben Sie es mir!« verlangte ich.
Hertzog starrte mich an. »Bringen Sie mich nicht in diese Lage, John, ich bitte Sie!«
»Ich könnte Sie zwingen, Doktor«, sagte ich. »Muss ich?«
»Nein«, antwortete Hertzog. Er wirkte kein bisschen erschrocken, oder gar eingeschüchtert. Nur traurig. »Aber Sie können es nicht hier tun. Ich muss ...«
»Bach benachrichtigen, ich weiß«, unterbrach ich ihn. »Ich brauche das Mittel und fünf Minuten Vorsprung, mehr nicht.«
»Warum quälen Sie sich so, John?« fragte Hertzog. Er deutete auf den Wagen. »Und sie?«
Als ich nicht antwortete, drehte er sich achselzuckend herum und verschwand im Haus. Er kehrte bereits nach
Wenigen Augenblicken zurück und trug eine kleine, weiße Plastikflasche ohne Etikett oder irgendeine Beschriftung in der Hand. Wortlos reichte er sie mir und schloss die Tür, ohne noch ein einziges weiteres Wort zu sagen.
Ich drehte mich herum und rannte zum Wagen zurück.

Meine Frist lief.

»Was ... ist das hier?« Kimberleys Stimme zitterte. Ich wusste nicht, ob vor Kälte oder Furcht; vermutlich vor beidem. »Ich dachte wir ... wir gehen dorthin, wo du ... arbeitest. Majestic!«
»Majestic?« Ich konnte mich nicht erinnern, dieses Wort jemals in ihrer Gegenwart benutzt zu haben, und sah sie mit einer Mischung aus Überraschung und einer Spur von Misstrauen an.
»Du hast es ein- oder zweimal erwähnt«, antwortete Kimberley, nickend und in fast beiläufigem Ton. Dann zog sie die Schultern hoch, rieb sich fröstelnd über die nackten Oberarme und sah sich demonstrativ in der Runde um. »Aber ich hätte es mir ... anders vorgestellt.«
In diesem Punkt konnte ich ihr nicht widersprechen. Ich meine: Sie hatte nicht den geringsten Anlass, sich Majestic irgendwie vorzustellen, denn ich war mittlerweile vollkommen sicher, dieses Wort niemals in ihrer Gegenwart benutzt zu haben.
Ich hatte das Haus schon mehrmals gesehen, während ich mit dem Wagen durch die Gegend gefahren war, mich aber nicht bewusst daran erinnert: Es war ein einstöckiges, weitläufiges Einfamilienhaus mit Doppelgarage, Pool und fast obligatorischem Vorgarten, das irgendwann einmal wirklich schön gewesen sein musste, jetzt aber dem allmählichen Verfall anheim gegeben war. Das ›zu Verkaufen‹-Schild stand schon so lange im Vorgarten, wie ich in Washington war; und vermutlich schon sehr viel länger. Mein Unterbewusstsein aber schien das Gebäude sorgsam gespeichert zu haben, vielleicht, um es später im Notfall als sicheren Un-

terschlupf zu benutzen, denn als ich wieder zu Kim in den Wagen stieg, fiel mir das Haus, das nur wenige Blocks entfernt war, schlagartig wieder ein.
Wir brauchten dringend einen sicheren Unterschlupf. Ich kannte weder das Haus noch irgendeinen anderen Ort, den Bach kannte - und ich zweifelte nicht daran, dass Bach jeder Ort bekannt war, den ich in den letzten drei oder vier Monaten aufgesucht hatte.
»Das ist nicht Majestic«, sagte ich. »Wir ... können nicht dorthin. Bach würde dich umbringen.«
»Das kann ich mir nicht vorstellen«, sagte Kimberley leichthin. »Ich meine: Er ist vielleicht kein besonders liebenswerter Mensch, aber auch kein Mörder.«
Sie fuhr fort, sich mit den Handflächen die Oberarme zu massieren, als friere sie. Dabei war es hier drinnen eigentlich nicht kalt. »Lass uns nach Hause gehen, John«, bat sie.
»Das können wir nicht, Schatz«, antwortete ich leise. »Der Doc hat jetzt bestimmt schon angerufen. Ich bin sicher, dass Bachs Leute bereits nach uns suchen.«
»Sollen sie«, antwortete Kim. »Mir fehlt nichts, John. Wirklich. Ich bin nur ... ein bisschen durcheinander, das ist alles.«
»Und was ist mit dem ... Ding, das sich in deinem Kopf bewegt?« Ich zitierte sie ganz bewusst wörtlich, obwohl es mich alle Kraft kostete, die Worte auch nur auszusprechen.
»Aber das war doch nur so dahingesagt«, behauptete sie leichthin. »Vorhin als ... als Pratt in meine Gedanken eingedrungen ist. Aber du bist ja gerade noch rechtzeitig gekommen. Es ist nichts passiert. Erinnerst du dich nicht? Ich habe das Licht nicht berührt.«
»Dann spricht ja nichts dagegen, das hier zu trinken.«

Ich zog die Flasche mit dem Mittel, das Hertzog mir gegeben hatte. »Es ist vollkommen harmlos, weißt du, es bewirkt nichts anderes, als den pH-Wert in deinem Blut anzuheben. Der Doc meint, dass die Ganglions das hassen wie die Pest.«
Das war blühender Unsinn. Hertzog hatte mir absolut nichts über das Mittel erzählt, aber das konnte Kim schließlich nicht wissen. Und mir kam es auch nur auf ihre Reaktion auf diese Behauptung an, nicht auf den Wahrheitsgehalt.
Sie fiel so aus, wie ich zugleich gehofft als auch gefürchtet hatte. Sie wirkte misstrauisch, ein ganz kleines bisschen aber auch erleichtert. Nach ein paar Augenblicken schüttelte sie den Kopf. In ihrem Blick war etwas, das nicht dort hineingehörte.
»Ich glaube, ich möchte das nicht«, sagte sie. »Wer weiß, ob Hertzog die Wahrheit gesagt hat?«
Ich hatte auch Hertzogs Namen niemals erwähnt, sondern immer nur von Doc gesprochen. Selbst heute Nacht. Etwas in meinem Inneren schien sich zu einem harten Knoten zusammenzuziehen.
»Lass uns nach Hause gehen«, bat sie noch einmal. »Mir ist kalt, und ich bin sehr müde.«
»Keine Chance«, sagte ich kopfschüttelnd und hielt ihr abermals die Flasche hin. »Trink das.«
»Aber ich ...«
Ich trat ganz auf sie zu, drückte sie sanft an meine Brust und strich mit der linken Hand über ihr Haar. Kim zitterte am ganzen Leib. Ihr Atem beschleunigte sich, und ich konnte fühlen, wie sich jeder Muskel in ihrem Körper anzuspannen begann.
»Kämpfe dagegen, Schatz«, flüsterte ich. »Ich weiß, es ist

stark. Aber du bist stärker. Du kannst es besiegen. Ich weiß das.«
»Ich ... ich habe Angst«, flüsterte Kim. »Es ... es ist da, John. Es bewegt sich. In mir. Es ... es denkt in meinen Gedanken. Ich kann es hören.«
»Ich weiß, Liebling«, flüsterte ich. »Aber wir werden es besiegen.«
Ich trat einen Schritt zurück und hielt ihr die Flasche hin. »Trink das.«
Wieder regte sich trotziger, nicht menschlicher Widerstand in ihren Augen, aber noch war sie stärker als das Ding in ihr. Sie hob die Hand, aber sie führte die Bewegung nicht einmal ganz zu Ende, sondern starrte plötzlich ihre gespreizten Finger an.
»Ich ... kann nicht, John«, flüsterte sie. »Ich kann meine Hand nicht mehr bewegen!«
»Warte.« Ich steckte die Flasche wieder ein, sah mich suchend im Raum um und bückte mich schließlich nach der Fußleiste. Während ich an dem morschen Elektrokabel riss, das darunter zum Vorschein kam, schickte ich ein Stoßgebet zum Himmel, dass der Strom in diesem Haus auch wirklich abgeschaltet war.
Er war es, und das Kabel war noch morscher, als ich gehofft hatte; vielleicht sogar zu morsch für meine Zwecke. Ich riss zwei oder drei Fuß davon ab, schnappte mir im Vorbeigehen einen wackeligen Stuhl und drückte Kim mit sanfter Gewalt darauf.
»Was hast du vor, John?« fragte Kim. Ihre Stimme klang ängstlich, aber es war auch eine Spur von Feindseligkeit darin, die mich noch weiter alarmierte. Das Ding in ihr wurde stärker. Ich tat gut daran, mich zu beeilen. Wenn es

erst vollkommen Gewalt über sie erlangt hatte, dann hatte ich wahrscheinlich keine Chance mehr. Ohne zu antworten, band ich ihre Handgelenke hinter der Lehne zusammen und fesselte Kim mit dem Rest des Kabels hinter dem Stuhl. Dann griff ich wieder nach der Flasche.
»Jetzt trink das!« sagte ich. »Schnell, so lange du es noch kannst.«
Sie konnte es nicht mehr. Was immer den Menschen in ihr ausgemacht hatte, war aus ihrem Blick verschwunden. Ich starrte in ein Paar dunkler, von unvorstellbarer Bosheit und einer kalten, lauernden Intelligenz erfüllter Augen.
»Lass mich gehen, John«, sagte sie.
»Du weißt genau, dass ich das nicht kann«, antwortete ich. »Es ist in dir. Du weißt das.«
»Ich kann damit leben«, beharrte Kim. »Es wird mich töten, wenn du versuchst, es aus mir herauszuholen.«
Ich hielt ihr die Flasche hin. »Trink.«
Kim starrte mich an. »Du kannst mich nicht zwingen.«
»Ich fürchte, das muss ich«, antwortete ich.
Wie sich zeigte, konnte ich es nicht. Als ich mich über sie beugen wollte, trat sie warnungslos zu. Ihr Fuß traf mich mit so grausamer Wucht, dass ich glaubte, meine Kniescheibe splittern zu hören, und der Schmerz war entsetzlich. Ich schrie vor Qual, sank auf das unverletzte Knie herab und umklammerte das andere Bein mit beiden Händen, und Kimberley trat abermals zu.
Diesmal trafen mich ihre Füße vor der Brust, schleuderten mich nach hinten und zu Boden und ließen mich quer durch den Raum schlittern.
Der Schmerz war so grausam, dass mir für einen Moment schwarz vor Augen wurde und ich das Bewusstsein zu ver-

lieren drohte. Einzig der Gedanke, dass ich vermutlich nie wieder aufwachen würde, wenn ich jetzt in Ohnmacht fiel, hielt mich wach.
Während ich mich stöhnend auf die Seite drehte und irgendwie auf die Beine zu kommen versuchte, begann Kimberley vollends zu toben. Sie sprang mitsamt des Stuhles auf, begann schrille, unartikulierte Laute auszustoßen und zerrte mit solcher Kraft an ihren Fesseln, dass der altersschwache Stuhl jeden Moment einfach auseinander fallen musste.
Wenn das geschah, war ich so gut wie tot.
Und sie auch.
Der Gedanke gab mir noch einmal die Kraft, mit zusammengebissenen Zähnen auf sie zuzutaumeln und das Einzige zu tun, was überhaupt noch möglich war: Ich versetzte ihr einen Kinnhaken, der sie auf der Stelle das Bewusstsein verlieren ließ.

Sie erwachte zehn Minuten später, und es war das Schrecklichste, was ich bis zu diesem Moment erlebt hatte. Ich hatte sehr hart zugeschlagen, und ihr Gesicht begann langsam anzuschwellen. Ihre Lippen waren aufgeplatzt, aber ich war nicht sicher, ob das von meinem Schlag kam, oder ob ich ihr diese Verletzung zugefügt hatte, als ich versuchte, ihr Hertzogs Gegenmittel einzuflößen.
Obwohl sie bewusstlos gewesen war, hatte es meine ganze Kraft gekostet. Das Ding in ihr wehrte sich noch immer. Wenn Hertzogs Mittel wirkte, dann nicht so schnell, wie es gut gewesen wäre. Kim murmelte und stöhnte ununterbrochen vor sich hin; unartikulierte, furchtbare Laute, die etwas in mir sich zusammenziehen ließen.

Was das Stöhnen anging, bildeten wir allerdings ein Duett. Der Schmerz in meinem Knie hatte nicht nachgelassen, sondern schien ganz im Gegenteil noch schlimmer geworden zu sein. Ich hatte mir eine alte Kiste herangezogen und mich ihr gegenüber darauf niedergelassen, aber nicht nur, um in ihrer Nähe zu sein. Ich war nicht vollkommen sicher, ob ich überhaupt stehen konnte.

Plötzlich hörte sie auf zu wimmern. Für einen Moment war sie fast unheimlich still, dann begann sie in regelmäßigen, fast spastisch wirkenden Bewegungen den Kopf hin und her zu werfen.

Ihre Lippen formten die gleichen, schrecklichen Geräusche, die ich schon aus Pratts Mund gehört hatte:

Klaar Si Su Haar. Klaar Si Su Haar, Klaar Si Su Haar! Immer und immer wieder diese gleichen, fürchterlichen Worte.

»Kimberley!« keuchte ich. »Kim! Hör auf!«

Sie reagierte nicht. Ihr Körper begann zu beben, dann wie in Krämpfen zu zucken. Sie schrie die Worte jetzt: Klaar Si Su Haar!

Ich wusste mir nicht mehr anders zu helfen: Ich versetzte ihr eine schallende Ohrfeige. Ihr Kopf flog in den Nacken und blieb dort. Ihre Augen standen offen, aber für einen Moment waren sie matt und glanzlos wie die eines Toten. Aber sie hatte aufgehört, diese furchtbaren Worte auszustoßen.

Trotz der noch fast unerträglichen Schmerzen in meinem Bein sprang ich auf und zog sie an mich. »Alles in Ordnung, Liebling«, flüsterte ich. »Ich bin es, John. Es wird alles gut. Keine Angst mehr. Wir schaffen das. Wir beide zusammen werden es besiegen!«

»Bring mich nach Hause, John«, wimmerte Kim. »Ich will nicht an diesem furchtbaren Ort bleiben. Bitte bring mich nach Hause!«
Etwas in ihr bewegte sich. Es war noch nicht vorbei. Ich sprach immer noch nicht mit Kimberley, sondern mit dem Ganglion, der ihre Gedanken beherrschte. Vielleicht mehr.
»Bald, Liebling«, sagte ich. »Bald. Kämpfe dagegen. Du kannst es besiegen.«
Kimberley verlangte noch zwei- oder dreimal in fast befehlendem Ton von mir, sie nach Hause zu bringen, aber dann verlegte sie sich aufs Bitten.
»Bitte, John!« flehte sie. »Bitte bring mich nach Hause! Ich habe Angst! Ich will nicht an diesem furchtbaren Ort bleiben!«
Ihre Stimme wurde zu einem Schluchzen. Sie begann zu weinen, flehte, bettelte und bat immer verzweifelter darum, von hier fortgebracht zu werden. Jeder Schrei, jedes Flehen, trafen mich wie ein Fausthieb. Ich fühlte jedes bisschen Schmerz, das sie spürte, wie meinen eigenen. Alles in mir schrie danach, sie loszubinden, um ihrer entsetzlichen Qual ein Ende zu machen. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus, drehte mich mit einem Ruck herum und schlug die Hände über die Ohren, ohne ihr schreckliches Betteln und Wimmern damit aussperren zu können.
Kimberley begann zu husten. Ihre Schreie gingen in einem qualvollen Würgen unter, und dann schüttelten schlimmere Krämpfe denn je ihren Körper. Sie warf den Kopf in den Nacken, verdrehte auf schreckliche Weise die Augen und rang vergeblich nach Atem. In ihrem Hals ... bewegte sich etwas.
Blitzschnell trat ich hinter sie, drückte ihren Kopf nach

vorne und versuchte verzweifelt, irgendetwas zu tun, um ihr zu helfen. Aber was?
Kim atmete immer qualvoller. Sie war dabei, zu ersticken. Plötzlich würgte sie, beugte sich so weit nach vorne, dass der Stuhl ächzte - und erbrach etwas Kleines, Schleimig-Glitzerndes, das auf einem Dutzend wirbelnder Tentakel davonzuhuschen begann.
Es war unglaublich schnell, aber ich war schneller. Mit einem einzigen Schritt setzte ich ihm nach, stampfte es mit dem Fuß in den Boden und drehte den Absatz vier-fünf-sechsmal hin und her, bis nur noch ein schmieriger, rotbrauner Fleck von dem Ganglion geblieben war.
Kimberley hatte das Bewusstsein verloren, als ich mich zu ihr herumdrehte. Aber ... sie lebte. Hastig hob ich ihr Kinn an, überzeugte mich davon, dass sie zumindest äußerlich nicht schwer verletzt war, dann löste ich ihre Fesseln und hob sie auf die Arme. Mein verletztes Bein schrie protestierend auf, aber ich spürte ihr Gewicht trotzdem kaum, als ich sie hinaus und zum Wagen trug. So behutsam ich konnte, bettete ich sie auf den Rücksitz, schloss die Tür - und sah mich Captain Bach gegenüber, als ich mich herumdrehte. Ich war nicht einmal überrascht. Vermutlich war ich einfach zu erschöpft dazu.
»Ist sie tot?« fragte er.
»Nein«, antwortete ich müde. »Sie lebt.«
Hinter Bach bewegten sich weitere Gestalten in der Dunkelheit. Als ich eine von ihnen als Hertzog identifizierte, fügte ich hinzu: »Ihr Wundermittel funktioniert, Doc.«
»Soll das heißen, es ist ... heraus?« fragte Hertzog ungläubig.
»Wo ist es?« schnappte Bach.

»Im Haus.«
Bach machte eine befehlende Geste. »Steel. Holen Sie es!«
»Aber nehmen Sie ein Glas mit«, riet ich Steel. »Und eine ganz feine Pipette.«
Steel sah mich irritiert an, aber dann wiederholte Bach seine befehlende Geste, und Steel verschwand mit schnellen Schritten im Haus.
»Sie haben es tatsächlich geschafft«, sagte Bach. Er zündete sich eine Zigarette an und schnippte das Streichholz zu Boden. »Das freut mich für Sie. Und ganz besonders natürlich für Kimberley. Trotzdem ... Sie hätten zu mir kommen sollen, John.«
»Hätten Sie mir erlaubt, das Experiment durchzuführen?« fragte ich.
Bach sog an seiner Zigarette, blies eine Rauchwolke in meine Richtung und drehte sich um. »Kommen Sie, John. Wir haben viel zu besprechen.«

Kimberley war eingeschlafen, und ihre tiefen, ruhigen Atemzüge verrieten, dass es nun ein ganz normaler Schlaf war, keine Bewusstlosigkeit, kein von Fieberfantasien geplagter Alptraum. Sie war sehr blass. Ihr Gesicht war weiter angeschwollen, und manchmal bewegte sie im Schlaf die Hände. Die dicke Glasscheibe, die den Beobachtungsraum vom Behandlungszimmer trennte, verschluckte jeden Laut, aber ich konnte sehen, wie sich ihre Lippen bewegten. Vielleicht war ihr Schlaf doch nicht ganz so entspannend, wie ich dachte.
»Sie kommt durch.« Hertzog zog die Tür zum Behandlungsraum hinter sich zu und atmete hörbar ein. »Sie scheint nicht einmal schwer verletzt zu sein. Ich meine:

Sie hat eine Menge mitgemacht, und sie wird sich bestimmt nicht besonders gut fühlen, wenn sie aufwacht, aber sie schwebt nicht in Lebensgefahr.« »Wann kann ich mit ihr reden?« wollte Bach wissen. »Sobald sie sich erholt hat«, antwortete ich, ehe Hertzog etwas sagen konnte. »Und sobald sie es will.«

Bach sagte nichts dazu, was mich einigermaßen überraschte. Ich hatte ihn selten so duldsam erlebt wie in dieser Nacht. Aber vermutlich hatte er mich umgekehrt auch selten so aggressiv erlebt wie heute.

»Wie lange wird sie schlafen, Doktor?« fragte er nach einer Weile.

Hertzog hob die Schultern. »Ich habe ihr ein Beruhigungsmittel gespritzt«, sagte er. »Vier, fünf Stunden. Kaum länger. Mit ein bisschen Glück erinnert sie sich hinterher vielleicht nicht einmal mehr, was passiert ist.« »Ich will doch schwer hoffen, dass sie sich erinnert«, sagte Bach und zog die linke Augenbraue hoch. »Die Aussagen dieser jungen Frau könnten von enormer Wichtigkeit für uns sein. Vor allem jetzt, wo wir den Ganglion nicht mehr haben, der sie befallen hatte.«

Bei diesen Worten warf er mir einen schrägen Seitenblick zu, den ich mit einem vollkommen humorlosen Grinsen quittierte. »Ich hatte ihn höflich gebeten, zu bleiben«, antwortete ich. »Aber er hat mich wohl nicht richtig verstanden.«

»Überspannen Sie den Bogen nicht, John«, sagte Bach.

»Also gut. Dann im Ernst.« Ich ging zum Tisch, nahm mir eine von Bachs Zigaretten und warf einen langen Blick durch die Scheibe hindurch auf Kim, ehe ich mich wieder zu ihm herumdrehte. »Ich will, dass Sie sie in Ruhe lassen.

Ich möchte nicht, dass sie in diese Geschichte hineingezogen wird.«
»Hineingezogen?« Bach klang fast amüsiert. Nach einer Sekunde lachte er auch tatsächlich, wenn auch nicht sehr lang, und nicht sehr echt. »Sie steckt schon so tief drinnen, wie es nur geht, John. Ihre Verlobte ist im Moment vielleicht die wichtigste Mitarbeiterin, die Majestic hat.«
»Das ist sie nicht«, antwortete ich heftig. »Sie werden sie in Ruhe lassen!«
»Selbst wenn ich das wollte ...« Bach schüttelte den Kopf. »Sie wird fragen, sobald sie wieder zu Bewusstsein gekommen ist. Sie wird eine Menge Fragen stellen, John, und Sie werden sie beantworten müssen. Falls Sie das nicht schon getan haben, heißt das.«
Ich verstand die Anspielung sehr wohl, und sie machte mich wütend. »Ich habe ihr nichts gesagt, Captain. Was sie weiß, das weiß sie nicht von mir, sondern von Pratt. Und wenn wir schon einmal dabei sind: Seit wann haben Sie gewusst, dass Pratt zu ihnen gehört?«
Es war ein Schuss ins Blaue, aber er traf. Bachs Gesicht blieb unbewegt, doch ich las in seinen Augen, dass ich Recht hatte.
»Der Ganglion, den ich aus Kim geholt habe, war für mich bestimmt«, fuhr ich fort. »Haben Sie gewusst, dass sie mich haben wollten, Captain?«
Bach schwieg weiter.
»War das Ihr Plan?« fuhr ich fort. Es war fast, als wollte ich das gar nicht sagen. Die Gedanken nahmen erst in meinem Kopf Gestalt an, als ich die Worte aussprach, und der Verdacht war so ungeheuerlich, dass meine Stimme beinahe versagte.

»Sie wussten es, nicht wahr? Das ist der einzige Grund, aus dem Sie mich ausgesucht haben. Sie haben mich auf Pratt angesetzt. Ich war nicht mehr als ein Köder für Sie.«
»John«, sagte Hertzog, aber ich brachte ihn mit einer wütenden Geste zum Schweigen.
»Was haben Sie vor?« fuhr ich wütend fort. »Wollen Sie abwarten, bis sie mir auch so ein ... Ding eingesetzt haben, um mich dann in aller Ruhe zu beobachten, wie eine Ratte im Glaskasten? Oder sollte der gute Doktor mich aufschneiden, damit Sie ein weiteres Exemplar für Ihre Sammlung haben?«
»Das reicht jetzt, John«, sagte Bach ruhig.
»Ja, da sind wir ausnahmsweise mal derselben Meinung!« Ich schrie jetzt wirklich. »Es reicht! Wissen Sie was, Captain? Ich steige aus! Ich gehe zurück an meinen Schreibtisch und verbringe den Rest meines Lebens damit, langweilige Akten zu sortieren!«
»Wenn Sie jetzt aus dieser Tür gehen«, sagte Bach ruhig, »dann verbringen Sie den Rest Ihres Lebens im Gefängnis.«
»Sie können mich nicht erpressen!«
»Das habe ich auch nicht vor«, antwortete Bach. »Es ist nur so, dass Sie vor einem Dutzend Zeugen einen Kongressabgeordneten der Vereinigten Staaten umgebracht haben. Haben Sie das vergessen?«
»Sie bringen das in Ordnung«, sagte ich. »Schon aus eigenem Interesse. Außerdem schulden Sie es mir.«
»Ich schulde niemandem etwas«, antwortete Bach. »Aber Sie haben Recht: Ich bringe die Sache in Ordnung. Und Sie bleiben bei uns. Genau wie Kimberley. Normalerweise behalte ich mir das Privileg vor, neue Mitarbeiter selbst einzustellen, aber in diesem Falle werde ich eine Ausnahme ma-

chen.«
Ich hatte nicht übel Lust, ihm mit sehr deutlichen Worten zu sagen, wohin er sich seinen Humor schieben konnte, aber ich beherrschte mich. Für seine Verhältnisse hatte Bach in dieser Nacht eine wahre Engelsgeduld an den Tag gelegt, und ich tat vielleicht wirklich besser daran, den Bogen nicht vollends zu überspannen.
»Lassen Sie uns raus, Captain!« bat ich. »Sie brauchen uns nicht mehr. Ich bin niemand. Ein fünfundzwanzig Jahre alter Niemand, der Ihnen zu nichts mehr Nutze ist. Lassen Sie Kim und mich gehen und in Ruhe ein langweiliges Leben leben.«
»Sie wissen, dass ich das nicht kann, John«, antwortete Bach. »Niemand verlässt Majestic. Als Sie bei uns eingetreten sind, haben Sie eine Lebensstellung angenommen. Selbst wenn ich wollte, ich kann Ihnen nicht erlauben, zu gehen. Nicht mit alledem, was Sie wissen.«
»Aber ...«
»Ich mache Ihnen einen Vorschlag, John«, fuhr Bach fort. »Sie haben heute viel mitgemacht. Kim und Sie brauchen eine Weile, um sich zu erholen. Warum nehmen Sie nicht zwei, drei Wochen Urlaub und fahren zusammen in ein kleines Hotel irgendwo auf dem Land? Nach der Geschichte mit Pratt ist es sowieso besser, wenn Sie für eine Weile nicht in der Stadt sind.«

Wir taten, was Bach mir geraten hatte, und verließen die Stadt. Kimberley erholte sich erstaunlich schnell. Ihre Verletzungen heilten innerhalb einer einzigen Woche, und noch bevor die zweite zu Ende war, schien unser Leben wieder ganz normal zu verlaufen.

Aber das schien nur so.
Es sollte nie wieder so werden, wie es einmal gewesen war.
Es begann damit, dass wir Gefangene waren. Gefangen in einem goldenen Käfig, möglicherweise, und noch dazu in einem, dessen Gitterstäbe so gut wie unsichtbar waren, aber nichtsdestotrotz Gefangene. Bach hatte uns in ein kleines, aber äußerst komfortables Hotel hundertfünfzig Meilen vor Washington eingenistet; einem jener Hotels, die vorzugsweise von frisch verheirateten jungen Paaren (oder solchen, die behaupteten, es zu sein) bevorzugt wurden, und in denen man auch damals schon wenig Wert auf ordnungsgemäß ausgefüllte Meldezettel legte und noch weniger Fragen stellte. Unser Zimmer hatte allen erdenklichen Luxus, und rings um das Hotel erstreckten sich meilenweite Wälder, in denen man stundenlang spazieren gehen konnte, ohne auf einen einzigen Menschen zu treffen.
Was nicht hieß, dass wir allein gewesen wären. Oh, Bachs Männer waren gut. Wenn sie uns beobachteten, dann nicht so direkt, dass wir einen von ihnen jemals zu Gesicht bekamen. Aber Kim und ich spürten, dass sie da waren. Unsichtbar, lautlos und vollkommen unauffällig, aber sie waren da. Ich konnte ihre Anwesenheit fühlen; wie ein übler Geruch, der in der Luft lag und jeden Atemzug verpestete. Und Kimberley schien es wohl ganz ähnlich zu ergehen. Sie sagte niemals auch nur ein einziges Wort in diese Richtung, ja, sie machte nicht einmal eine versteckte Andeutung, aber ich wusste, dass es so war.
Die Botschaft, die uns dieser goldene Käfig übermittelte, war eindeutig: Genießt es und haltet die Klappe.
Wir schwiegen, und wir versuchten wenigstens, es zu genießen. Natürlich gelang es uns nicht - niemand schläft

wirklich ruhig unter einem Damoklesschwert, nicht einmal, wenn es an einem Faden aus purem Gold hängt, aber Gewohnheit ist eine seltsame Sache. Wir vergaßen unsere wirkliche Situation nicht eine Sekunde lang, aber wir begannen sie zu akzeptieren, und wir versuchten, dass Beste daraus zu machen. Wir verbrachten unsere Tage mit endlosen Spaziergängen im Wald oder am Ufer des nahen Sees, und unsere Abende vor dem Kamin oder dem Fernseher.

Es dauerte knapp drei Wochen, dann klopfte das Schicksal wieder bei uns an. Bach schickte uns ein Telegramm. Die Wogen in der Stadt hatten sich geglättet. Ich sollte am nächsten Morgen wieder im Büro erscheinen und meine Arbeit aufnehmen.

»Kein Wort von mir«, sagte Kim, nachdem sie das Telegramm gelesen hatte. »Glaubst du, er hat mich ...«

»Vergessen?« Ich schüttelte heftig den Kopf. »Bach vergisst niemals etwas. Oder jemanden.« Ich knüllte das Telegramm zu einem Ball zusammen und warf ihn wütend in den Kamin.

»Vielleicht ist es ganz gut so«, sagte Kim.

»Gut?« Ich blinzelte. »Was um alles in der Welt ist daran gut?«

Kim schüttelte den Kopf. »Wir können nicht den Rest unseres Lebens davonlaufen. Oder so tun, als wäre nichts passiert. Bach wird Antworten von uns wollen, und ich glaube fast, ich ... ich will sie ihm geben.«

»Bist du sicher?« Dieser plötzliche Gesinnungswechsel kam für meinen Geschmack ein bisschen zu überraschend. Natürlich verstand ich selbst damals schon genug von psychologischen Zusammenhängen, um zu wissen, dass es fast

immer half, über ein Trauma zu sprechen. Aber sie hatte in den vergangenen beiden Wochen nicht einmal eine Andeutung gemacht.
»Er hat ein Recht dazu, nicht wahr? Ich meine: Ich finde ihn bestimmt nicht sympathisch, aber letzten Endes steht er auf der richtigen Seite.«
Es fiel mir allmählich schwer, zu glauben, was ich da hörte. Kimberley war der liebenswerteste Mensch, den ich kannte, aber nach dem, was wir erlebt hatten, hätte es eher zu ihr gepasst, wenn sie mir mit ruhiger Stimme erklärt hätte, dass sie Bach bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit die Augen auskratzen würde.
Kimberley lächelte, dann hob sie die Hand und legte den Zeigefinger über die Lippen, und endlich verstand ich. Offenbar hatte ich sie wieder einmal unterschätzt. Ich sollte ernsthaft anfangen, darüber nachzudenken, wer von uns beiden hier der Profi war.
»Vielleicht hast du Recht«, antwortete ich. »Aber es gefällt mir trotzdem nicht.«
»Je eher wir es hinter uns bringen, desto besser«, sagte Kim. »Und jetzt vergiss Bach und alles andere. Heute ist unser letzter Tag hier. Lass ihn uns genießen. Ich ... nehme eine Dusche. Begleitest du mich?«
Einen Moment lang war ich vollkommen verwirrt. Wie konnte sie jetzt an ...
Aber das tat sie auch gar nicht. Wieder ein Punkt für sie. »Gerne«, antwortete ich. »Du hast vollkommen Recht. Wir sind hier. Es gibt keinen Grund, das Geld der amerikanischen Steuerzahler gänzlich zu verschwenden.«
Wir gingen ins Bad. Kimberley schlug die Tür lautstark hinter uns zu, riss noch lautstärker den Duschvorhang zur

Seite und drehte beide Wasserhähne bis zum Anschlag auf.
»Bist du sicher, dass das funktioniert?« flüsterte sie.
»Ganz sicher«, antwortete ich, allerdings nicht im Flüstern, sondern in normaler Lautstärke. »Ich habe mindestens zweihundert Folgen FBI gesehen.«
»Das ist nicht witzig, John«, sagte Kim.
»Ich weiß«, antwortete ich. »Und um ehrlich zu sein, ich habe keine Ahnung, ob es funktioniert. Angeblich stört das Geräusch von fließendem Wasser selbst die besten Richtmikrofone und Abhörgeräte, aber es kann genauso gut sein, dass das nur ein Gerücht ist, das sie absichtlich in die Welt gesetzt haben.« Ich zuckte mit den Schultern, ging zum Waschbecken und drehte auch dort beide Hähne auf. Das Rauschen des fließenden Wassers war nun so laut, dass wir beinahe Mühe hatten, uns überhaupt noch zu verständigen. »Aber es kann nicht schaden.«
Kim schmiegte sich mit solcher Kraft an mich, dass ich beinahe Mühe hatte, zu atmen. Sie zitterte am ganzen Leib, aber sie weinte nicht, oder wenn, dann ohne Tränen.
»Er wird uns niemals gehen lassen, nicht wahr?« flüsterte sie.
Wie leicht wäre es gewesen, zu lügen. Und wie gerne hätte ich es getan, und sei es nur, um ihr für einen Moment wenigstens die Illusion von Zuversicht zu vermitteln. Und wie wenig Sinn hätte es gehabt.
»Nein«, sagte ich.
»Dieser Mann ist ein Monster, John«, flüsterte Kim. »Er wird uns niemals unser eigenes Leben leben lassen.«
»Es ist alles meine Schuld«, murmelte ich. »Gott verfluche den Tag, an dem ich Majestic beigetreten bin.«
Kimberley löste sich aus meiner Umarmung, trat zwei

Schritte zurück und sah mich auf eine seltsame Art an.
»Mein Gott, John, glaubst du denn wirklich, du hättest je eine Wahl gehabt? Sie haben dich geholt, weil sie dich brauchten, nicht, weil du es wolltest. Du warst von Anfang an nichts anderes als ein Köder für Pratt!«
»Ich weiß«, antwortete ich, zögerte einen Moment und fügte mit einem schiefen Lächeln hinzu: »Aber lass mir doch wenigstens die Illusion, für eine kleine Weile wichtig gewesen zu sein.«
Kim blieb ernst. »Dieser Mann spielt mit Menschen wie mit Schachfiguren, John. Er benutzt uns. Und nicht nur uns, John. Er ... er belügt die ganze Welt. Wir müssen ihn aufhalten.«
»Aufhalten? Bach? Nur du und ich?«
»Wir haben keine andere Wahl«, sagte Kim. »Er wird uns niemals gehen lassen, John. Es sei denn, wir erzählen der ganzen Welt, was wirklich geschieht. Ein Geheimnis, das keines mehr ist, muss auch nicht mehr beschützt werden.«
»Eine hübsche Idee«, sagte ich. »Und wie willst du sie in die Tat umsetzen?«
»Wir besitzen das Einzige, was Bach wirklich fürchtet, John«, sagte Kimberley. »Die Wahrheit.«
»Das Problem ist nur, dass sie uns niemand glauben wird«, antwortete ich ernst. »Denkst du, ich hätte nicht auch schon daran gedacht? Niemand wird uns glauben. Bach wird sich zurücklehnen, die Arme vor der Brust verschränken und grinsend den Kopf schütteln, und wir beide landen im Irrenhaus. Oder verschwinden einfach.«
»Das ist doch nicht der John Loengard, den ich kenne!« empörte sich Kim. »Seit wann gibst du so schnell auf?«
»Wenn ich weiß, dass ich keine Chance habe. Ich kämpfe

gerne gegen Drachen, wenn es sein muss. Selbst gegen Windmühlen. Aber nicht gegen ein Phantom.«
Kimberley schwieg einen Moment. Sie sah wütend aus, fast ein bisschen zornig, aber auch nachdenklich. Langsam wandte sie sich um, begann in dem kleinen Raum auf und ab zu gehen und setzte sich auf den Badewannenrand. »Jackie«, murmelte Kim. »Ich könnte mit der First Lady reden.«
»Damit sie ihrem Mann beim nächsten Frühstück erzählt, dass sie von ihrer neuen Hilfssekretärin etwas von einer weltweiten Verschwörung erfahren hat, in der es um UFOs geht, eine Bedrohung aus dem Weltall und die mögliche Invasion außerirdischer Ungeheuer?« Ich lachte böse. »Und wo arbeitest du in Zukunft?«
»Wir bräuchten einen Beweis«, murmelte Kim. »Nur einen einzigen Beweis, John. Ich bin ganz sicher, dass ich dem Präsidenten eine Nachricht zuschmuggeln kann. Es passiert nicht oft, aber manchmal komme ich bis in sein Vorzimmer. Du weißt alles über Majestic, John. Glaubst du, du kannst es auf zwei oder drei Blättern zusammenfassen?«
»Kein Problem«, antwortete ich. »Aber was uns fehlt, ist immer noch ...«
»Ja?« machte Kim, als ich nicht weitersprach, sondern nur einen Moment lang an ihr vorbei ins Leere starrte.
»Der Beweis«, flüsterte ich. »Aber wir haben ihn! Verdammt, er war die ganze Zeit direkt vor meiner Nase, und ich habe ihn nicht einmal gesehen!«
Plötzlich war ich sehr aufgeregt. »Hör zu«, begann ich. »Es ist gefährlich, aber es könnte funktionieren. Wir müssen Folgendes tun ...«

Die nächsten Wochen waren die Hölle. Kim und ich kehr-

ten äußerlich zu unserem normalen Leben zurück, aber uns war jede einzelne Sekunde über klar, dass wir nicht aus dem unsichtbaren Käfig entkommen waren. Bach ließ uns weiter überwachen, und wir konnten auch davon ausgehen, dass er unsere Wohnung abhören ließ, so dass wir uns angewöhnten, nur an wirklich sicheren Orten darüber zu reden: im Wagen, in Restaurants oder auf dem Bahnsteig der U-Bahn, und selbst dann nur im Hüsterton. Es war gelebte Paranoia, aber etwas sehr Seltsames geschah. Obwohl die Situation an unseren Nerven zerrte, gab sie uns gleichzeitig auch die Kraft, sie durchzustehen.

Und wir arbeiteten weiter an unserem Plan.

Bach hatte uns unmissverständlich klargemacht, dass es nur einen einzigen Weg gab, Majestic zu verlassen, nämlich als Toter, und ich begriff im Laufe der nächsten Wochen ebenso unmissverständlich, dass die Sicherheitsmaßnahmen von Majestic viel zu perfekt waren, um auch nur ein Stäubchen aus dem unterirdischen Labyrinth hinauszuschaffen. Ich konnte nicht sagen, ob sie mir vorher nur nicht so extrem aufgefallen waren, oder ob Bach mir einfach nur nicht mehr traute, aber ich ging zur Vorsicht von Letzterem aus.

Doch jedes System hat eine schwache Stelle, und wir fanden sie in Bachs Netz. Drei Tage später saßen Kim und ich zusammen im Wagen in der Straße, in der Bach wohnte, und beobachteten sein Haus. Ich war nervös, und ich hatte Angst. Keine gute Kombination.

»Bist du ganz sicher, dass du es tun willst?« fragte ich.

»Ich bin ganz sicher, dass ich es nicht tun will«, sagte Kim. »Leider steht hier nicht zur Debatte, was ich will.«

Bachs Haustür wurde geöffnet. Wir hatten den Wagen so geparkt, dass wir das Haus im Auge behalten konnten, ohne

selbst gesehen zu werden. Ich fuhr zwar noch in dem gleichen Wagen, mit dem wir nach Washington gekommen waren - ein Allerweltsauto, wie es ungefähr alle fünf Minuten an einem vorbeifährt - aber er war ein sehr aufmerksamer Beobachter. So rutschten wir auch beide tiefer in die Sitze, während wir zusahen, wie Bachs Frau einen Schritt aus dem Haus tat und dann ihre beiden Kinder verabschiedete, die in fünf Minuten in den Schulbus steigen würden, der unten an der Ecke hielt.

»Unglaublich, dass dieser Mann verheiratet ist und sogar Kinder hat«, murmelte Kim.

»Die hatte Dschinghis Khan auch«, antwortete ich. »Sogar ein Dutzend, glaube ich.« Ich sah auf die Uhr im Armaturenbrett. »Er müsste jetzt oben im Bad sein, wenn er sich an seinen gewohnten Rhythmus hält. Hoffentlich nimmt er das Ding nicht mit unter die Dusche. Bist du so weit?«

»Nein«, antwortete Kim. »Also, worauf warten wir noch?«

Wir stiegen aus. Kimberley bewegte sich mit langsamen Schritten auf Bachs Haus zu, während ich selbst wesentlich schneller in die entgegengesetzte Richtung ging und an der nächsten Ecke abbog. Wir hatten die Straße in den letzten beiden Tagen so gründlich in Augenschein genommen, wie es ging, und so wussten wir, dass Bachs Garten an ein unbebautes Grundstück grenzte und es nur einen niedrigen, allenfalls symbolisch gemeinten Zaun gab.

Ich brauchte zwei Minuten, um ihn zu erreichen. Kim musste mittlerweile an der Tür sein und geklingelt haben, aber ich gab ihr noch weitere dreißig Sekunden, um Bachs Frau in ein Gespräch zu verwickeln, ehe ich über den Zaun stieg und mich gebückt und sehr schnell der Rückseite des Hauses näherte. Mir war nicht wohl dabei. Mein Herz klopfte

so schnell und hart, als hätte ich einen Hundert-Meter-Sprint hinter mir, und als ich die Hand nach dem Türgriff ausstreckte, zögerte ich noch ein letztes Mal. Wenn ich diese Tür öffnete, dann überschritt ich mehr als nur eine Türschwelle. Bisher hatten Kim und ich nur geplant, Bach zu verraten. Trotz allem war es nicht mehr als ein Spiel gewesen.

Wenn ich dieses Haus betrat, wurde aus dem Spiel Ernst.

Aber wir waren schon viel zu weit gegangen, um jetzt noch zurück zu können.

Ich brachte die immer lauter schreiende Stimme meiner Vernunft mit einem ärgerlichen Gedanken zum Verstummen, drehte den Türknopf und registrierte erleichtert, dass die Tür nicht abgeschlossen war. Ich hatte auch nicht wirklich damit gerechnet. In einer Gegend wie dieser schließen die Leute ihre Hintertüren nicht ab; wenigstens damals nicht.

Aber vielleicht hatte ich gehofft, dass sie abgeschlossen war ...

Sie war es nicht. Ich huschte hindurch, drückte die Tür lautlos wieder hinter mir ins Schloss und sah mich mit klopfendem Herzen um. Ich befand mich in einer kleinen, penibel aufgeräumten Küche, die gleich zwei weitere Türen hatte. Eine war geschlossen, die andere nur angelehnt. Gedämpfte Stimmen drangen hindurch. Eine davon identifizierte ich als die Kims.

Ich schlich hin, spähte durch den Spalt und stellte zu meinem Entsetzen fest, dass Bachs Frau an der Haustür stand und mit Kimberley sprach. Um die Treppe nach oben zu erreichen, musste ich das weitläufige Wohnzimmer nicht nur durchqueren, sondern praktisch unmittelbar an ihr vor-

beigehen.
Ich hatte keine Wahl.
Mit angehaltenem Atem verließ ich die Küche, schlich durch das Wohnzimmer und näherte mich der Treppe. Ich befürchtete nicht, ich war hundertprozentig sicher, dass Bachs Frau mich bemerken musste, denn ich kam so dicht an ihr vorbei, dass sie beinahe den Luftzug hätte spüren können, den ich verursachte. Aber Kim lenkte sie perfekt ab. Das Wunder geschah. Ich erreichte die Treppe und Augenblicke später unbehelligt die erste Etage.
Mit klopfendem Herzen sah ich mich um. Es gab gleich ein halbes Dutzend Türen, die nicht nur allesamt geschlossen waren, sondern auch vollkommen identisch aussahen. Ich hatte nicht viel Zeit. Kimberley würde Bachs Frau nicht endlos hinhalten können, und so ganz nebenbei war auch noch Bach selbst hier oben.
Ich musste improvisieren.
Wenn dieses Haus so aufgeteilt war wie die meisten anderen, die ich kannte, dann war das Badezimmer entweder hinter der ersten oder der letzten Tür auf dem Flur. Ich presste das Ohr gegen die erste Tür und lauschte angestrengt, konnte aber nichts hören; weder das Rauschen von Wasser noch andere Laute, die auf die Anwesenheit eines Menschen dahinter hingewiesen hätten. Also schlich ich auf Zehenspitzen über den Flur und nahm mir die letzte Tür hier oben vor. Das Ergebnis war dasselbe, doch noch bevor ich mich wieder herumdrehen konnte, wurde eine Tür hinter mir geöffnet, und Bachs Stimme schrie mir praktisch ins Ohr:
»Wer ist denn da an der Tür, Liebling?«
Mein Herz schien für einen Schlag auszusetzen. Millimeter

für Millimeter drehte ich mich herum und starrte auf Bachs breiten, nackten Rücken. Er trug nur eine Pyjamahose und Badelatschen und dampfte, als käme er gerade aus der Sauna. Ich war ihm so nahe, dass ich ihm die Hand schütteln konnte, wenn er sich herumdrehte.
»Nur eine nette junge Lady von der Schulbehörde, Frank«, rief seine Frau von unten herauf. »Sie sammelt Unterschriften für eine Elterninitiative.«
»Ich komme gleich herunter«, antwortete Bach. Er machte Anstalten, ins Badezimmer zurückzutreten - wobei er mich unweigerlich gesehen hätte - zuckte dann mit den Schultern und trat ganz auf den Flur heraus. Ohne die Tür zu schliessen, ging er zu einem der anderen Räume, wobei er eine Spur feuchter Fußabdrücke auf dem Teppichboden hinterließ.
Das war meine Chance. Kaum hatte er die Tür hinter sich geschlossen, huschte ich ins Bad. Der Raum war von grauem Wasserdampf und dem intensiven Geruch von Bachs Rasierwasser erfüllt. Bachs Pyjamajacke lag, zu einem unordentlichen nassen Ball zusammengeknüllt auf dem Boden, und im Waschbecken befanden sich noch Reste seines Rasierschaums.
Ich wurde auf Anhieb fündig. Bachs Amulett lag auf dem Waschbeckenrand.
Ich nahm es auf, öffnete den Deckel und nahm mit spitzen Fingern das zusammengefaltete Blatt UFO-Material heraus. Kaum hatte ich es getan, begann es sich zwischen meinen Fingern zu bewegen, wie ein lebendes Wesen, das meinem Griff zu entkommen versuchte. Ich griff fester zu, zog mit der anderen Hand den mitgebrachten Briefumschlag aus der Manteltasche und schob das lebende Metall hinein. Sofort

faltete es sich auseinander. Der Umschlag beulte sich aus wie ein Luftballon, der sehr schnell aufgeblasen wurde, so dass ich fast Mühe hatte, ihn wieder in die Manteltasche zu bekommen.
Sehr langsam verschloss ich das Amulett wieder und versuchte auch die Kette so über den Beckenrand zu drapieren, wie ich es in Erinnerung hatte. Und kaum hatte ich es getan, da hörte ich, wie draußen auf dem Flur eine Tür zufiel, und schnelle Schritte näher kamen.
Für einen Moment drohte mich Panik zu übermannen. Ich war allerhöchstens seit zehn Sekunden hier drinnen - Bach musste sich mit Lichtgeschwindigkeit umgezogen haben.
Und wenn ich nicht im gleichen Tempo reagierte, dann würde er in ungefähr drei Sekunden vor mir stehen und mich ziemlich verdutzt fragen, was ich in aller Herrgottsfrühe in seinem Badezimmer tat. Falls er mich nicht gleich über den Haufen schoss, hieß das.
Ich tat das überhaupt Einzige, was ich noch tun konnte: Ich wich mit zwei blitzschnellen Schritten unter die Dusche zurück und zog den Vorhang zu, und buchstäblich im gleichen Sekundenbruchteil kam Bach herein, trat ans Waschbecken und griff nach seinem Anhänger. Offensichtlich hatte er ihn wirklich nur abgelegt, um zu duschen, und hätte Kims Erscheinen ihn nicht abgelenkt, dann hätte ich wahrscheinlich niemals eine Chance gehabt, auch nur in seine Nähe zu kommen. Bach streifte sich die Kette über den Kopf und warf seinem eigenen Konterfei im Spiegel einen argwöhnischen Blick zu. Er nahm sich diese Nachlässigkeit übel. Offenbar war es wirklich so, wie er damals behauptet hatte: Er trennte sich so gut wie nie davon.
Bach ging; übrigens gerade noch rechtzeitig, denn ich

konnte nun ein hörbares Keuchen nicht mehr unterdrücken. Bach hatte zwei schlechte Angewohnheiten: In seinem Privatleben war er ein wesentlich weniger ordentlicher Mensch als in seinem Beruf. Einer der zum Beispiel nicht den Stöpsel aus der Duschtasse zieht, bevor er die Dusche verlässt; was zur Folge hatte, dass ich bis zu den Waden im Wasser stand.

Die andere war, dass er offenbar ein Gesundheitsfanatiker war. Das Wasser war so kalt, dass ich mit den Zähnen klapperte.

Vorsichtig trat ich aus der Dusche heraus, betrachtete stirnrunzelnd die unübersehbaren, nassen Schuhabdrücke, die ich auf den Fliesen hinterließ, und überlegte angestrengt. Auch ohne diese Spuren hätte ich es nicht gewagt, das Haus auf dem gleichen Wege wieder zu verlassen, auf dem ich es betreten hatte. Kim war mittlerweile wahrscheinlich nicht mehr unten an der Tür, denn sie musste Bachs Stimme gehört haben, und selbst, wenn es anders gewesen wäre: Ich hatte mein Glück schon mehr als genug auf die Probe gestellt, und ich habe noch nie etwas davon gehalten, meine Kosten zu sehr zu überreizen.

Der einzige Weg, der mir blieb, war der aus dem Fenster. Auch das war nicht ganz ungefährlich - welche Rolle Bach in seiner spießigen Nachbarschaft auch immer spielte, dass in blaue Trenchcoats gekleidete junge Männer morgens um acht aus seinem Badezimmerfenster kletterten, gehörte nicht dazu. Aber ich konnte auch nicht hier bleiben. Bach würde zwar in dreißig Minuten das Haus verlassen, aber seine Frau war nicht berufstätig, doch da sie die Eigenarten ihres Mannes kannte, würde sie spätestens zehn Sekunden später hier auftauchen, um hinter ihrem Göttergatten aufzu-

räumen. Also stieg ich aus dem Fenster.
Das Glück blieb mir weiter hold. Bachs Scheinexistenz war tatsächlich spießig genug, dass es genau unter dem Badezimmerfenster das obligate Rosengitter gab, an dem ich einigermaßen bequem hinunterklettern konnte. Fünf Minuten später war ich wieder im Wagen und ließ mich mit einem erleichterten Seufzer in den Fahrersitz fallen.
»Du hast lange gebraucht«, begrüßte mich Kim. »Ist irgendetwas passiert?«
»Passiert? Nein. Wie kommst du darauf? Es ist alles in Ordnung.«
»Hast du es?«
»Selbstverständlich«, antwortete ich. »Das Ding sollte ausreichen, um Kennedys Neugier zu wecken.«
Als ich den Kopf drehte, sah ich, dass sie nicht mich anblickte, sondern wie hypnotisiert auf meine tropfnassen Hosenbeine starrte.
»Frag bloß nicht«, sagte ich.
Kim fragte nicht.

Der Rest des Tages wurde zum längsten in meinem Leben. Kim und ich fuhren zur Arbeit und versuchten uns ganz normal zu benehmen, aber natürlich blieb es bei dem Versuch. Ich war nervös, ich war fahrig und ich hatte solche Angst, dass ich ein paarmal erschrocken zusammenfuhr, als die Tür aufging und jemand hereinkam. Wir hatten unseren Plan wieder und wieder durchgesprochen, und es konnte im Grunde nichts schief gehen, Bach hatte uns, ohne es zu ahnen, selbst den Weg gezeigt, wie wir ihn besiegen konnten. Es stellte für Kimberley kein Problem dar, unter einem Vorwand bis ins Vorzimmer des Präsidenten vorzudringen.

Es wäre nicht das erste Mal, dass sie ihm einen Briefumschlag mit einem Liebesbrief überbrachte, den die First Lady ihm spontan geschrieben hatte, und der nicht für die Augen seiner Sekretärinnen bestimmt war.
Nur, dass der Umschlag heute keinen Liebesbrief enthielt, sondern drei eng maschinegeschriebene Seiten, auf denen ich die wichtigen Fakten, Namen und Hintergründe niedergeschrieben hatte, die mit Majestic zu tun hatten; und das Blatt UFO-Metall. Kim war hundertprozentig sicher, dass sie ihm den Umschlag zuspielen konnte. Es konnte gar nichts schief gehen.
Aber das war nur die Theorie. Mit narrensicheren Plänen, bei denen gar nichts schief gehen konnte und die trotzdem in einer Katastrophe geendet hatten, ließen sich vermutlich ganz Bibliotheken füllen, und so steigerte sich meine Nervosität im Laufe des Tages bis zu einem Grad, dass ich es einfach nicht mehr aushielt. Ich machte eine Stunde früher als gewöhnlich Schluss und fuhr zum Weißen Haus, um Kimberley von der Arbeit abzuholen.
Als ich den Wagen auf den Parkplatz fuhr und ausstieg, kam mir Bach entgegen.
Mein Herz machte einen erschrockenen Satz bis in meinen Hals hinauf und hämmerte dort so schnell weiter, dass Bach es einfach sehen musste, und ich konnte fühlen, wie mir nicht nur alles Blut aus dem Gesicht wich, sondern in meinen Augen auch noch in grellen Buchstaben das Wort Verräter aufleuchtete. Eine Sekunde lang war ich einfach in Panik, und für einen noch kürzeren Moment wollte ich nichts anderes, als auf dem Absatz herumzufahren und davonzustürmen. Gottlob war ich vor Schrecken einfach wie erstarrt, so dass ich es gar nicht konnte.

Bach war jedoch mindestens genauso überrascht wie ich - entweder das, oder er war der weitaus talentiertere Schauspieler von uns beiden. »John«, sagte er. »Was tun Sie denn hier?«
»Ich ... ich wollte Kim vom Büro abholen«, antwortete ich stockend. Ich zog eine Grimasse, von der ich wenigstens hoffte, dass sie als verlegenes Grinsen durchging. »Sie haben mich erwischt, Captain.«
»Erwischt?« Bach legte den Kopf schräg.
»Ich habe ein paar Stunden blaugemacht«, gestand ich. »Ich ... ich fühle mich nicht besonders.«
Das war die Untertreibung des Jahres. Ich fühlte mich hundsmiserabel. Mein Magen revoltierte, meine Knie zitterten und mein Herz jagte immer schneller. Außerdem begann ich mich allmählich zu fragen, was Bach hier eigentlich tat.
»Sie sehen auch nicht besonders gut aus«, bestätigte Bach. »Sie sollten mehr auf Ihre Gesundheit achten, John. Glauben Sie mir, ich weiß, wovon ich rede. Als ich in Ihrem Alter war, habe ich mich auch für unverwundbar gehalten.« Er schüttelte den Kopf, bedachte mich einen Moment lang mit einem fast väterlich-besorgten Blick - für den ich ihm die Zähne hätte einschlagen können - und fuhr in verändertem Tonfall fort:
»Aber vielleicht habe ich etwas, um Sie aufzumuntern, John. Ich habe nämlich gerade mit Doktor Hertzog gesprochen. Er glaubt, einen Weg gefunden zu haben, um Menschen zu identifizieren, die von einem Ganglion besessen sind.«
»So?« fragte ich nervös.
Bach nickte heftig. »Das ist nicht zuletzt Ihr Verdienst,

John. Und Kimberleys, natürlich. Ohne Ihren kleinen ... Alleingang wüssten wir bis heute nicht, dass das Mittel funktioniert. Trotzdem sollten Sie aus so etwas keine schlechte Angewohnheit machen.«
Bei den letzten Worten lachte er; etwas, was bei Bach nun wirklich höchst selten vorkam. Trotzdem konnte ich mich nur zu einem neuerlichen, sehr nervösen Grinsen zwingen. »Ganz bestimmt nicht«, versprach ich.
»Da kommt Kimberley.« Bach deutete mit einer Kopfbewegung auf einen Punkt hinter mich. Als ich seinem Blick folgte, erkannte ich Kim, die mit schnellen Schritten auf uns zukam.
»Richten Sie ihr aus, dass Hertzog noch einmal mit ihr reden möchte«, sagte Bach. »Heute oder morgen, wenn es geht. Machen Sie es gut, John. Und erholen Sie sich.«
Er ging. Ich starrte ihm verdutzt nach - ich wusste noch immer nicht, was er eigentlich hier gesucht hatte - und wagte erst, erleichtert aufzuatmen, als er nicht nur außer Hör -, sondern auch außer Sichtweite war. Meine Knie zitterten immer noch. Hätte er auch nur eine einzige entsprechende Bemerkung gemacht, hätte ich mich wahrscheinlich verplappert. Ich war für solche Sachen nicht gemacht.
Kimberley auch nicht, denn als sie neben mir anlangte und ich mich zu ihr herumdrehte, sah ich, dass auch sie kreidebleich geworden war. »War das ... Bach?« fragte sie stokkend.
Ich nickte.
»Was wollte er?«
»Keine Ahnung. Ich glaube, es war nur Zufall.« Ich atmete hörbar ein. »Wie ist es gelaufen?«
»Ich habe den Brief abgegeben«, sagte Kim. »Mehr weiß

ich nicht.« Sie zögerte einen Moment, dann: »Aber ich habe gehört, dass Kennedy heute Nachmittag ziemlich viel telefoniert haben soll. Und es kamen eine Menge unangemeldeter Besucher.«

Trotz allem löste Kims Nachricht bei uns fast so etwas wie - gedämpfte - Euphorie aus, die sich natürlich als vollkommen verfrüht erwies. Ich weiß nicht, was wir erwarteten; wir waren jung, naiv und voller Enthusiasmus, und natürlich unterstellten wir ganz selbstverständlich, dass der Rest der Welt ebenso funktionierte. Was er natürlich nicht tat.
Der Tag verstrich, ohne dass irgendetwas geschah. Damit hatten wir gerechnet. Auch, dass sich am nächsten Tag weder der Himmel auftat, um uns zu verschlingen, noch ein Helikopter des Präsidenten in unserem Vorgarten landete, um Kim und mich zu einer Privataudienz bei den Kennedys abzuholen.
Doch auch der dritte, der vierte und noch eine ganze Reihe weiterer Tage verstrichen, ohne dass unser Alleingang auch nur die allergeringste Wirkung zu zeigen schien: Kim und ich gingen weiter ganz normal in unsere Büros, ich hatte mehr oder weniger regelmäßige Treffen mit Bach oder anderen Majestic-Mitarbeitern, und unser Leben verlief weiter nach den Regeln praktizierter Paranoia. Mit jedem Tag, der verstrich, erschien es mir zwar weniger wahrscheinlich, dass Bach irgendetwas gemerkt hatte, oder er sich gar die Mühe machte, unsere Wohnung abhören zu lassen, aber wir blieben vorsichtig. Was zur Folge hatte, dass unser Leben zur Hölle wurde. Nach einer Woche gab es mit Ausnahme Kimberleys niemanden mehr, dem ich wirklich traute, und kurz vor Ablauf der zweiten ertappte ich mich dabei, den

Salzstreuer in einem Restaurant herumzudrehen und nachzusehen, ob auch kein Mikrofon darunter verborgen war. Weder Kimberley noch ich hätten es damals zugegeben, aber Tatsache war, dass wir unter dem Druck zu zerbrechen begannen. Wir stritten uns immer öfter, und längst nicht mehr alle dieser Streitigkeiten waren für die – möglicherweise realen, möglicherweise auch nur eingebildeten – Mikrofone in unserer Wohnung bestimmt. Auch, wenn ich es damals selbst vor mir selbst verleugnete, aber heute ist mir klar, dass wir den Druck allerhöchstens noch eine oder zwei weitere Wochen ausgehalten hätten.

Sechzehn Tage nach meinem Einbruch in Bachs Haus und Kimberleys Alleingang im Oval Office legte sie mir beim Frühstück schweigend eine zusammengefaltete Ausgabe der Washington Post vor. Eine der Kleinanzeigen war mit einem roten Kringel markiert:

62er Chevy, Cabriolet, weiß/rot,
guter Zustand, Weißwandreifen, Radio
nur an Liebhaber abzugeben. Preis VB
Tel.: 555-7569 Mr. Robert

»Das ... klingt interessant«, sagte ich, zögernd, aber trotzdem laut und in Richtung der potenziellen Mikrofone.

»Das ist doch genau der Wagen, den du immer wolltest, oder?« fragte Kimberley. »Warum rufst du nicht einfach an?«

»Es steht kein Preis dabei.« Ich sah Kimberley fragend, aber auch misstrauisch an. Sie nickte, allerdings nur andeutungsweise. »So etwas stimmt mich immer misstrauisch.«

»Das kannst du mit einem Anruf herausfinden«, antwortete sie. Sie lachte. »Komm schon. Du hast mir noch nie etwas vormachen können. Ich weiß doch, wie sehr du dir so einen

Wagen wünschst. Und jetzt, wo du den neuen Job hast, verdienst du auch genug.«
»Kein Grund, es aus dem Fenster zu werfen, oder?«
»Aber genug für ein Telefongespräch«, erwiderte Kimberley lachend. »Nun mach schon. Ich habe keine Lust, mir die nächsten sechs Monate dein langes Gesicht anzusehen, jedes Mal, wenn ein solcher Wagen bei uns vorbeifährt.«
Ich seufzte, ließ noch eine Schamsekunde verstreichen und gab dann auf. Lautstark mit der Zeitung raschelnd, ging ich zum Telefon, wählte die Nummer und lauschte drei- oder viermal auf das Freizeichen, ehe sich ein Gebrauchtwagenladen im Süden der Stadt meldete.
»Guten Morgen«, meldete ich mich. »Ich rufe wegen des Wagens an. Könnten Sie mich mit Mister Robert verbinden?«
»Geht es um den Chevy?« fragte eine Frauenstimme. Ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: »Ich verbinde Sie mit Mister Robert. Wie war noch gleich Ihr Name?«
»Loengard«, antwortete ich. »John Loengard.«
»Einen Moment bitte.«
Kim sah mich durchdringend an, während ich mit konzentriertem Gesichtsausdruck in den Hörer lauschte. Sie beherrschte sich meisterhaft und gab weder einen Laut von sich, noch gestikulierte sie herum oder tat sonst irgendetwas Auffälliges. Aber hinter ihrer Stirn arbeitete es sichtbar. Sie war mindestens so aufgeregt wie ich, wenn nicht mehr.
Nach einer Ewigkeit - die vermutlich nicht einmal eine Minute gedauert hatte - meldete sich die Frauenstimme erneut. »Mister Loengard? Es tut mir leid. Mister Robert ist im Moment nicht zu sprechen. Aber er lässt Ihnen ausrichten, dass Sie in einer halben Stunde vorbei kommen könnten,

um sich den Wagen selbst anzusehen.«
»Eine halbe Stunde? Ich muss ...«
»Leider ist das der einzige Termin, den wir heute noch haben«, unterbrach sie mich. »Sie verstehen - bei einem solchen Wagen gibt es eine Menge Interessenten. Kann ich Sie also in Mister Roberts Terminkalender eintragen?«
Ich tat so, als müsse ich überlegen, dann seufzte ich mit gespielter Resignation. »Also gut. Ich komme dann zwar zu spät ins Büro, aber vielleicht lohnt es sich ja.«
»Ganz bestimmt, Mister Loengard.«
Ich notierte mir die Adresse, die mir die Sekretärin durchgab, hängte ein und drehte mich zu Kim herum, während ich den Zettel in der Jackentasche verschwinden ließ. »Ich fürchte, ich kann dich heute nicht ins Weiße Haus fahren«, sagte ich. »Ich soll in einer halben Stunde da sein. Ansonsten gibt es andere Interessenten.«
»Dann musst du das wohl«, antwortete Kimberley. »Ich kann mit der U-Bahn fahren. Das ist kein Problem.«
»Wenn ich mich auf diese Erpressung einlasse, habe ich schon verloren«, antwortete ich übellaunig. »Dann weiß er, dass ich jeden Preis zahle.«
»Untersteh dich!« Kim drohte mir spielerisch mit dem Zeigefinger. »Und untersteh dich genauso, nicht dorthin zu gehen. Nach allem, was du mitgemacht hast, hast du ein Recht auf ein bisschen Spaß. Sieh ihn dir wenigstens an.«
Sie stand auf, schob lautstark ihren Stuhl zurück und ging ebenso lautstark in die Diele, um sich ihren Mantel zu holen. »Und jetzt muss ich los. Schließlich ist es nicht nötig, dass wir beide das Geld der Steuerzahler verschwenden, indem wir zu spät kommen.«
Sie ging ohne ein weiteres Wort, und wieder konnte ich

nicht anders, als ihre Kaltblütigkeit zu bewundern. Kims Fähigkeit, auch in wirklich verfahrenen Situationen noch immer einen kühlen Kopf zu bewahren, war schon immer einer der Punkte gewesen, die mich am meisten an ihr beeindruckt hatten. Aber plötzlich war ich sehr froh, dieses Mädchen, das so harmlos aussah, nicht zum Feind zu haben ...
Nicht, dass es mir daran gemangelt hätte.

Ich verscheuchte den Gedanken, fischte im Vorbeigehen mein Jackett von der Stuhllehne und verließ ebenfalls das Apartment. Die Adresse, die mir die Sekretärin genannt hatte, befand sich am anderen Ende der Stadt, und auch, wenn der Berufsverkehr damals nicht einmal annähernd mit dem Alptraum zu vergleichen ist, der sich heute hinter dem Wort Rushhour verbirgt, so musste ich mich doch sputen, um in einer halben Stunde dorthin zu gelangen. Zumal ich mich in dieser Gegend nicht auskannte.
Exakt achtundzwanzig Minuten später lenkte ich meinen eigenen, altersschwachen Chevy auf den Hof eines mittelgroßen, nicht allzu vertrauenerweckend aussehenden Gebrauchtwagenladens, auf dem sich ganze Legionen von Gebrauchtwagen in unterschiedlichsten Stadien des Verfalls reihten. Keine der Rostlauben, an denen ich vorbeifuhr, schien mir mehr wert als hundert Dollar - und auch das nur mit vollem Tank und einem zweiten Ersatzrad - aber als ich das Ende der traurigen Parade erreicht hatte und mich dem lang gestreckten, flachen Gebäude näherte, das gleichzeitig als Werkstatt, Büro und Verkaufsraum zu dienen schien, erblickte ich tatsächlich den Wagen, der in der Zeitungsannonce angeboten worden war: einen rotweißen Chevrolet,

keine zwei Jahre alt und mit prachtvollen roten Ledersitzen und so viel Chrom, dass man ihn wahrscheinlich kaum ansehen konnte, wenn die Sonne ein wenig heller vom Himmel schien.
Ich parkte unmittelbar daneben, stieg aus und hatte nicht einmal genug Zeit, die Wagentür hinter mir zuzuwerfen, da flog die Werkstattür auch schon auf, und ein dürres Kerlchen in Cowboyhut, Westernstiefeln und einem braunen Fransenlederanzug stürmte auf mich zu. Der Kerl sah aus, als wäre er einer Persiflage über Gebrauchtwagenverkäufer entsprungen.
»Mister ... Robert?« fragte ich zögernd. Es fiel mir schwer, ernst zu bleiben. Wer immer diese Farce inszeniert hatte, hatte es kräftig übertrieben, meiner Meinung nach.
»Nelson«, verbesserte mich der John-Wayne-Verschnitt. Seine Stimme klang genauso ölig, wie der ganze Kerl wirkte. »Mein Name ist Nelson T. Bennet. Ich sehe, Sie interessieren sich für unser Prachtstück? Daran erkennt man den wirklichen Autokenner, nicht wahr? Ein einziger Blick, und Sie haben das beste Fahrzeug auf dem Platz gefunden.«
Dazu gehörte nun wirklich nicht viel. Aber ich war nicht hier, um einen Wagen zu kaufen, und so schluckte ich die entsprechende bissige Bemerkung herunter und sagte stattdessen: »Ich hatte einen Termin, Mister Bennet. Ich glaube, mit einem Mister Robert.«
»Dann müssen Sie John sein«, sagte Bennet triumphierend. »John Longard, richtig?«
»Fast. Loengard. Aber Mister Robert ...«
»... ist unser Geschäftsführer. Er wird in ein paar Minuten zu Ihrer Verfügung stehen, keine Sorge. Warum nutzen wir die Zeit nicht, und Sie sehen sich dieses kleine Baby hier in

aller Ruhe an? So etwas bekommt man nicht alle Tage zu Gesicht, müssen Sie wissen. Und ich verkaufe es auch nicht jedem. O nein. So etwas ist etwas Besonderes, müssen Sie wissen. Es wäre ein Frevel, es einer dicken Hausfrau zu verkaufen, die damit in den Supermarkt fährt, oder irgendeinem sechzehnjährigen Schnösel, der mit Daddys Geld um sich wirft. Da macht Nelson Bennet nicht mit. Kommen Sie. Nur keine Scheu, John. Er beißt nicht.«

Er wedelte aufgeregt mit den Händen und ignorierte sowohl meinen gemurmelten Protest als auch meine schwächliche Gegenwehr, während er mich auf den Wagen zuzerrte und schließlich mit schon etwas mehr als sanfter Gewalt hinter das Steuer stieß. Noch bevor ich irgendetwas sagen konnte, drehte er den Schlüssel herum, startete den Motor und brachte irgendwie das Kunststück fertig, praktisch im gleichen Sekundenbruchteil auf dem Beifahrersitz neben mir aufzutauchen.

»Na, wie klingt das?« fragte er. Gleichzeitig trat er grinsend das Gaspedal bis zum Boden durch. Der Motor heulte auf, dass ich damit rechnete, die Kolben durch die Kühlerhaube schießen zu sehen. »Das ist doch Musik in den Ohren, wie? So etwas hört man nicht alle Tage!«

»Mister Bennet, wir haben noch nicht einmal über den Preis ...«

»Oh, keine Sorge, da werden wir uns schon einig«, unterbrach mich Bennet. »Schauen Sie ihn sich doch erst einmal in Ruhe an. Sehen Sie nur diese prachtvollen Lederbezüge. So etwas wird heute kaum noch hergestellt. Und das ...«

Ich hörte kaum noch hin, und vermutlich hätte ich es nicht einmal mehr gekonnt, wenn ich es wirklich gewollt hätte. Bennet redete wie ein Wasserfall. Er plapperte, schwatzte,

schwafelte und pries mir die Vorzüge des Chevrolet in immer höheren Tönen an, so dass ich schon nach wenigen Augenblicken nicht mehr wusste, ob ich nun lachen oder weinen sollte. Eines aber wurde mir sehr schnell und ohne den geringsten Zweifel klar: Mein anfänglicher Verdacht war falsch gewesen. Bennet spielte kein Theater. Er war ein Gebrauchtwagenverkäufer, und zwar einer, der das, was er tat, mit Leib und Seele tat. Nach kaum fünf Minuten war ich nicht einmal mehr in der Lage, zu widersprechen, und nach weiteren zehn war ich so weit, dass ich mir ernsthaft überlegte, den Wagen tatsächlich zu kaufen.

»Nun«, schloss er seine oscarverdächtige Vorstellung. »Was sagen Sie - ist das ein Prachtstück?«

Ich nickte, allein vom Zuhören erschöpft. In meinem Kopf summte es. »Einfach wunderbar«, bestätigte ich matt. »Aber leider haben Sie mir immer noch nicht gesagt, was dieses Prachtstück denn nun kostet.«

Bennet zwinkerte mir verschwörerisch zu. »So eine wunderschöne Gelegenheit ist natürlich nicht ganz billig«, sagte er, hob aber hastig die Hand, als ich Luft zu einer Anwort holte. »Aber auch nun wieder nicht so teuer, dass sie sich ein Mann wie Sie nicht leisten könnte.«

»Und was bedeutet das?« fragte ich.

Bennet grinste und öffnete den Wagenschlag. »Ich bin nur der Techniker hier«, sagte er. »Über den Preis müssen Sie sich mit Mister Robert unterhalten. Aber ich bin sicher, Sie werden sich einig. Unser Geschäft bietet auch großzügige Teilzahlungsvereinbarungen an, müssen Sie wissen.«

Ich stieg ebenfalls aus und folgte ihm, als er eine einladende Geste zum Büro hin machte. Bennet hatte mich so eingelullt, dass ich beinahe schon vergessen hatte, warum ich

wirklich hierhergekommen war - nämlich ganz bestimmt nicht, um einen Gebrauchtwagen zu kaufen.
Auch, wenn er mir mittlerweile wirklich gefiel ...
Wir betraten das Gebäude und gingen einen kurzen Flur entlang. Nach dem hellen Sonnenlicht draußen war ich im ersten Moment beinahe blind, so dass ich heftig blinzelte, damit sich meine Augen an die veränderten Lichtverhältnisse gewöhnten. Trotzdem erkannte ich Bennet nur noch als Schatten vor mir. Mehr tastend und lauschend als ihn wirklich sehend folgte ich ihm in ein kleines, unaufgeräumtes Büro, das neben einer großen Fensterfront nur noch einen überquellenden Aktenschrank und einen mächtigen Schreibtisch aufwies. Hinter diesem Monstrum von Möbel saß eine ebenfalls nur schemenhaft erkennbare Gestalt.
»Mister Robert«, sagte Bennet. Er deutete mit einer einladenden Geste auf den einzigen freien Stuhl vor dem Schreibtisch, ging wieder zur Tür und blinzelte mir im Hinausgehen zu. »Ich suche dann schon einmal die Schonbezüge heraus«, sagte er. »Sagen Sie, John - welche Farbe mag Ihre Frau am liebsten?«
»Es ist gut, Nelson«, mischte sich eine Stimme aus den Schatten jenseits des Schreibtischs ein. »Ich rufe Sie dann, wenn wir uns handelseinig werden.«
Bennet ging ohne ein weiteres Wort. Die Gestalt hinter dem Schreibtisch lachte ganz leise, dann beugte sie sich vor - ich war sicher, nicht durch Zufall so, dass ihr Gesicht dabei weiter unsichtbar blieb - und schob mir ein eng maschinegeschriebenes Blatt über die Tischplatte zu.
»Lesen Sie das, Mister Loengard. Oder tun Sie wenigstens so, als ob Sie es lesen.«
Ich griff gehorsam nach dem Blatt, versuchte aber trotzdem

weiter, die Schatten auf der anderen Seite des Raumes mit Blicken zu durchdringen. Meine Augen gewöhnten sich allmählich an das Halbdunkel, das hier drinnen herrschte. Die Jalousien waren halb zugezogen, so dass der Großteil des Tageslichtes ausgesperrt blieb. Wer immer von draußen hereinzusehen versuchte, konnte unmöglich die Gesichter der Menschen erkennen, die sich hier drinnen aufhielten.
»Mister ...?«
»Robert«, sagte die Gestalt. »Robert reicht vollkommen. Mein Bruder konnte leider nicht persönlich kommen, Mister Loengard. Ich hoffe, Sie haben Verständnis dafür.« Er wedelte mit der Hand. »Lesen Sie den Kaufvertrag, John. Und regen Sie sich ein bisschen auf. Der Preis ist der reine Wucher.«
Endlich erkannte ich die Stimme. Ich hatte sie unzählige Male gehört - im Radio, im Fernsehen, aber auch schon wirklich. Robert Kennedy war kein Stammgast im Capitol, aber dann und wann sah man ihn doch. Mein Herz begann zu klopfen, und meine Hände wurden feucht.
»Mister Kennedy?« fragte ich fast ehrfürchtig.
»Der Besitzer dieses Ladens heißt tatsächlich Robert«, antwortete Kennedy. »Einer der Gründe, aus dem ich diesen Treffpunkt vorgeschlagen habe. Der andere ist natürlich Nelson. Der Kerl ist einfach unglaublich!« Er lachte leise, dann fügte er hinzu: »Glauben Sie es, oder nicht, aber er hat es tatsächlich geschafft, selbst mir einen Wagen anzudrehen. Ich habe meinem Bruder bereits vorgeschlagen, ihn ins Außenministerium zu berufen. Ich bin sicher, er würde den Russen binnen eines Jahres die Rote Armee abschwatzen und sie dazu überreden, alle ihre ICBMs gegen Toaster und Stereo-Radios einzutauschen. Was sagen Sie zu dem

Vertrag?«
Ich warf tatsächlich einen Blick darauf und stellte fest, dass Kennedy die Wahrheit gesagt hatte: Der Preis war Wucher.
»Glauben Sie, dass wir beobachtet werden?« fragte ich.
Kennedy zuckte mit den Schultern und zündete sich eine Zigarette an, die er in den Aschenbecher vor sich legte und während des gesamten übrigen Gesprächs nicht mehr anrührte. »Ehrlich gesagt, nein«, antwortete er. »Aber man kann nicht vorsichtig genug sein. Vor allem nicht nach dem, was Sie zu berichten haben. Das ist unglaublich.«
»Aber es ist die Wahrheit«, versicherte ich. »Ich weiß, wie meine Geschichte klingen muss, aber ich schwöre Ihnen ...«
»John!« Kennedy unterbrach mich mit einer Handbewegung. »Ich habe nicht gesagt, dass ich Ihnen nicht glaube. Es fällt mir schwer, zu glauben, dass so etwas wirklich geschieht, aber das ist etwas anderes.« Er schüttelte den Kopf. »Ich muss mich entschuldigen, dass es eine Weile gedauert hat, bis wir uns bei Ihnen melden konnten. Aber Sie werden verstehen, dass wir gewisse ... Nachforschungen anstellen mussten.«
»Selbstverständlich.«
»Wir haben einige unserer besten Wissenschaftler auf dieses sonderbare Stück Metall angesetzt, das Sie meinem Bruder zugespielt haben«, fuhr Kennedy fort. »Natürlich sind die Untersuchungen bisher noch nicht abgeschlossen, aber wie es aussieht, kann niemand sagen, woraus das Zeug besteht. Ich weiß nicht, ob es von einem anderen Planeten stammt oder vielleicht aus Russland oder der Mongolei - aber wir haben es nicht hergestellt.«
»Bach hat ein ganzes Schiff aus diesem Material«, sagte ich. »Und vielleicht nicht nur eines.«

»Das ist der zweite Punkt«, seufzte Kennedy. »Captain Frank Bach ... Ist Ihnen eigentlich klar, wen Sie da belasten, John? Der Mann ist ein Held. Vorsichtig ausgedrückt.«
»Er ist ein Wahnsinniger«, antwortete ich. »Und er ist ein Verräter.«
»So, wie alle anderen auch, deren Namen auf der Liste stehen, die Sie dem Präsidenten zugespielt haben?«
Kennedys Gesicht blieb im Schatten weiter unsichtbar,
aber ich konnte fast körperlich spüren, wie er mich anstarrte. Mein Herz schlug schneller, und ich konnte plötzlich nicht mehr still sitzen und begann unbehaglich auf meinem Stuhl hin und her zu rutschen. Trotzdem nickte ich. »Es ist die Wahrheit.«
Robert Kennedy schwieg fast zehn Sekunden. Eine Ewigkeit. Dann seufzte er. »Wissen Sie, was das Schlimmste an der ganzen Situation ist, John?« fragte er. »Ich glaube Ihnen.«
»Sie ...«
»Ich sagte Ihnen doch: Wir haben gewisse ... Nachforschungen angestellt. Nicht nur, was dieses angebliche UFO-Metall angeht. Natürlich konnten wir in der Kürze der Zeit nicht alles überprüfen, aber einige Punkte schon. Die Ergebnisse, zu denen wir gekommen sind, sind ... beunruhigend.«
»Es ist ungeheuerlich«, sagte ich.
»So kann man es auch ausdrücken, ja«, pflichtete mir Kennedy bei. »Um so wichtiger ist es, dass wir jetzt richtig reagieren. Mein Bruder hat mich gebeten, mich selbst um die Angelegenheit zu kümmern, weil er einfach nicht mehr weiß, wem er noch vertrauen kann, und wem nicht. Ehrlich gesagt, geht es mir nicht viel anders. Noch vor einer Woche

hätte ich einem Mann wie Frank Bach mein Leben anvertraut. Johnson, Rockefeller, General Brown ... wie viele mögen es noch sein?«
»Ich habe nur die wichtigsten Namen aufgeschrieben, Sir«, antwortete ich. »Ich kann die Liste aus dem Gedächtnis komplettieren. Natürlich kenne ich nicht alle Mitarbeiter von Majestic. Ich bin nur ein kleines Rädchen. Sie hatten mich nur als Köder vorgesehen. Ich glaube nicht, dass sie mir alles erzählt haben.«
»Aber vielleicht werden sie das noch«, sagte Kennedy.
Es dauerte eine Sekunde, bis ich begriff, was er meinte. »Sir?«
»Ich weiß, dass Sie raus wollen, John«, fuhr Kennedy fort. »Und ich kann das verstehen - vor allem nach dem, was Ihnen und Ihrer Verlobten zugestoßen ist.«
Ich starrte ihn an. Von dem Zwischenfall mit Kimberley hatte in meinem Bericht kein Wort gestanden.
»Aber es geht nicht«, fuhr Kennedy fort. »Noch nicht. Das begreifen Sie doch, oder?«
»Ehrlich gesagt, nein«, antwortete ich zögernd - obwohl ich natürlich sehr genau verstand, was er meinte.
»Hier ist weder der richtige Ort, noch haben wir die Zeit, alle Details zu besprechen. Wir werden das in kürzester Zeit nachholen, das verspreche ich Ihnen. Mein Bruder wird selbst mit Ihnen reden - zusammen mit einigen anderen Leuten, die wir ins Vertrauen ziehen werden. Noch haben wir es nicht getan. Wie gesagt: Wir wissen selbst nicht, wem wir noch trauen können, und wem nicht. Bisher wissen nur John, ich selbst und ein einziger Eingeweihter von der Geschichte, und ich gebe Ihnen mein Wort, dass wir uns die, die wir noch einweihen werden, sehr, sehr

gründlich ansehen. Aber wir brauchen noch ein wenig Zeit. Und wir brauchen Sie, John, und zwar genau dort, wo Sie jetzt sind. Bach vertraut Ihnen.«

Ich starrte ihn an, und obwohl ich mir Mühe gab, mir meine wahren Gefühle nicht anmerken zu lassen, mussten sie sich wohl recht deutlich auf meinem Gesicht abzeichnen, denn nach ein paar Sekunden seufzte Kennedy tief und fügte in verändertem Tonfall hinzu: »Ich weiß, was ich Ihnen da zumute, John. Aber Sie sind unglaublich wichtig für uns. Wichtiger, als Sie vielleicht selbst ahnen.«

»Wissen Sie das wirklich?« fragte ich bitter. Großer Gott, ich hatte Bach verraten, weil ich aus dieser Geschichte heraus wollte, nicht, um die Fronten zu wechseln und das gleiche, üble Spiel unter einer anderen Fahne weiterzuspielen!

»O ja«, antwortete Kennedy. »Auch ich musste schon

Dinge tun, die ich nicht wollte. Dinge, für die ich mich selbst gehasst habe. Ich bin ganz ehrlich zu Ihnen, John: Wir könnten Sie zwingen, weiterzumachen. Sie wissen das. Aber wir werden es nicht tun. Wenn Sie wirklich darauf bestehen, dann werden sich noch heute zwei FBI-Agenten bei Ihnen melden, die Kimberley und Sie wegbringen und Ihnen eine neue Identität verschaffen. Ich weiß nicht, ob das reicht, um Sie vor Bach zu schützen, aber was wir tun können, das werden wir tun.«

Er legte eine Kunstpause ein.

»Aber ich bitte Sie, weiterzumachen, John. Wenn das, was Sie uns erzählt haben, wirklich wahr ist, dann sollten wir verdammt gut vorbereitet sein, bevor wir gegen Bach und die anderen losschlagen. Von der Bedrohung durch die Grauen und die Ganglions gar nicht zu reden.«

Das Schlimme war, dass er Recht hatte. Es war ziemlich naiv gewesen, im Ernst anzunehmen, dass es ausreichte, diesen Brief an den Präsidenten zu schreiben, um damit ein für alle Mal aus der Geschichte raus zu sein.
Vielleicht würde das niemals passieren.
»Kann ich ... darüber nachdenken?« fragte ich zögernd.
Ich konnte Kennedys Kopfschütteln nicht sehen, aber hören. »Ich fürchte, nein«, sagte er. »Wie ich schon sagte: Unsere Zeit ist sehr knapp. Wir müssen schnell handeln, ob mit oder ohne Sie. Aber es wäre mir lieber, mit Ihnen.«
»Dann bleibt mir wohl keine andere Wahl«, antwortete ich niedergeschlagen.
»Ich hatte gehofft, dass Sie so antworten«, sagte Kennedy. Die Erleichterung in seiner Stimme klang echt.
»Und was ... geschieht jetzt?« fragte ich.
Kennedy deutete lachend auf das Vertragsformular vor mir auf dem Schreibtisch. »Zuallererst werden Sie diesen Vertrag nehmen und damit äußerst empört aus dem Geschäft stürmen. Und dann warten Sie auf einen Anruf. Er wird heute noch kommen. Sie erfahren dann alles weitere.«
Ich stand auf, klaubte das Blatt vom Tisch hoch und wartete darauf, dass er noch etwas sagte, aber er schwieg. Nach zwei oder drei Sekunden drehte ich mich herum und ging zur Tür. Als ich sie öffnete, rief mich Kennedy noch einmal zurück. »John.«
»Sir?«
»Sie und Kimberley können aufhören, Versteck zu spielen«, sagte er. »Bach lässt Ihre Wohnung nicht abhören.«
Diesmal verspürte ich eine ehrliche, tiefe Erleichterung. Aber nur für eine Sekunde. Dann fragte ich: »Woher wissen Sie, dass wir Versteck gespielt haben?«

Kennedy lachte leise. »Weil wir in den vergangenen zehn Tagen Ihre Wohnung abgehört haben, John. Und Ihr Telefon auch.«

Ich kam an diesem Abend später nach Hause als gewohnt. Bach rief eine Stunde vor Feierabend im Büro an und zitierte mich ins Hauptquartier von Majestic; wie sich herausstellte wegen einer Lappalie, die wir ebenso gut am nächsten Morgen oder auch in einer Woche hätten klären können. Aber ich starb tausend Tode, bevor ich Majestic wieder verließ. Ich war nervös, ich verhaspelte mich andauernd, plapperte sinnloses Zeug und stellte mich so ungeschickt an, dass die zwei Stunden, die ich in Bachs Nähe verbrachte, ungewollt zugleich zu einer Art Feuerprobe wurden: Hätte Bach auch nur die Spur eines Verdachts gehabt, dann hätte ich ihm mit meinem Benehmen an diesem Abend den unumstößlichen Beweis geliefert, dass er gerechtfertigt war.
Es wurde nicht besser, als ich endlich nach Hause fuhr. Ich hätte erleichtert sein müssen, und im Grunde hatte ich das erste Mal seit Wochen einen wirklichen Anlass, ganz beruhigt zu sein, aber das genaue Gegenteil war der Fall.
Allein die Tatsache, dass ich in der Lage war, den Wagen durch den abendlichen Berufsverkehr Washingtons zu steuern, bewies ja, dass Bach nichts gemerkt hatte; trotzdem sah ich öfter in den Rückspiegel als auf die Straße, und dass ich schließlich unbeschadet ankam, das war wohl mehr dem fahrerischen Können und der Reaktionsschnelligkeit der anderen Verkehrsteilnehmer zuzuschreiben.
Und ich vermutete, dass es Kim nicht anders erging. Wahrscheinlich schlimmer. Ich hatte versucht, ihr eine Nachricht

zukommen zu lassen, dass ich später nach Hause kam, aber keine Gelegenheit dazu gefunden. Ich war seit mehr als zwei Stunden überfällig. Kimberley musste Höllenqualen ausstehen.
Immerhin hatte sie sich gut genug in der Gewalt, um nicht am Fenster zu stehen und ungeduldig auf die Straße hinab zu blicken. Und sie kam mir auch nicht an der Wohnungstür entgegen, als ich das Apartment betrat, obwohl ich ganz sicher war, dass sie seit Stunden nichts anderes getan hatte, als mit angehaltenem Atem auf meine Schritte zu lauschen. Ja, ihre Stimme klang sogar beinahe noch normal, als sie sich mit einer Frage an mich wandte:
»Hast du ihn gekauft?«
In der allerersten Sekunde verstand ich nicht einmal wirklich, wovon sie sprach, dann aber schüttelte ich den Kopf und sagte: »Es war nicht meine Preisklasse. Und der Verkäufer hat mich doch ziemlich überrascht.«
»Wieso?« Auf Kimberleys Gesicht malte sich ein unausgesprochener Schrecken ab, und ihre Augen wurden ein wenig weiter.
»Mr. Robert«, sagte ich erklärend, während ich aus dem Mantel schlüpfte und ihn achtlos über eine Stuhllehne warf. »Sein voller Name lautet: Robert Kennedy, weißt du?«
Kimberley starrte mich fassungslos an, vor allem, als ich fortfuhr:
»Der Präsident hat deine Nachricht erhalten. Sie haben
bis jetzt gebraucht, um unsere Geschichte zu überprüfen, aber offensichtlich glauben sie uns.« Ich weidete mich noch zwei, drei Sekunden an der Mischung aus fassungsloser Verblüffung und noch tieferem Schrecken, die sich allmählich auf Kimberleys Zügen auszubreiten begann, dann sagte

ich: »Du brauchst dir keine Sorgen mehr zu machen. Unsere Wohnung wird nicht abgehört.« Das entsprach nicht ganz der Wahrheit, aber ich hatte mich entschieden, Kimberley nichts davon zu sagen, dass jedes Wort, das wir in den vergangenen zwei Wochen gesprochen hatten, belauscht worden war. Natürlich konnte ich diese Vorsichtsmaßnahme verstehen; ich selbst hätte vermutlich nicht anders gehandelt, trotzdem: Bei aller Vernunft war ein Rest von Empörung geblieben, und sei es nur, weil Kennedys Bemerkung mir klargemacht hatte, wie schmal der Grat war, auf dem wir uns bewegten. Der Unterschied zwischen Gut und Böse war vielleicht nicht so groß, wie ich bisher immer angenommen hatte. Zumindest bedienten sich beide Seiten der gleichen Mittel.

Es vergingen einige weitere Sekunden, dann endlich begann sich so etwas wie Erleichterung auf Kims Zügen breit zu machen. Sie machte eine Bewegung, als wolle sie aufstehen, führte sie aber nicht zu Ende, sondern sank fast kraftlos zurück, seufzte tief und schien für einen kleinen Moment fast mit den Tränen zu kämpfen. Ich ging rasch zu ihr hin, schloss sie in die Arme und drückte sie an mich, und wir standen eine ganze Weile einfach so da. Ich weiß nicht, wie es Kimberley erging, doch das Gefühl der Erleichterung, auf das ich den ganzen Tag über vergebens gewartet hatte, wollte sich auch jetzt nicht einstellen. Da war eine unsichtbare Zentnerlast, die von mir genommen worden war, doch ich hatte das Gefühl, als ob sie vielleicht nur gegen etwas anderes, nicht weniger Schweres, eingetauscht worden wäre.

Während wir einfach so dastanden, uns festhielten und jeder nichts mehr als schützende Nähe und Berührung des

anderen suchte, fragte ich mich, wie sie reagieren würde, wenn ich ihr jetzt von meinem Gespräch mit Kennedy berichtete. Ich verspürte immer noch einen letzten Rest von Enttäuschung. Ganz gleich, wie sehr ich mir auch selbst sagte, dass es naiv gewesen war anzunehmen, wir könnten einfach so aus dieser Geschichte wieder aussteigen, so hatte sich dieser Gedanke in den letzten Wochen doch so in mir festgesetzt, dass ich ihm noch immer nachtrauerte.

Das Telefon klingelte. Kimberley löste sich aus meinen Armen und hob ab, wechselte aber nur ein paar Worte und hängte dann wieder ein. Ich blickte sie fragend an.

»Jeanette«, sagte sie. »Eine der Frauen aus dem Büro.« Sie lächelte nervös. »Nichts Wichtiges ... Hast du einen Anruf erwartet?«

»Sieht man mir das so deutlich an?«

»Man vielleicht nicht«, antwortete Kim. »Aber ich.«

»Kennedy sagte, dass wir einen Anruf bekommen werden«, erwiderte ich. »Heute noch.«

Kim sah auf die Uhr. »Heute ist fast vorbei. Und jetzt erzähl mir: Was war los? Wie hat der Präsident reagiert?«

Ich setzte mich, fand wenigstens teilweise zu meiner gewohnten Ruhe zurück und begann, ihr von meinem morgendlichen Treffen mit dem Bruder des Präsidenten zu berichten. Kimberley hörte schweigend zu. Sie unterbrach mich kein einziges Mal, aber ihre Gedanken spiegelten sich deutlich auf ihrem Gesicht. Auch sie wirkte erleichtert und auf die gleiche Weise enttäuscht und frustriert wie ich. Sie verlor auch hinterher kein einziges Wort darüber, doch mir war klar, dass sie, gegen jede Logik, genau wie ich tief in sich gehofft hatte, dass es irgendwie vorbei sein würde.

»Bist du enttäuscht, dass ich sein Angebot nicht angenom-

men habe?« fragte ich, als ich zu Ende gekommen war.
»Sein Angebot?«
»Uns in Sicherheit zu bringen. Du weißt, dass das FBI dieses ... Zeugenschutzprogramm hat ...«
»... das noch nie richtig funktioniert hat«, unterbrach mich Kimberley mit einem Kopfschütteln. »Außerdem will ich nicht den Rest meines Lebens auf der Flucht verbringen.« Sie lächelte, nicht ganz überzeugend, aber ich spürte den guten Willen dahinter, griff über den Tisch nach meiner Hand und fügte etwas leiser hinzu: »Wir stehen das durch. Immerhin haben wir den mächtigsten Mann der Welt auf unserer Seite. Was soll uns da schon passieren?«
Ich schwieg. Ihre Worte klangen zu überzeugend, und der Wunsch darin zu verzweifelt, als dass ich es fertig brachte, ihr zu widersprechen, aber ich war nicht mehr sicher, ob John F. Kennedy wirklich der mächtigste Mann der Welt war. Vielleicht war auch er letzten Endes nur eine Marionette, die nicht einmal spürte, dass sie an Fäden hing, an denen andere zogen.
Ich wollte etwas sagen, aber Kimberley brachte mich mit einer raschen Handbewegung zum Schweigen, stand auf und ging in die Küche. Ich hörte sie eine Weile mit Gläsern hantieren, dann kam sie zurück und reichte mir eine Flasche Sekt.
»Haben wir einen Grund zum Feiern?« fragte ich, während ich bereits begann, den Korken zu öffnen.
»Und ob«, antwortete Kimberley aufgeräumt - eine Spur zu fröhlich, wie ich meinte. »Ich weiß nicht, wie lange ich es noch durchgehalten hätte, mir jedes Wort überlegen zu müssen, das ich ausspreche. Die letzten beiden Wochen waren ...«

Sie sprach nicht weiter, aber ich wusste, was sie meinte. Ich musste es ihr sagen. Vermutlich lief auch jetzt irgendwo, nicht weit entfernt von hier, ein Tonbandgerät, auf dem jedes einzelne Wort, das wir sprachen, jeder Laut, den wir verursachten, aufgezeichnet wurde. Und erst in diesem Moment wurde mir wirklich klar, wie klein der Unterschied war. Es spielte gar keine Rolle, ob diejenigen, die uns belauschten, uns wohlgesonnen waren oder unsere Feinde. Es waren Fremde, die in unser intimstes Privatleben eindrangen, das allein zählte. Ich setzte dazu an, ihr endlich die ganze Wahrheit zu sagen - aber dann sah ich in ihr Gesicht, und was ich darin erblickte, das ließ mich alles andere schlagartig vergessen.
Kimberley hatte die beiden Gläser auf den Tisch gestellt und die Hand ausgestreckt, um sich einen Stuhl heranzuziehen, aber sie war plötzlich und mitten in der Bewegung wie erstarrt. Auf ihrem Gesicht lag ein Ausdruck abgrundtiefen Schreckens und ihre Augen waren weit und fast schwarz vor Furcht. Sie atmete nicht.
Ich sprang auf und stellte die Sektflasche auf den Tisch. Der Korken flog mit einem Knall heraus, gefolgt von einem sprudelnden Sekt-Geysir, aber ich bemerkte es nicht einmal. »Kim! Was ist los mit dir?«
Kimberley begann zu zittern. Sie stand immer noch in der gleichen, fast grotesken, erstarrten Haltung da, aber ihre Hände und Knie zitterten immer stärker, ihre Lippen bebten, und der Ausdruck von Angst in ihren Augen wurde zu etwas anderem, Schlimmerem.

»Pratt«, flüsterte sie. »Es ist ... Pratt.«
»Was?« fragte ich verwirrt.

»Er ist ... hier.«
Ich trat auf sie zu, streckte die Hände aus, um sie in die Arme zu schließen, aber ich führte die Bewegung nicht zu Ende. »Pratt ist tot, Kim«, sagte ich. »Er kann nicht hier sein.«
»Ich spüre ihn«, flüsterte sie. »Er ...«
Jemand klopfte gegen die Tür. Ein lautes, herrisches Geräusch, dem nach einer Sekunde ein zweites, forderndere Klopfen folgte. Kimberley taumelte einen halben Schritt zurück, unterdrückte im letzten Moment einen Schrei und schlug die Hand vor den Mund, und auch ich spürte, wie mich ein eisiger Schrecken durchfuhr. Hastig fuhr ich auf dem Absatz herum und starrte die Tür an.
»Mach nicht auf«, flüsterte Kimberley. »Er ist es.«
»Unsinn«, antwortete ich. Natürlich war es Unsinn. Mein Verstand und meine Logik sagten mir, dass es nicht Pratt sein konnte - und doch: Für einen Moment war auch ich felsenfest davon überzeugt, dass etwas Schreckliches passieren würde, wenn ich die Tür öffnete. Dann verscheuchte ich den Gedanken, wandte mich noch einmal zu Kim um, machte eine beruhigende Geste und ging langsam zur Tür.
Mein Herz klopfte, als ich den Knauf herumdrehte und sie öffnete. Aber draußen stand nicht der Geist des verstorbenen Congressmans, sondern niemand anderes als Steel. Er hatte gerade die Hand gehoben, um zum dritten Mal zu klopfen, als ich die Tür öffnete. Und ich las in seinen Augen, dass er sich nur noch mit aller Mühe beherrschte, um nicht so zu tun, als hätte er zu spät reagiert und mir kräftig mit der Faust auf die Nase zu schlagen.
»Na, das wurde ja auch Zeit«, sagte er. Ein hämisches Grinsen breitete sich auf seinen Zügen aus. »Komme ich gerade

unpassend?«
»Du kommst immer unpassend«, antwortete ich. »Was ist los?«
»Ich soll euch abholen.« Steel versuchte, an mir vorbei einen Blick in die Wohnung zu werfen, aber ich trat rasch ein kleines Stück zur Seite. Es war nicht nötig, dass er Kimberley in ihrem momentanen Zustand sah.
»Uns?«
Steel zuckte mit den Achseln und trat einen halben Schritt zurück. »Dich und deine Kleine«, bestätigte er. »Bach will euch sehen.«
»Wieso?« fragte ich misstrauisch. »Ich war doch gerade erst bei ihm.«
Steel hob abermals die Schultern. »Frag mich nicht«, erwiderte er. »Ich soll euch abholen.« Nach einer winzigen Pause und in leicht verändertem Ton fügte er noch hinzu: »Und er hat noch gesagt, dass ich keine Ausrede gelten lassen soll. Er will euch beide sehen. Sofort.«
Meine Gedanken begannen zu rasen. Hatte ich mich zu sicher gefühlt? Was, wenn Bach doch alles wusste? »Es ist ... im Moment nicht so passend«, sagte ich zögernd. »Warum wartest du nicht einen Moment hier draußen und ich rufe ihn an und ...«
»Er hat gesagt, ich soll euch zu ihm bringen«, unterbrach mich Steel kopfschüttelnd. »Keine Anrufe. Das Telefon ist nicht sicher.« Er grinste. »Du weißt ja: Man weiß nie, wer so alles mithört.«
Ich spürte selbst, dass ich mich nicht mehr ganz in der Gewalt hatte. Ich fuhr sichtbar zusammen und vermutlich entgleisten auch meine Züge für einen Moment, denn Steels Grinsen wurde noch breiter und war jetzt eindeutig scha-

denfroh.
»Ich kann ihm natürlich sagen, dass du dich geweigert hast, mitzukommen«, sagte er feixend. »Allerdings möchte ich dann nicht in deiner Haut stecken. Ich weiß ja nicht, was los ist, aber er hat nicht unbedingt die beste Laune.«
Ich starrte ihn noch eine Sekunde lang an, dann trat ich wieder ganz in die Wohnung zurück, machte aber eine abwehrende Bewegung, als Steel mir folgen wollte. »Also gut«, sagte ich. »Wir brauchen zehn Minuten.«
»Bach wird ...«
»So viel Zeit wird er schon haben«, fuhr ich mit leicht erhobener Stimme fort. »Warte unten im Wagen. Wir sind gleich da.« Ich schloss die Tür, noch bevor er Gelegenheit fand, erneut zu widersprechen, legte - ganz instinktiv und eigentlich, ohne selbst genau zu wissen, warum - die Kette vor und wandte mich wieder an Kimberley. Sie hatte natürlich gesehen, wer an der Tür stand und auch jedes Wort gehört, trotzdem sagte ich: »Es war nur Steel.«
Kim hatte sich mittlerweile einigermaßen beruhigt. Sie zitterte nicht mehr wie Espenlaub, aber sie war immer noch kreidebleich und in ihren Augen stand immer noch dieses Entsetzen geschrieben, das ich nicht verstand, das aber auch mich zutiefst erschreckte.
»Steel?« murmelte sie.
Ich ging zu ihr, legte ihr beruhigend die Hand auf den Unterarm und fühlte selbst durch den Stoff der Bluse hindurch, wie ihr Puls immer noch raste. Das war keine eingebildete Furcht, kein Schrecken, der aus einem Missverständnis oder einem Irrtum entstanden war. Sie hatte Todesangst!
»Was ist los mit dir?« fragte ich beunruhigt.
Kim sah mich an, aber ihr Blick schien geradewegs durch

mich hindurch zu gehen, war auf einen Punkt im Nichts oder in der Vergangenheit gerichtet, an dem er etwas durch und durch Grauenerweckendes sah. »Ich erinnere mich jetzt«, sagte sie.
»Woran?«
»Es war in der Nacht, in der wir uns gestritten hatten«, antwortete sie. »An dem Abend, als Walt starb. Du warst weggegangen und ich dachte, es wäre eine andere Frau oder vielleicht ... irgendetwas anderes.«
»Ich weiß«, sagte ich. »Und es war mein Fehler. Ich hätte dir viel früher sagen müssen, was ...«
Sie hörte mir gar nicht zu, sondern fuhr, immer noch leise, fast flüsternd, aber mit bebender Stimme und ins Leere gerichtetem Blick fort: »Ich war so unglücklich. Ich dachte, es wäre meine Schuld. Und so zornig. Auf dich, auf mich und auf die ganze Welt. Und dann sind sie gekommen.«
»Sie? Wen meinst du mit sie?«
»Diese ... Wesen«, flüsterte Kim.
Es dauerte eine Sekunde, bis ich überhaupt begriff. Auch das war etwas, das ich hätte wissen müssen - nein, was ich tief in mir gewusst hatte - aber einfach verdrängt hatte.
»Die Grauen?«
»Sie waren furchtbar«, antwortete Kim. »Da war plötzlich dieses Licht. Das Fenster flog auf. Ich dachte, es wäre die Katze vom Nachbarn und wollte es schließen, aber dann ... dann war da plötzlich dieses Licht. Es war unvorstellbar hell. Es tat weh. Plötzlich waren sie da. Zwei ... Kreaturen.«
»Sie waren hier?« fragte ich ungläubig. »Hier in unserer Wohnung?«
»Sie traten aus dem Licht heraus«, flüsterte Kim. »Ihre Augen ... Sie hatten furchtbare Augen. Schwarz und so voller

Bosheit, so viel Hass. Sie haben ... irgendetwas mit mir getan. Da war eine Flüssigkeit, ein grauer Schleim. Ich wollte weglaufen, aber ich konnte mich nicht rühren, und er hüllte mich völlig ein. Es tat weh. Und dann war ich ... an einem anderen Ort.«
»Ein anderer Ort? Was für ein anderer Ort?«
»Ich erinnere mich nicht«, sagte Kim. »Aber er war groß und dunkel. Da waren viele von ihnen. Diese Wesen und ... andere Geschöpfe. Sie taten etwas mit mir.«
»Was?«
»Ich weiß es nicht«, sagte sie. »Aber es tat weh und ich hatte so furchtbare Angst. Ich konnte mich nicht bewegen, konnte nicht einmal schreien.«
Ich schloss sie in die Arme, drückte sie fest an mich. Sie zitterte wieder am ganzen Leib. Ihr Atem ging schnell und ihr Herz hämmerte so laut, als wollte es zerspringen. »O Liebling, es tut mir so leid«, flüsterte ich. »Du musst in ihrem Schiff gewesen sein. Warum war ich nicht hier, um dir zu helfen?«
»Ich habe es vergessen«, murmelte Kimberley. »Es ... es war so furchtbar, aber ich, ich habe es einfach vergessen. Bis jetzt.«
Ich löste mich langsam von ihr, schob sie ein ganz kleines Stück von mir fort und sah zur Tür. Da war plötzlich ein Gedanke hinter meiner Stirn, der so grotesk schien, dass ich ihn im ersten Moment einfach von mir schob.
»Als Pratt dann kam«, fuhr Kim nach vielen, vielen Sekunden voller lastender Stille fort, »da war es genauso. Ich ... ich konnte das Ding spüren, das in ihm war. Ich konnte fühlen, dass sie es waren.«
Ich war nicht einmal überrascht. Auch ich hatte - obwohl

ich nur die toten Grauen gesehen hatte - dasselbe, unheimliche Empfinden gehabt, wenn auch vermutlich nicht annähernd so stark wie sie. Die Fremdartigkeit dieser Geschöpfe war so total, dass vielleicht schon ihre bloße Nähe einem Menschen Unbehagen bereitete. »Und jetzt gerade ...«, murmelte ich.
»... war es genauso«, sagte Kimberley. Sie sah mich an. Die Furcht in ihren Augen erlosch nicht, aber sie änderte sich. Es war jetzt nicht mehr dieses absolute Grauen, dass ich gerade darin gelesen hatte, sondern ganz normale, wenn auch sehr tief empfundene Angst. »Er gehört zu ihnen, John«, sagte sie.
»Steel?«
»Ich weiß es«, beharrte Kimberley. »Er gehört zu ihnen. Ich kann es spüren, genau wie bei Pratt.«
Tief in mir spürte ich, dass sie Recht hatte. Trotzdem weigerte ich mich für einen Moment immer noch, ihr zu glauben. Nicht, weil ich es nicht konnte, sondern weil ich es einfach nicht wollte.
»Wir dürfen nicht mit ihm gehen«, sagte Kim. »Er ... wird uns nicht zu Bach bringen. Er ...«
Ich brachte sie mit einer beruhigenden Geste zum Schweigen, versuchte - vermutlich vergebens - so etwas wie Ruhe und Selbstbewusstsein auf mein Gesicht zu zwingen und deutete zum Telefon. »Ich rufe Bach an«, sagte ich. »Es dauert zwei Minuten und ich weiß, ob er Steel geschickt hat oder nicht.«
Kimberley widersprach nicht. Meine Idee begeisterte sie nicht, das sah ich ihr an, aber sie sagte nichts, sondern sah mir nur schweigend zu, während ich mit raschen Schritten zum Telefon ging und Bachs Nummer wählte. Er hob so

schnell ab, als hätte er mit dem Finger auf der Gabel auf meinen Anruf gewartet.
»Ja?«
»Loengard«, meldete ich mich. »Captain Bach, was ...«
»Ich sagte kein Telefon«, unterbrach mich Bach scharf. Es musste wohl so sein, wie Steel behauptet hatte: Seine Stimme klang, als wäre er übelster Laune. »Hat Steel Ihnen das nicht gesagt?«
»Doch«, erwiderte ich. »Aber er hat nicht gesagt, warum wir zu Ihnen kommen sollen. Es ist mitten in der Nacht.«
»Das weiß ich selber«, erwiderte Bach unfreundlich. »Ich habe etwas mit Ihnen zu besprechen. Mit Ihnen beiden. Es ist wichtig. Aber nicht am Telefon.«
»Also gut«, seufzte ich. »Wir kommen.« Ich hängte ein und wandte mich wieder zu Kim um. »Bach hat ihn geschickt«, sagte ich. »Du brauchst dich nicht aufzuregen.«
Meine Worte beruhigten sie nicht. Ganz im Gegenteil. Sie wirkte noch nervöser als zuvor. Bevor ich weiterreden konnte, klopfte es erneut an der Tür. Ich gestikulierte ihr hastig zu, still zu sein, ging hin und rief durch das Holz hindurch und ohne die Tür zu öffnen: »Ja, verdammt. Ich sagte: zehn Minuten.«
»Ich an deiner Stelle würde mich beeilen, Jonny-Boy«, antwortete Steel hämisch. »Der Captain hat gesagt, dass ich euch nötigenfalls auch mit Gewalt mitbringen soll. Gibst du mir einen Grund, es zu tun?«
Wütend zog ich die Kette zurück, riss die Tür auf und trat herausfordernd einen Schritt auf Steel zu. Er rührte sich nicht. Grinsend und mit in die Hüften gestemmten Händen stand er da und sah mir entgegen, und ich las in seinen Augen, dass er tatsächlich nur auf eine Gelegenheit wartete,

auf mich loszugehen.
»Also gut«, sagte ich. »Wir kommen mit. Aber ich warne dich: Wenn es nicht wirklich so ist, wie du gesagt hast, möchte ich nicht in deiner Haut stecken.«
Steels Antwort bestand nur in einem noch breiteren, hämischen Grinsen. Als ich die Tür diesmal wieder schließen wollte, machte er einen schnellen Schritt und stellte den Fuß dazwischen. Ich starrte ihn noch eine Sekunde lang wütend an, aber ich gab ihm nicht die Genugtuung, wirklich die Beherrschung zu verlieren, sondern drehte mich nur mit einem Ruck um und ging zu dem Stuhl, über den ich vor kaum einer Viertelstunde meinen Mantel geworfen hatte.
Auch Kimberley hatte sich gerade ihre Jacke geholt, doch als sie zur Tür gehen wollte, klingelte das Telefon erneut. Sie hob ab, meldete sich und lauschte einige Sekunden wortlos. Ich stellte mich so hin, dass Steel ihr Gesicht nicht sehen konnte, beobachtete sie aber sehr aufmerksam. Ich sah, dass sie erschrocken zusammenfuhr und sich auf die Lippen biss, doch sie sagte immer noch nichts, sondern nickte nach einigen Sekunden und sagte schließlich: »Ja. Ich habe verstanden. Übermorgen dann.«
Sie hängte grußlos ein, drehte sich zu mir herum und ließ ihre Handtasche fallen, als sie genau neben mir war. Wir bückten uns beide gleichzeitig danach, so hastig, dass wir fast mit den Köpfen zusammengestoßen wären, und während wir für eine halbe Sekunde ganz dicht beieinander waren, flüsterte sie:
»Das war Mr. Robert. Wir müssen verschwinden. Bach weiß alles.«
Ich konnte spüren, wie mir das Blut aus dem Gesicht wich. Kimberley stand mit einer fließenden Bewegung wieder

auf, aber ich blieb noch einen kurzen Moment erstarrt und reglos hocken, ehe ich mich ungeschickt ebenfalls aufrichtete und sehr viel langsamer zu Steel herumdrehte, als notwendig gewesen wäre.
Er betrachtete Kimberley und mich weiter mit hämischem Blick und aus Augen, in denen eine boshafte Vorfreude loderte. Diesmal war ich sicher, mich nicht zu täuschen.
Vielleicht hatte ich mich nie in ihm getäuscht. Vielleicht war das Unbehagen, das ich in seiner Nähe spürte, gar nicht darin begründet, dass ich Steel einfach nicht leiden konnte. Vielleicht hatte es einen ganz anderen, viel schlimmeren Grund.
Meine Gedanken rasten, während wir die Wohnung verließen und Kimberley sorgsam hinter sich abschloss. Wir mussten weg. Ich musste handeln. Jetzt, sofort, hier! Steel war garantiert nicht allein gekommen. Ich war lange genug bei Majestic um zu wissen, wie Bachs Agenten vorgingen. Unten vor dem Haus würde ein Wagen mit mindestens zwei weiteren Männern warten, und mit großer Wahrscheinlichkeit stand ein weiterer Trupp vor der Hintertür, falls wir auf diesem Wege zu entkommen versuchten.
Aber ich wusste auch, dass ich es nicht allein mit Steel aufnehmen konnte. Er war nicht nur ohnehin stärker und brutaler als ich, er war noch dazu von einem Ganglion besessen, und ich hatte bereits zweimal am eigenen Leibe gespürt, welch übermenschliche Kräfte die Wirte dieser außerirdischen Parasiten zu entfesseln in der Lage waren. Und ich war nicht einmal bewaffnet.
»Hast du die Wagenschlüssel?« fragte ich, während ich neben Kim und vor Steel die Treppe hinunterging. Kimberley nickte, und Steel sagte:

»Die braucht ihr nicht. Ihr fahrt mit uns.«
Ich blieb stehen und sah zu ihm hoch. »Uns?«
Wenn Steel seinen Versprecher bedauerte, dann verbarg er es gut. Er zuckte nur mit den Schultern, deutete nach unten und machte eine einladende Geste, weiterzugehen, und ich griff nach seiner ausgestreckten Hand, riss mit aller Kraft daran und warf ihn die Treppe hinunter.
Steels übermenschliche Kraft nutzte ihm nichts. Er reagierte blitzschnell und riss sich los, aber seine wedelnden Arme griffen ins Leere. Er schlug einen grotesken halben Salto, prallte mit furchtbarer Wucht auf die Stufen und schlitterte hilflos und ohne auch nur den mindesten Laut von sich zu geben, bis zum nächsten Treppenabsatz hinab. Sofort setzte ich ihm nach. Steel reagierte so, wie ich es befürchtet hatte: Er zeigte keine Spur von Schmerz oder Benommenheit, sondern stemmte sich sofort wieder in die Höhe, aber ich war bereits bei ihm. Als Steel noch im Aufstehen die Arme in die Höhe riss, um den erwarteten Schlag abzufangen, trat ich ihm mit aller Macht gegen die Brust. Er wurde in die Höhe katapultiert, prallte gegen die Wand und war für einen kurzen Moment nun doch benommen; vielleicht auch nur überrascht. Ich gab ihm keine Gelegenheit, seine Überraschung zu überwinden, sondern setzte ihm abermals nach, boxte ihm zwei-, dreimal mit aller Kraft, die ich aufbringen konnte, in den Magen und riss das Knie hoch, als er sich krümmte.
Meine Kniescheibe traf ihn genau unter das Kinn und das war selbst für ihn zu viel. Steel verdrehte die Augen, ließ ein sonderbares, seufzendes Geräusch hören und kippte bewusstlos zur Seite.
Kimberley wollte weiterlaufen, aber ich schüttelte den

Kopf. »Warte. Hilf mir.«
Mit vereinten Kräften drehten wir Steel auf den Rücken. Ich griff unter seine Jacke, nahm seine Waffe an mich und gab Kim dann mit Gesten zu verstehen, mir dabei zu helfen, ihm den Mantel auszuziehen.
»Was hast du vor?« fragte sie verwirrt.
»Unten vor der Tür warten garantiert noch mehr Männer«, sagte ich. »Wir brauchen eine Tarnung.«
Kimberley half mir, aber sie sah mich mit wachsender Verwirrung an, während ich Steel den Mantel auszog, mich aufrichtete und in ihr auffordernd hinhielt. »Das ist nicht dein ernst«, sagte sie.
»Ich weiß, es ist lächerlich, aber es kann funktionieren«, antwortete ich ungeduldig. »Setz seinen Hut auf. Und geh genau hinter mir. Der Wagen steht direkt vor der Tür. Wenn sie für zwei oder drei Sekunden darauf hereinfallen, haben wir eine Chance.«
Kimberley sah mich auf eine Art an, als zweifle sie an meinem Verstand, schlüpfte aber trotzdem gehorsam in den Mantel und bückte sich nach dem schwarzen Hut, den Steel getragen hatte. Mit einiger Mühe gelang es ihr, ihr blondes Haar darunter zu verbergen. Ich nahm ihre Handtasche an mich, stopfte sie unter meine Jacke und reichte ihr Steels Pistole. Kimberley riss die Augen auf.
»Was soll ich damit?«
»Sie mir in den Rücken drücken«, antwortete ich. »Unauffällig, aber so, dass sie es sehen können.«
»Das ist Wahnsinn«, murmelte Kim.
»Ich weiß«, antwortete ich. »Wir müssen schnell sein. Sobald ich zu rennen beginne, läufst du zum Wagen. Wenn mir etwas passiert, verschwindest du.« Ich hob die Stimme,

als sie antworten wollte. »Keine Widerrede! Es nutzt weder dir noch mir, wenn sie uns beide kriegen.« Ich deutete auf Steel. »Komm jetzt, bevor er wach wird.«
Wir gingen weiter, blieben aber vor der Haustür noch einmal stehen. Ich versuchte, einen Blick durch das Glas auf die Straße hinaus zu werfen, aber die eingeschaltete Treppenhausbeleuchtung und die Dunkelheit draußen verwandelten es in einen Spiegel, auf dem ich nur unsere eigenen, verzerrten Schatten sah. Immerhin glaubte ich, einen Schemen wahrzunehmen, der sich auf der anderen Straßenseite bewegte. »Bist du so weit?« fragte ich. Ich konnte hören, wie sie den Kopf schüttelte.
»Nein, aber wir müssen es wohl trotzdem tun.«
Die Angst war fast völlig aus ihrer Stimme verschwunden. Sie klang angespannt, aber nicht einmal sehr nervös und wieder spürte ich für einen winzigen Moment so etwas wie Bewunderung für ihre Kaltblütigkeit. Ich selbst starb innerlich fast vor Angst. Unser Plan war kein Plan, sondern einfach grotesk. Trotz der Dunkelheit draußen würde Kims Verkleidung allerhöchstens zwei oder drei Sekunden vorhalten. Aber diese Zeit musste eben reichen!
Ich öffnete die Tür, trat langsamer als notwendig hinaus und sah mich rasch nach beiden Seiten um. Vielleicht hatten wir doch Glück. Der Wagen war da, wie ich erwartet hatte, aber er parkte nicht unmittelbar vor dem Haus, sondern auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Die Gesichter der beiden Männer darin waren als helle Flecken in unsere Richtung gewandt, aber sie würden Zeit brauchen, um uns zu erkennen. Zeit, um zu reagieren und vor allem Zeit, um auszusteigen. Vielleicht nur einige Sekunden, doch unser eigener Chevy stand kaum zehn Meter entfernt,

und ich hatte den Wagenschlüssel bereits in der Hand. Etwas Hartes berührte mich im Rücken und versetzte mir einen sachten Stoß, der mich einen halben Schritt weit aus der Tür stolpern ließ; Steels Pistole, die Kim mir zwischen die Schulterblätter drückte.

Ich machte eine Bewegung, die die Männer drüben im Wagen glauben lassen sollte, dass ich Steel einen wütenden Blick zuwarf, trat zwei, drei Schritte weit auf den Bürgersteig hinaus - und fuhr dann herum. Plötzlich ging alles rasend schnell.

Kim und ich rannten im gleichen Moment los, in dem die Türen des schwarzen Wagens auf der anderen Straßenseite aufflogen. Die zehn Meter bis zum Chevy schienen zur Ewigkeit zu werden, und die halbe Sekunde, die ich brauchte, um die Tür zu öffnen und mich hinter das Lenkrad zu werfen, zu einer Stunde. Hastig beugte ich mich über den Beifahrersitz, öffnete die Tür und versuchte den Schlüssel ins Schloss zu rammen, noch während ich mich aufrichtete. Meine Hände zitterten. Ich verlor eine weitere, kostbare halbe Sekunde und hätte den Schlüssel um ein Haar fallen gelassen.

Kim warf sich neben mich auf den Sitz, zog die Tür zu und drückte den Knopf herunter und ich bekam endlich den Schlüssel ins Schloss. Der Motor sprang auf Anhieb an, aber ich war so aufgeregt, dass mein Fuß von der Kupplung rutschte und ich ihn abwürgte. Während ich den Schlüssel fluchend zurück und wieder vor drehte und auf das Mahlen des Anlassers lauschte, warf ich einen Blick in den Rückspiegel und sah zwei Gestalten auf uns zu hetzen, und im gleichen Moment flog auch die Haustür auf, und eine dritte Gestalt taumelte heraus. Steel!

Der Motor sprang endlich an. Ich setzte mit durchdrehenden Reifen ein Stück zurück, um aus der Parklücke herauszukommen, rammte den Gang herein und gab wieder Gas. Zu viel. Die Reifen drehten durch und der Wagen kam kaum von der Stelle. Jemand begann wütend an der Beifahrertür zu rütteln. Faustschläge trafen das Dach und plötzlich erschien Steels Gestalt wie aus dem Nichts unmittelbar vor dem Kühler. Ich reagierte ganz instinktiv. Trotz allem wollte ich Steel nicht töten, ebenso wenig wie die beiden anderen Männer, die mittlerweile lauthals fluchend und mit aller Kraft an beiden Türen des Wagens rüttelten. Ich rammte den Rückwärtsgang wieder herein, ließ den Wagen zwei Meter nach hinten schießen, und die beiden Agenten brachten sich hastig in Sicherheit, um nicht von den Füßen gerissen zu werden.

Etwas krachte. Ein harter Schlag ließ den Chevy erbeben, als ich gegen den hinter uns geparkten Wagen krachte und um ein Haar den Motor erneut abgewürgt hätte. Mit fahrigen Bewegungen legte ich den ersten Gang wieder ein, trat Kupplung und Gas gleichzeitig durch und starrte Steel an, der breitbeinig unmittelbar vor uns stand.

»Ich habe dich gewarnt, Jonny-Boy!« schrie er. »Aber du wolltest es ja nicht anders!« Er griff unter die Jacke. Kim hielt die Pistole, die ich ihm abgenommen hatte, immer noch in der rechten Hand, trotzdem waren seine Hände nicht leer, als sie wieder zum Vorschein kamen, sondern hielten eine zweite Waffe, mit der er in aller Ruhe auf mich anlegte.

»John!« schrie Kim.

Ich wusste, dass er schießen würde. Ich konnte es in seinen Augen lesen. Und es war nicht das Ding in ihm, das ihn da-

zu brachte. Es spielte keine Rolle, ob ich Steel oder dem Ganglion gegenüberstand - jeder der beiden hatte nur auf einen Vorwand gewartet.

Die Zeit schien stehen zu bleiben. Ich konnte sehen, wie Steel die Waffe sorgfältig auf mein Gesicht richtete und sich sein Zeigefinger dem Abzug näherte. Die Situation kam mir ... unwirklich vor. Eine Szene aus einem Alptraum, erschreckend und grotesk zugleich. Mein Leben war schon vor Monaten zu einer Achterbahnfahrt geworden, in der Tod und Gewalt eine weitaus größere Rolle spielten, als ich bis jetzt hatte wahrhaben wollen. Und trotzdem erschien es mir in diesem Moment einfach absurd, dass Steel mich töten würde. Dann schrie Kim ein zweites Mal und noch gellender auf, und ich reagierte endlich. Im gleichen Sekundenbruchteil, in dem Steel den Abzug durchdrückte, ließ ich die Kupplung springen und riss das Lenkrad nach rechts. Der Wagen schoss mit qualmenden Reifen auf Steel zu. Die Kugel prallte gegen den Fensterrahmen neben meinem Gesicht und flog Funken sprühend davon, und ich trat das Gaspedal noch weiter durch und kurbelte gleichzeitig verzweifelt am Lenkrad. Steel machte eine unglaublich schnelle Bewegung zur Seite, um dem Chevy auszuweichen. Er schaffte es nicht. Der Kotflügel des Wagens traf ihn mit einem dumpfen Geräusch, riss ihn von den Füßen und schleuderte ihn in die Luft.
Steels Waffe flog davon. Mit wirbelnden Armen prallte er auf die Motorhaube und rutschte ein Stück darauf empor. Der Anprall hätte jeden normalen Menschen getötet oder zumindest so schwer verletzt, dass er das Bewusstsein verloren hätte, Steel nicht. Im Gegenteil: Er klammerte sich

mit aller Kraft fest und schaffte es sogar irgendwie, nicht abgeschüttelt zu werden, als ich das Lenkrad mit einem Ruck in die entgegengesetzte Richtung riss und der Wagen kreischend über die Straße schlingerte.
»Gib auf!« brüllte er. »Du hast keine Chance, Jonny-Boy! Wir kriegen dich!«
»John!« schrie Kim. »Tu etwas!«
Ich riss das Lenkrad wieder nach rechts, trat hart auf die Bremse und gab fast gleichzeitig wieder Gas, doch Steel ließ seinen Halt nicht los. Er wurde hin und her geschleudert, aber er klammerte sich mit einer Hand weiter fest, während seine linke Faust auf die Windschutzscheibe einzuschlagen begann. Das Glas hielt den Schlägen stand, aber ich wusste nicht, wie lange. Steels Knöchel platzten auf; Blut lief über die Scheibe, aber er schlug und drosch weiter darauf ein, als spürte er den Schmerz gar nicht.
Ein schrilles Hupen erklang. Ein Scheinwerferpaar huschte an uns vorbei, und ich hörte Bremsen hinter mir quietschen, dann Metall kreischen. Wir fuhren immer schneller, doch ich war so gut wie blind. Ich sah nur Steels Gesicht, das riesig und wutverzerrt vor mir die ganze Windschutzscheibe auszufüllen schien, und seine Faust, die immer und immer wieder auf das Glas krachte. Er schrie ununterbrochen:
»Wir kriegen dich!«
»John!« schrie Kim. Sie hob die Pistole.
»Nein!« brüllte ich. Gleichzeitig trat ich hart auf die Bremse und riss das Steuer mit einem Ruck so weit nach rechts, wie ich konnte. Steel wurde herumgewirbelt. Seine rechte Hand verlor ihren Halt. Ich sah, wie er über die Motorhaube nach vorne zu rutschen begann - und in diesem Moment prallte der Chevy mit beiden Vorderrädern gegen den Bür-

gersteig und machte einen gewaltigen Satz. Steel wurde zum zweiten Mal binnen weniger Augenblicke in die Luft gewirbelt, und als er zurückfiel, prallte sein Gesicht mit grausamer Wucht gegen den Fensterholm; genau dort, wo dreißig Sekunden zuvor seine Kugel abgeprallt war.
Ein furchtbarer, knirschender Laut erscholl. Die Windschutzscheibe war plötzlich voller Blut, und ich sah nur noch, wie Steels Körper wie eine lebensgroße Gliederpuppe davonwirbelte und meterweit entfernt auf den Asphalt fiel.
Der Motor ging aus. Instinktiv streckte ich die Hand aus und griff nach dem Schlüssel, aber ich führte die Bewegung nicht zu Ende, sondern starrte wie betäubt in den Spiegel. Steel war drei, vier Meter entfernt niedergestürzt und rührte sich nicht mehr. Er musste tot sein.
»Mein Gott«, flüsterte ich. »Das ... das wollte ich nicht.« Es war ehrlich gemeint. Dieser Mann - das Ding, in das er sich verwandelt hatte - hatte uns beide töten wollen, aber ich spürte keinen Triumph, nicht einmal Erleichterung, sondern nur ein tiefes, kaltes Entsetzen.
Rings um uns herum gingen bereits erloschene Lichter hinter Fenstern wieder an, wurden Türen geöffnet und erschienen neugierige Gesichter. Und weiter entfernt glaubte ich bereits eine Polizeisirene zu hören, aber das alles kam mir immer unwirklicher vor. Ich hatte immer noch das Gefühl, in einem Alptraum gefangen zu sein, aus dem ich nur nicht erwachen konnte.
Es war Kimberley, die mich halbwegs in die Wirklichkeit zurückriss. Ihre Hand berührte mich an der Schulter, sie sagte nichts, aber sie machte eine Geste nach hinten, und als ich ihr mit Blicken folgte, sah ich zwei Gestalten mit wehenden Mänteln auf uns zu hasten. Beide hatten Pistolen

in den Händen und ich zweifelte nicht daran, dass sie ihre Waffen benutzen würden.
Das Heulen der Polizeisirene war näher gekommen. Ich nickte stumm, startete den Motor und fuhr los.

Der Highway schimmerte wie ein silbernes Band vor uns in der Nacht. Es war sehr dunkel. Am Himmel stand kein Mond, und die Wolkendecke hatte sich im Laufe der letzten Stunden fast geschlossen und das Sternenlicht verschluckt, so dass ich den Eindruck hatte, durch einen Tunnel aus Schwärze zu fahren, der das Licht der voll aufgeblendeten Scheinwerfer verzehrte. Wir hatten Washington vor einer halben Stunde verlassen, und ich konnte mich nicht erinnern, seither auch nur einen einzigen anderen Wagen gesehen zu haben, der uns entgegenkam.
Doch es war mehr als eine Reise in die Nacht. Die schwarze Unendlichkeit, die vor uns vor dem Licht der Scheinwerfer floh und sich hinter uns wieder schloss, erschien mir wie ein Abbild der Zukunft, die uns erwarten mochte. Eine düstere, unendliche Leere voller unsichtbarer Gefahren und lauernder Feinde, in der es keine Ruhe gab, keinen Frieden, sondern nur eine nicht enden wollende Flucht.
Kimberley und ich hatten kein Wort gesprochen, seit wir die Stadt verlassen hatten, und die Stille schien allmählich selbst zu etwas Körperlichem, Drohendem zu werden, das sich im Wagen einnistete und ihn mit erstickender Schwere füllte.
»Sie werden uns jagen«, sagte ich schließlich. »Bach wird Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um uns zu kriegen.«
Kimberley antwortete nicht. Ich wandte rasch den Kopf,

blickte sie an und sah, dass ihr Blick nach draußen gerichtet war und dass darin wieder dieser unheimliche, angstmachende Ausdruck loderte, den ich vorhin schon einmal darin gelesen hatte. Sie sah nicht die vorüberhuschende Straße oder die Nacht, sondern etwas anderes, Schlimmeres.
Etwas, das ihr angetan worden war.
Ich fühlte mich schuldig, weil ich nicht dagewesen war, um sie zu beschützen, aber ich sprach auch das nicht aus.
Ich fühlte mich immer noch so leer und ausgebrannt wie in dem Moment unmittelbar nach unserer Flucht, und ich verspürte immer noch keine Zufriedenheit, wenigstens darüber, Steel und den anderen entkommen zu sein. Aber zu dem Gefühl der Niedergeschlagenheit und des Entsetzens, einen Menschen getötet zu haben, gesellte sich allmählich etwas anderes. Ein Empfinden, das nur langsam heranwuchs, aber stärker und stärker wurde, und das mich auf eine gewisse Weise nie wieder im Leben ganz loslassen sollte: einen tiefen, brennenden Hass auf die Wesen, die mich dazu gebracht hatten, all dies zu tun. Die über unvorstellbare Abgründe von Raum und Zeit hinweg zu uns gekommen waren, und die mit Menschen und Schicksalen spielten, wie unsere Forscher mit wehrlosen Laborratten.
Und in gewisser Weise konnte ich Bach plötzlich verstehen. Seine Methoden und Mittel waren falsch, aber ich wusste plötzlich zum ersten Mal, warum er den Kampf gegen die Fremden mit solcher Verbissenheit führte. Und vielleicht war dies der Moment, in dem auch ich ihn wirklich aufnahm.
Er war nicht vorbei. Wir hatten die Seiten gewechselt, möglicherweise mehr; vielleicht gab es jetzt keine Seite mehr, auf der wir standen. Vielleicht waren wir ganz allein.

Und trotzdem wusste ich mit unerschütterlicher Sicherheit, in diesem Moment, dass ich niemals aufhören würde, gegen die Grauen und ihre Verbündeten zu kämpfen ... Selbst, wenn ich es mit bloßen Händen tun musste!
»Hast du genug Geld bei dir?« fragte Kimberley plötzlich.
Ich sah sie wieder an und erkannte, dass die Dunkelheit sich wieder aus ihren Augen zurückgezogen hatte. Vielleicht hatte sie die Zeit einfach gebraucht, um auf ihre Weise mit dem Schrecken des Erlebten fertig zu werden.
Ich warf einen Blick auf das Armaturenbrett. Der Tank war gut zur Hälfte voll. Trotzdem schüttelte ich den Kopf. »Wir können noch nicht anhalten«, sagte ich. »Sie werden alle Motels im Umkreis von hundert Meilen kontrollieren.« Ich griff in die Jacke, zog meine Brieftasche hervor und überschlug unsere Barschaft. »Für zwei oder drei Tage wird es reichen, danach sehen wir weiter.«
»Wir haben einen weiten Weg vor uns«, sagte Kimberley.
Ich antwortete kopfschüttelnd: »Wir können nicht zu deinen Verwandten oder meinen Eltern, wenn du das meinst. Dort werden sie uns zuerst suchen.«
»Das wäre auch die falsche Richtung«, antwortete Kimberley.
Ich sah sie fragend an.
Kim fuhr sich müde mit beiden Händen durch das Gesicht, dann machte sie eine Kopfbewegung auf das silbergraue Asphaltband, das sich vor dem Wagen abspulte. »Und wir brauchen auch kein Geld für ein Zimmer. Wir haben eine lange Fahrt vor uns. Wenn du müde wirst, löse ich dich ab. Ich fürchte, dass wir kaum zum Schlafen kommen werden.«
»Warum?« fragte ich.
»Der Anruf vorhin«, antwortete Kimberley. »Es war Robert

Kennedy selbst, der angerufen hat. Ich bin nicht dazu gekommen, es dir zu sagen.«
»Woher wusste er, dass Bach informiert ist?« fragte ich.
Kimberley zuckte mit den Achseln. »Das weiß ich nicht. Er war sehr aufgeregt. Er sagte nur, dass wir auf der Stelle verschwinden sollten, und dass wir in großer Gefahr wären.«
»Das ist mir auch aufgefallen«, antwortete ich. »Immerhin haben wir wenigstens noch einen Verbündeten.«
Ich schwieg eine Sekunde, dann: »Hat er dir eine Telefonnummer genannt, unter der wir ihn erreichen können?«
Kimberley schüttelte den Kopf. »Nein. Aber das war auch nicht nötig. Wir haben eine Verabredung mit seinem Bruder.«
Ich sah sie überrascht an. »Wie?«
»Sie haben sich offenbar entschlossen, uns wirklich zu glauben«, bestätigte Kimberley. »Der Präsident will mit uns reden. Wir haben einen Termin bei ihm. Übermorgen Nachmittag, in Dallas.«